

HEYNE <



MEG
DONOHUE

DAS
BESTE
REZEPT
MEINES
LEBENS



ROMAN

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

HEYNE <



MEG
DONOHUE

DAS
BESTE
REZEPT
MEINES
LEBENS



ROMAN

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Das beste Rezept meines Lebens

MEG
DONOHUE

DAS
BESTE
REZEPT
MEINES
LEBENS

Aus dem Amerikanischen von Nadine Püschel

HEYNE <

Die Originalausgabe HOW TO EAT A CUPCAKE
erschien bei HarperCollins Publishers, New York

Das Zitat »Der Kuckuck führt ein Lotterleben. Purzelreime
von Ogden Nash«, ins Deutsche übertragen von K.F.Ross
und Max Knight, mit freundlichen Genehmigung
des Paul Zsolnay Verlags, Wien

Vollständige deutsche Erstausgabe 07/2012
Copyright © 2012 by Meg Donohue
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
ISBN: 978-3-641-09351-8

www.heyne.de

Für meine Eltern,
deren Liebe und Unterstützung
meine kühnsten Träume beflügeln.
Und für Phil und unsere Mädchen,
die mein Ein und Alles sind.

Juni

1 – Annie

Viele Leute halten mich für unzuverlässig. Das liegt daran, nehme ich an, dass ich mich vielleicht einen Tick zu ausgefallen anziehe, Mehlflecken auf den Kleidern habe und keine Hedgefonds-Managerin, IT-Unternehmerin oder Anwältin bin. Ach ja, und Locken habe ich auch, was mich wohl als unberechenbar ausweist. Sag mir, was für Haare du hast, und ich sag dir, wer du bist, scheint die neue Devise zu sein.

Natürlich nimmt niemand das Wort »unzuverlässig« in den Mund, wenn er mich beschreibt. Stattdessen fallen so beschönigende Umschreibungen wie »sie hat ihren eigenen Kopf« oder »sie weiß, was sie will«, was eigentlich heißen soll, dass sie mich für eine dieser launischen, selbstverliebten Zicken halten, die immer und überall vierzig Minuten zu spät kommen, wenn sie überhaupt irgendwann einmal auftauchen. Dabei ist genau das Gegenteil der Fall. Wenn ich etwas zusage, dann halte ich mich auch daran, danke sehr. Wenn ich verspreche, dass ich komme, dann bin ich auch pünktlich da.

Und trotzdem: Als ich zum ersten Mal nach zehn Jahren wieder auf dem gepflasterten Vorplatz der Villa der St. Clairs stand, spielte ich ganz kurz mit dem Gedanken, kehrtzumachen und das Weite zu suchen. Schweigend ragte das riesige Ungetüm vor mir auf – jenes Haus, in dem ich zusammen mit meiner besten und schlechtesten Freundin zugleich aufgewachsen war, der einzige Ort, der je so etwas wie ein Zuhause für mich gewesen war. Während ich noch zögernd zu den in der Abendsonne glänzenden Fenstern aufsaß, stieg aus der Schachtel in meinen Händen der heitere, zuversichtliche Duft von Meyer-Lemon-Cupcakes auf. Kurz überlegte ich, was schlimmer war: mit einem Rückzieher Lollys Zorn zu riskieren oder mich vor einem Dutzend kecker Cupcakes für meine Feigheit rechtfertigen zu müssen. Ich reckte mich so hoch, wie es meine 1,62 Meter erlaubten, und marschierte auf den Vordereingang zu.

Ein schmallippiges Dienstmädchen mit energisch gescheiteltem schwarzem Haar und dick aufgetragenem

Make-up öffnete die Tür. Sie war eindeutig nur für die Party engagiert worden. Normalerweise bekam Lolly schon die Krise, wenn ihre Angestellten auch nur einen Hauch zu viel Schminke auftrugen; angesichts dieser Kriegsbemalung war ein Wutanfall geradezu unvermeidlich. Prompt empfand ich Mitleid für die Frau. Oder war es Solidarität?

»Hi«, sagte ich. »Ich bin Annie Quintana.«

Die Frau wirkte etwas ratlos. Kein Wunder: Ich trug weder das schwarze Kellnerinnen-Outfit, noch war ich so aufgedonnert, dass ich als Gast durchgehen konnte. Sie blinzelte mich mit ihren Mascara-beladenen Wimpern an und senkte den Blick schließlich auf die Schachtel in meinen Händen. »Ah«, sagte sie. »Sie bringen die Cupcakes.«

»Genau. Ich bringe die Cupcakes. Ich bin sozusagen das Sahnehäubchen. Wie schön für mich!« Ich lachte dünn, aber sie ignorierte meinen Versuch, die Situation aufzulockern. Womöglich hatte Lolly bereits ein ernstes Wörtchen mit ihr geredet.

Sie drehte sich um und murmelte etwas vor sich hin, was ich als Aufforderung zum Eintreten interpretierte.

Ich betrat das kirchenschiffähnliche Foyer mit dem glänzenden Marmorboden. Die wilde Farbkomposition von Jackson Pollock, die ich so lebhaft in Erinnerung hatte – und später an der Uni analysieren musste –, hing immer noch über der mit braunem Stepppolster bezogenen Bank, auf der ich als Kind so oft gesessen hatte. Durch das Dachfenster zwei Stockwerke über uns fiel die goldene Abendsonne auf die Mahagoni-Treppen, die sich zu beiden Seiten des Raumes in die Höhe schlangen. Wenn dieser erste Eindruck nicht trog, hatte sich im Haus der St. Clairs in den letzten zehn Jahren nichts verändert. Das überraschte mich nicht. Evelyn und Thaddeus St. Clair, oder Lolly und Tad, wie ihre besten Freunde sie nannten, waren feste Größen in der High Society von San Francisco und hielten unbeirrbar an ihrem guten Geschmack fest. Ich hatte das Gefühl, aus der Zeit gefallen zu sein. Halb rechnete ich damit, Julia St. Clair in ihrer maßgeschneiderten Schuluniform am oberen Ende der Treppe stehen zu sehen, mit ihrem breiten Grinsekatten-Lächeln und dem Discman, aus dem das jodelnde Geträller von Jewel drang. Zum Glück war das unmöglich. Julia war mittlerweile achtundzwanzig Jahre alt, wie ich, und trug die

Farben unserer Schule schon lange nicht mehr. Mein letzter Stand war, dass sie als stellvertretende Vorsitzende eines Risikokapitalunternehmens in New York lebte. *Na, das hat Julia St. Clairs Bankkonto ja gerade noch gefehlt*, dachte ich, als die Nachricht von ihrem Topjob an einem ganzen Rattenschwanz von E-Mails mit einem fröhlichen »Pling« in meinem Postfach landete. *Noch ein paar Nullen mehr.*

Als ich hinter dem Dienstmädchen auf die Küche zusteuerte, tauchte urplötzlich Lolly St. Clair vor mir auf und drückte mich mit ihren schlanken, Chanel-umhüllten Armen unerwartet fest an sich. Die Kilos, die ich in den letzten zehn Jahren zugelegt hatte, schien die ohnehin dünne Lolly seither verloren zu haben. Sie kam mir vor wie ein zartes Vögelchen. Ein winziges, piepsendes, merkwürdig kräftiges Vögelchen.

»Ach, Gott sei Dank, du bist es nur!«, krächzte sie mir ins Ohr. »Ich wäre fast gestorben, als es klingelte. Zu früh kommende Gäste sind bei uns so willkommen wie die Pest. Das weißt du sicher noch von früher.«

Bevor ich ihr drohend ins Haar hüsteln konnte, krallte Lolly ihre Fingernägel in meine Schultern und schob mich ein Stück zurück. Ihre blassblauen Augen wanderten prüfend über mein Gesicht. Ich erwiderte ihren Blick, doch man hätte eine Lupe gebraucht, um irgendwelche Veränderungen an ihr zu erkennen. Mit ihren einundsechzig Jahren strahlte sie eine Faye-Dunaway-artige Schönheit aus. Ihrem Alter angemessen hatte sie sich die Haare weißblond gefärbt und zu einem kinnlangen Bob frisiert. Ihre makellose, straffe Haut hatte sie zweifellos einem hervorragenden Chirurgen zu verdanken. Andere Frauen ihrer Generation ähnelten nach solchen Liftings eher einem Schlauchboot im Windkanal.

Nachdem Lolly mich ausgiebig inspiziert hatte, zog sie mich wieder an sich. »Hallo, mein Liebes«, hauchte sie. »Meine reizende kleine Annie.«

Ich war fest entschlossen, mich nicht in das Netz von Erinnerungen einwickeln zu lassen, die ihre Stimme sofort in mir weckten. Stattdessen blickte ich über ihre Schulter in die Küche. Doch das war ein Fehler. Mein Körper versteifte sich sofort. Irgendwie war ich wohl davon ausgegangen, dass die St. Clairs wenigstens in der Küche Veränderungen vorgenommen hatten – aus Respekt vor meiner Mutter, aus Trauer oder Reue oder einfach nur, um keine düsteren Bilder

heraufzubeschwören. Aber alles sah noch genauso aus wie früher. Die Arbeitsflächen aus sandfarbenem Granit, dessen feine goldene Adern ich unzählige Male mit den Fingern nachgefahren hatte; die Backöfen, in denen Julia und ich bei Pyjama-Partys mit unserer Schulclique Pizza gebacken hatten; das lange Fenster mit dem perfekten Postkarten-Ausblick auf die glitzernde Bucht und die majestätische Golden Gate Bridge, bei dem mir das Herz jedes Mal noch etwas weiter aufging.

Zuhause. Das Wort bohrte sich wie ein vergifteter Pfeil in mein Inneres. Warum musste es auch so kompliziert sein? Warum konnte man nicht einfach von einem Haus sprechen, wie im Spanischen, wo *casa* das gefühlte Zuhause, aber auch jedes beliebige Gebäude meinen kann? Mein Blick streifte die Kücheninsel mit der weißen Marmorplatte, an der meine Mutter vor so langer Zeit so viele Stunden verbracht hatte. Ich versuchte krampfhaft, nicht auf die Stelle am Boden zu sehen, wo man meine Mutter gefunden hatte.

»Tja«, sagte ich und löste mich erneut aus Lollys Umarmung. »Wie ich sehe, habt ihr dieses Haus ziemlich vor die Hunde gehen lassen.«

Lolly lachte hell auf und hob den Zeigefinger. »Und wie ich sehe, hast du dich kein bisschen verändert. Ich bin fast versucht, dich zu fragen, ob du für deine Geschichtsklausur gelernt hast, mein Fräulein.«

»Frag nur«, sagte ich schon halb versöhnt. Lolly war eigentlich ganz erträglich, trotz ihrer spitzen Fingernägel. »Die Antwort wird immer noch die gleiche sein.«

Das Dienstmädchen, das in Lollys Gegenwart sehr viel zuvorkommender geworden war, holte auf ihre Anweisung hin die restlichen Schachteln mit Cupcakes aus dem Auto, das ich mir von meiner Freundin Becca geborgt hatte. Becca war es auch gewesen, die mich überredet hatte, die Törtchen für Lollys Benefizparty zugunsten von Save the Children zu liefern. *Spinnst du?*, war es aus Becca herausgeplatzt, als ich ihr erzählte, dass ich Lollys Bitte abzulehnen gedachte. Überleg mal, diese ganzen reichen *Fuzzis* werden *deine Cupcakes essen!* Und wozu bitte willst du dir diese Gelegenheit entgehen lassen? Um das achtmillionste Mandelcroissant für die Valencia Street Bakery zu backen? Um weiter die Scheiße irgendwelcher Schoßhündchen im Dolores Park einzutüten?

Ich konnte nicht abstreiten, dass sie Recht hatte. Und so war ich wieder bei den St. Clairs gelandet. Als Aushilfe. Mein Nervenkostüm war an diesem Tag sicher empfindlicher als Lollys teurer Zweiteiler.

Ich wusste natürlich ganz genau, dass Lolly jeden Pâtissier von San Francisco hätte buchen können, den sie wollte. Sie gab mindestens einmal im Monat einen großen Empfang; ihr Adressbuch war voller Caterer, Veranstalter und Hilfsorganisationen, die sie für förderungswürdig hielt. Trotzdem hatte sie mir in all den Jahren immer wieder präzise formulierte E-Mails geschickt und gelegentlich forsch auf den Anrufbeantworter gesprochen, ohne sich von meinen spärlichen Antworten entmutigen zu lassen. Es war ja nicht so, dass ich sie nicht mochte, aber ich hatte einfach schon sehr viel meiner Lebenszeit darauf verwendet, mich aus der Welt der St. Clairs zu befreien. Ich kannte Lolly gut genug, um zu wissen, dass sie gleich die ganze Hand nahm, wenn man ihr nur den kleinen Finger reichte. Doch als sie herausfand, dass ich als Bäckerin in einem kleinen Café im Mission District arbeitete – einem traditionell von Latinos bewohnten Viertel, in dem Lolly höchstwahrscheinlich noch nie gewesen war, geschweige denn gegessen hatte –, musste ich ihre Hartnäckigkeit einfach bewundern.

»Meine Lieblingssorte!«, rief sie aus, als sie die Schachtel öffnete, die das Dienstmädchen in der Küche abgestellt hatte. »Dass du das noch wusstest! Zitrone. Ach, da bin ich aber froh. Ich habe mir ein bisschen Sorgen gemacht, du könntest irgendwelche schrecklich *modernen* Sorten mitbringen. Es ist ja schon schlimm genug, dass ich Erwachsenen so etwas wie Cupcakes serviere ... nichts gegen dich, Annie! Heute ist jeder ganz verrückt nach diesen Dingen, nicht wahr? Aber wenn du mit so lächerlichen Geschmacksrichtungen wie *Wasabi* oder *Mojito* angekommen wärst, hätte ich wirklich nicht gewusst, was ich tun soll. Wenn ich den Geschmack von Lavendel auf der Zunge haben will, kann ich mir auch gleich Raumspray in den Mund sprühen.« Lolly verzog das Gesicht so weit, wie ihre gestraffte Haut es zuließ. »Manchmal habe ich den Eindruck, dass niemand mehr weiß, wie köstlich die feineren Dinge schmecken. Zum Glück gibt es die Klassiker.« Sie hielt inne. »Hast du ...« Sie warf mir einen prüfenden Blick zu. »Ist das

ein Rezept deiner Mutter?«

»So gut ich es aus dem Gedächtnis hinbekommen habe. Ich habe ihr Backbuch nie gefunden.« Ich sah kurz zu der Kücheninsel hinüber. »Ehrlich gesagt würde ich mich gern danach umsehen, wenn ich schon mal hier bin. Natürlich nur, wenn du nichts dagegen hast, dass eine abgebrannte Bäckerin in deinem wertvollen Silber herumschnüffelt.«

»Ich denke, wir können ausnahmsweise mal ein Auge zudrücken. Wir haben niemanden mehr in der Remise untergebracht, seit ...« Lollys Stimme erstarb. Sie musterte ihre perlmuttlackierten Fingernägel, bis sie sich wieder im Griff hatte. Als sie aufsah, war die Gefühlsregung, die sich kurz auf ihrem Gesicht bemerkbar gemacht hatte, verschwunden. Sie atmete tief durch, und ihre Brust hob und senkte sich unter der zinnfarbenen Bluse. Ich stellte mir vor, wie sie morgens vor dem Spiegel stand und ihre Liste durchging: *Makellos geschwungene Augenbrauen? Abgehakt. Gemeißelte Wangenknochen? Oh ja. Strahlendes Lächeln? Und ob. So, dann gehen wir mal ein paar Kinder retten.*

»Nun ja, Hausangestellte waren eigentlich nicht mehr nötig, nachdem ihr Mädchen aufs College gegangen seid«, fuhr Lolly fort. »Jetzt spuken nur noch Tad und ich durch dieses große alte Haus.«

Ich versuchte, mein Grinsen nicht zu breit werden zu lassen. Lolly und Tad hatten vielleicht keine Angestellten mehr bei sich wohnen, aber ich hätte mein bestes Cupcake-Rezept darauf verwettet, dass sie immer noch von früh bis spät von helfenden Händen umgeben waren. Schließlich waren diese helfenden Hände fast zwanzig Jahre lang die meiner Mutter gewesen.

Meine Mutter, Lucia Quintana, wurde mit sechzehn von ihrer streng katholischen Familie verstoßen, weil sie schwanger war. Sie floh aus Ecuador und quartierte sich erst einmal bei einer Cousine in South San Francisco ein, wo sie die nächsten zwei Jahre auf der Couch schief, bis sie schließlich das Glück hatte, als Nanny bei den St. Clairs anfangen zu können. Obwohl ich die Einzelheiten dieser Geschichte so gut kannte wie das Grundrezept für Rührteig, konnte ich sie immer noch kaum glauben. Wie hatte dieses schwächliche junge Mädchen, dessen Bauch sich schon unter dem ungewohnt gespannten T-Shirt zu wölben begann, bloß den

Mut aufgebracht, alles hinter sich zu lassen und mit unzähligen Überlandbussen fast zehntausend Kilometer weit in eine fremde Stadt zu fahren, in der es nur einen einzigen Menschen kannte?

Durch ein städtisches Vermittlungsprogramm landete Lucia irgendwann in dem vornehmsten Salon, den sie je gesehen hatte. Während sie auf der Kante eines cremefarbenen Plüschsofas kauerte, erzählte sie Lolly St. Clair in dem unbeholfenen Englisch, das sie sich in den zwei Jahren als Putzfrau zugelegt hatte, dass sie eine Tochter habe, Anita, die genauso alt war wie Lollys Julia. Das war in Lollys Augen ein Pluspunkt. Die Komplikationen, die bei Julias Geburt aufgetreten waren, hatten eine weitere Schwangerschaft unmöglich gemacht, und Lolly wollte nicht, dass Julia als Einzelkind aufwuchs. Diese Version der Geschichte hatte ich im Laufe der Jahre oft gehört, doch ich kannte Lolly gut genug, um zu wissen, dass sie ihre Entscheidung nicht nur aus Eigennutz getroffen hatte. Hinter ihrem gepflegten Äußeren versteckte sich ein weicher Kern; Lolly hatte wirklich ein Herz für Bedürftige, und wer konnte bedürftiger sein als eine alleinerziehende, arbeitslose Immigrantin? Also zogen meine Mom und ich kurz darauf in die Remise des Anwesens der St. Clairs in Pacific Heights. Und bis zu dem Tag, an dem sie starb, haben wir beide nie woanders gewohnt.

Während ich sechs Dutzend Cupcakes auf Lollys weißen Serviertellern aus feinstem Limoges verteilte, bewunderte ich meine kleinen Kunstwerke. Lollys Sorge war nicht unbegründet gewesen, denn ich hatte tatsächlich eine ausgesprochene Vorliebe für extravagante Geschmacksrichtungen und originelle Noten. Am liebsten kombinierte ich frische Zutaten mit einem altmodischen, sündhaft süßen Cremeberg; Bio-Pfirsich und Chai-Latte mit einem Topping aus Vanille-Ingwer-Buttercreme war gerade eine meiner Lieblingskreationen. Doch weil Lolly St. Clair die klassischen Varianten bevorzugte, hatte ich für ihre Benefizparty schlichte Cupcakes mit feinem Zitrone-, Vanille- und Mokka-Geschmack gebacken. Sie waren kleiner als meine experimentellen Tortentürme, und die Haube aus zarter Buttercreme hatte ich mit selbst gemachten Zuckergussfigürchen verziert, lauter reizenden kleinen

Vögelchen und Schmetterlingen. Kurzum, diese Cupcakes waren ein Gedicht. Oder um es weniger blumig zu sagen: Sie waren verdammt lecker.

Lolly bestand darauf, dass ich mich unter die Partygäste mischte, aber zuerst musterte sie mich noch von Kopf bis Fuß. Ein altbekannter Groll stieg in mir auf, während sie mein Outfit in allen Einzelheiten kritisch beäugte: die violette knielange Tunika, die schwarzen Leggings, das türkisfarbene Modeschmuck-Armband, die goldenen Kreolen und meine dunklen, unzählbaren Locken, die bis zum Rücken reichten. Immerhin hatte ich mich nicht mit den Secondhandklamotten begnügt, die ich normalerweise trug. *Ja, du hast Recht*, dachte ich und erwiderte ihren Blick mit trotzig vorgerecktem Kinn. *Ich passe hier nicht herein*. Doch innerlich war ich nervöser, als ich mir eingestehen wollte, und ich spielte mit meinem Armband, bis Lollys strenge Prüfung abgeschlossen war.

Aus Stolz überwand ich mich, das Foyer zu durchqueren und mich der Party anzuschließen, die inzwischen in vollem Gange war. Schwarz befrackte Kellner schwirrten im Salon der St. Clairs umher und servierten Damen in knisternden Seidenkleidern teuren Wein in ebenso teuren Kristallgläsern. Alle sahen einfach perfekt aus: durchtrainiert, braun gebrannt und mit einem Lächeln wie aus der Zahnpasta-Werbung. Offenbar gab es einen Zahnarzt in Palm Springs, der auf Wunsch Poolbesuche abstattete, um dort sein Bleaching durchzuführen. Nur mir hatte mal wieder keiner Bescheid gesagt. Ich fühlte mich ein bisschen, als hätte ich mich in ein Ferienlager für reiche Erwachsene verirrt, wo man sich den Tag über mit Wassersport verausgabt hatte und nun im Speisesaal zusammenkam. Mit dem kleinen Unterschied, dass man sich auf Yachten statt auf Paddelbooten vergnügt hatte und der Speisesaal nicht mit Bierbänken, sondern mit Kronleuchtern, Samtvorhängen und einem unbezahlbaren Panoramablick ausgestattet war.

Nehmen diese Leute überhaupt irgendwelche Nahrung zu sich?, fragte ich mich, und es tat mir jetzt schon leid um die Tablettts voller angebissener Cupcakes, die am Ende des Abends im Müll landen würden. Als mir ein Glas Wein angeboten wurde, nahm ich es dankbar an und steuerte schnell auf eine der drei Balkontüren zu, die auf eine riesige

schiefergraue Terrasse hinausführten.

Es war ein schöner Tag Ende Juni, der längste Tag des Jahres lag bereits hinter uns, und für San Francisco war der Abend ungewöhnlich klar und warm. Die Heizlampen auf der Terrasse waren noch nicht einmal angeschaltet. Die Bucht schillerte im Licht der untergehenden Sonne, das der Brücke die Farbe eines Red Velvet Cake verlieh und den Himmel über den graugrünen Eukalyptusbäumen des Presidio-Geländes in ein pfirsichfarbenes Licht tauchte. Im Süden erhob sich die Gefängnisinsel von Alcatraz dunkel aus dem Wasser; ich fragte mich, ob der ein oder andere Finanzhai, der in seiner Villa in Pacific Heights krumme Geschäfte abwickelte, bei diesem Anblick ins Schwitzen geriet, wenn er seinen Martini kippte. Ich unterdrückte ein Grinsen, lehnte mich über die Brüstung und berauschte mich an der Aussicht. Um die Wirkung noch zu verstärken, trank ich meinen Wein in einem Zug hinunter.

»Annie? Tatsächlich, du bist es !«

Diese Stimme. Ich fuhr herum. Vor mir stand Julia St. Clair. Sie war groß und gertenschlank wie eh und je, und ihre glänzenden blonden Haare waren so geschnitten, dass sie schnurgerade bis auf die Schultern fielen. Die schlichte Frisur, die ihr die Eleganz einer Pariserin verlieh, umrahmte ein Gesicht von unverändert anmutiger Schönheit.

»Julia!«, sagte ich und spürte, wie meine Waden sich verkrampften. Das passierte immer, wenn mich Angst überkam. Als würde mein Körper, den ich höchstens auf dem Weg zur Bushaltestelle zum Laufschrift zwang, in solchen Situationen einem angeborenen Fluchtinstinkt folgen. *Die Nähe dieser Frau*, schienen meine Beine mich zu warnen, *senkt deine Überlebenschancen!*

Julia umarmte mich. Ein leichter Duft von Rosenblüten hüllte mich ein. »Du siehst überrascht aus. Hat Mom dir nicht gesagt, dass ich hier bin?«

»Nein«, sagte ich kühl. »Kein Wort.«

Entweder bemerkte Julia meinen Ton nicht, oder sie überhörte ihn absichtlich. »Komisch. Na ja, ich wohne wieder zu Hause. Natürlich nur vorübergehend.« Sie lächelte und betrachtete den Diamantring an ihrer linken Hand. »Ich bin verlobt. Eine Hochzeit in Kalifornien komplett von New York aus zu organisieren wäre der Horror gewesen, also habe ich mich hier einquartiert. Wir heiraten im Frühjahr oben am

Weinberg.«

Das mit der Verlobung hatte Lolly tatsächlich erwähnt. Julias Zukünftiger, Wesley Irgendwas, war einer dieser Senkrechtstarter aus dem Silicon Valley. Allerdings hatte Lolly nicht dazugesagt, dass Julia wieder in San Francisco war. *Diese Intrigantin!*, dachte ich. *Machiavelli wäre beeindruckt gewesen.* Geschickt war sie, das musste man ihr lassen.

»Ich gratuliere«, sagte ich so neutral wie möglich, obwohl meine Zunge ganz trocken wurde. Julias Anblick versetzte mich zurück in eine Zeit, in der mich Gerüchte umschwirrt hatten wie eine dunkle, undurchdringliche Mückenwolke. »Das freut mich für dich.«

»Danke. Meine Güte, Annie, wie lang ist das jetzt her? Zehn Jahre? Das letzte Mal haben wir uns ...« Julia zögerte, und ich half ihr nicht über die unangenehme Stille hinweg. Es war einfach zu schön, sie in ihrer Selbstsicherheit wanken zu sehen. Doch dann warf sie ihre Haare zurück und vollendete den Satz. »Das letzte Mal haben wir uns bei der Beerdigung deiner Mutter gesehen.«

»Stimmt.«

Eine Weile blickten wir beide stumm zur Bucht hinunter.

»Sie fehlt mir«, sagte Julia.

Ich sah abrupt zu ihr hinüber. In ihrer Stimme lag etwas Klagendes, eine stille Verzweiflung, in der noch mehr mitzuschwingen schien als die Trauer über den Tod meiner Mutter. Julia St. Clair hatte schon immer jene edle, klassische Schönheit besessen, die einen geradezu zwang, sie zu betrachten. Ich versuchte, meine frühere Freundin mit den Augen eines Fremden zu sehen. Ihre Gesichtszüge waren weich, weniger akzentuiert als bei ihrer Mutter, eher hübsch als extravagant. Sie sah aus wie eine Frau, die jede Nacht ihre acht Stunden Schönheitsschlaf bekommt, jeden Morgen von Flieder- und Caffè-Latte-Duft geweckt wird und sich in eine Kaschmirdecke hüllt, wenn sie erster Klasse nach Rom fliegt – was sie ziemlich oft tat. Ihre aristokratische Nase war lang und schmal, aber nicht *zu* lang oder *zu* schmal, und ihre makellos cremefarbene Haut war noch nie von einem Pickel entstellt worden. Mit achtundzwanzig hatte Julia nicht die Spur von Lachfalten um ihre rosigen Lippen und tiefblauen Augen. Dabei erinnerte ich mich nur zu gut, dass ich sie als Kind unzählige Male zum Lachen gebracht hatte. Sie hatte ein

lautes, ansteckendes Lachen gehabt, das tief aus dem Bauch kam und ein unerwartet schiefes, breites Grinsen auf ihrem sonst so adretten Gesicht hervorrief.

Das war natürlich zu einer Zeit gewesen, in der ich mich noch freute, wenn ich Julia fröhlich stimmen konnte. Bevor ich erkannte, dass hinter dem Mädchen mit dem schallenden Lachen eine hinterhältige, verlogene, grausame junge Frau steckte, die alles daransetzte, mein Leben zu ruinieren.

»Wie auch immer«, sagte Julia und wandte sich mir zu. »Es ist wirklich schön, dich wiederzusehen.« Die Art und Weise, wie sie das sagte – mit einer Mischung aus Ehrlichkeit und Verwunderung, als könne sie es selbst kaum glauben –, machte mich noch gereizter. Sie zögerte, ihr Gesicht verdüsterte sich, und sie schien noch etwas sagen zu wollen. Doch gerade als sich in dem komplizierten und gefährlich giftigen Cocktail meiner Gefühle ein gehäufter Löffel Neugier auflöste, erklang die Stimme jenes Mannes, der damals einen der ersten Nägel in den Sarg unserer Freundschaft geschlagen hatte.

»Na sieh mal einer an!«, dröhnte es hinter mir. »Wenn man mir verraten hätte, dass diese Fete eigentlich ein Klassentreffen der hübschesten Mädchen unserer Schule ist, wäre ich schon viel früher gekommen.«

Diesen Spruch hätte eigentlich niemand bringen können, ohne schleimig zu klingen. Aber da er von Jake Logan kam – Jake Logan mit den blaugrünen Augen, den unfassbar hübschen Grübchen und dem verschmitzten Lächeln, bei dem die winzige Lücke zwischen seinen Vorderzähnen zum Vorschein kam –, löste er in mir ein Gefühl aus, wie es wohl kleine Welpen beim unbeschwerten Herumtoben empfinden. Ich weiß, ich weiß: Für eine erwachsene Frau ist es ein bisschen peinlich, beim Anblick von Grübchen ins Schwärmen zu geraten. Aber er hatte mich *hübsch* genannt! Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte mit dem Schwanz gewedelt und mich auf den Rücken gerollt.

Wie konnte es sein, dass ich zehn Jahre nach meiner Schulzeit immer noch eine Schwäche für Jake Logan hatte? Er war einer jener Teenager gewesen, denen man ein oder zwei Jahre später mit Sicherheit die Diagnose »Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom« gestellt hätte: immer auf dem Sprung, nie bei der Sache, ein schlagfertiger Hansdampf

in allen Gassen, der sich seines Charmes durchaus bewusst war, ohne dadurch selbstverliebt zu wirken. Wie er jetzt so vor mir stand, machte er immer noch einen genauso jugendlich unbekümmerten Eindruck wie eh und je – vielleicht waren seine Schultern etwas breiter, seine Haltung einen Tick lässiger und sein Blick offener und direkter geworden. Aber das ist ja bei den meisten Männern so, dass sie unverschämterweise mit zunehmendem Alter eher noch an Attraktivität gewinnen.

In meinem Bauch machte sich ein ganzer Schwarm Schmetterlinge bemerkbar. Was hatte mich nur geritten, diese *bescheuerte* lila Tunika anzuziehen? Julia trug natürlich ein trägerloses Minikleid, in dem sie sich so selbstsicher bewegte, als wäre es eine Hockeyuniform. *Runde zwei geht dann wohl auch an Julia*, dachte ich. Schließlich war Jake Julias Ex. Die ganze Situation war so surreal, dass sie nur mit Wein zu ertragen war. Ich schnappte mir ein weiteres Glas von dem Tablett, das ein Kellner gerade vorbeitrug, und zu meiner Überraschung tat Julia es mir gleich. Zu Highschool-Zeiten hatte Julia nie viel getrunken. Wir waren damals zwar minderjährig gewesen, aber davon hatte ich mich nicht abhalten lassen.

»Erstaunlich, dass meine Mutter dich nach der Gala im De Young Museum immer noch auf ihrer Gästeliste hat. Du warst so betrunken, dass du den Champagnerbrunnen umgestoßen hast!«, sagte Julia lachend zu Jake und berührte ihn leicht am Arm.

»Bitte«, flehte Jake in theatralischem Flüsterton. »Wie stellst du mich denn vor Annie dar? Sie hat mich seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Es besteht noch ein Funken Hoffnung, dass sie mich für einen vernünftigen, erwachsenen Menschen halten könnte.«

»Keine Chance, Jake Logan. Ich kenne dich«, sagte ich. »Kein halbwegs erwachsener Mensch würde Flip-Flops zum Anzug tragen. Höchstens jemand, der Investmentbankern Surfboards verkaufen will. Du und vernünftig? Dass ich nicht lache.«

Jake grinste. Jetzt sah ich die winzigen Fältchen um seine blaugrünen Augen. Seine Grübchen schimmerten durch einen braunen Dreitagebart, den er sich auf der Highschool nie und nimmer hätte wachsen lassen können. Doch diese

Veränderungen machten ihn nur noch attraktiver.

»Touché. Das mit dem Anzug werde ich mir hinter die Ohren schreiben.« Er stieß sein Weinglas ganz leicht an meines. »Und, Miss Quintana, was hast du in den letzten zehn Jahren sonst noch so getrieben, außer übergroße Egos zurechtzustutzen?«

Moment. Versuchte Jake Logan tatsächlich, mit mir zu flirten? Bevor ich zu einer Antwort ansetzen konnte, mischte Julia sich ein.

»Annie ist Konditorin.« Sie drehte sich zu mir um. »Und zwar eine ganz *hervorragende*. Ich habe schon einen deiner Cupcakes probiert. Diese Zitronendinger – die sind der Sommer pur. Weißt du noch, wie es war, sieben Jahre alt zu sein und mehr als alles auf der Welt unbedingt einen Cupcake zu wollen? Der Weltfrieden, die Wirtschaft oder, keine Ahnung, das Leben selbst, alles war egal. Aber so ein leckerer, selbst gebackener Cupcake war etwas ganz Besonderes. Weißt du noch?«

Noch ein Punkt für Julia, dachte ich, während ein Windstoß über die Terrasse fegte.

»Das Einzige, was ich mehr als alles andere auf der Welt wollte, war eine Schlange. Aber das ist vielleicht so eine Jungs-Sache«, sagte Jake. Sein belustigter Blick ruhte einen Augenblick lang auf Julia, und ich fragte mich unwillkürlich, ob er immer noch etwas für sie empfand. Dann sah er mich an, und ich kam kurz in den Genuss der Wärme, die seine Augen angenommen hatten, als er Julia betrachtete. »Dann sind diese Cupcakes also ... ein Rezept aus Ecuador?«

Ich traute meinen Ohren kaum. Er wusste noch, woher meine Mutter kam! Als ich versuchte, mir die wenigen Begegnungen mit Jake während der Schulzeit ins Gedächtnis zu rufen, fiel mir sofort der verächtliche Blick ein, mit dem er mich auf meinem demütigenden Weg zum Büro des Schuldirektors angesehen hatte. Das war am Ende meines qualvollen letzten Jahres an der Devon Prep gewesen. Davor hatte er hin und wieder wohl so etwas wie gutmütiges Interesse an mir gezeigt, aber nie genug, um es sich mit den wirklich coolen Leuten an unserer Schule zu verscherzen. Ich hingegen hatte nur einige wenige Freundinnen unter meinen Mitschülern gehabt. Jody, die Dichterin, die fürchterlich an Akne litt und immer vor sich hinmurmelte: »Das kommt

definitiv in meine Sammlung«, wenn die anderen aus der Klasse über ihre peinlichen, übereifrigen Wortmeldungen lachten. Und Penelope, die fast schon krankhaft schüchterne Klavierspielerin, die jedes Mal, wenn sie aufgerufen wurde, puterrot wurde. Diese Künstlerseelchen und ich hatten uns zusammengetan, um die Schulzeit einigermaßen heil zu überstehen; doch als die Gerüchte über mich in Umlauf kamen, konnten es noch nicht einmal Jody und Penelope riskieren, mit mir gesehen zu werden, und ich konnte es ihnen auch wirklich nicht verübeln. In diesem einsamen letzten Jahr verwandelte sich meine kindliche Fröhlichkeit in schwarzen Humor.

»Nicht ganz«, antwortete ich Jake. »In Ecuador gibt es keine besonders lange Cupcake-Tradition, aus der ich schöpfen könnte. Es hat eher was mit vererbtem Talent zu tun, schätze ich. Meine Mom konnte wunderbar backen.«

»Es liegt also in der Familie. Und jetzt bist du Konditorin.«

»Ehrlich gesagt arbeite ich hart daran, Etiketten zu vermeiden«, sagte ich. »Ich sehe mich sogar als Vorreiterin im Kampf gegen den Etikettenschwindel. Aber wenn du mich als Bäckerin bezeichnest, könnte ich dir das vielleicht ausnahmsweise durchgehen lassen. Ich backe Desserts und Frühstücksgebäck für die Valencia Street Bakery im Mission District. Die ist nicht größer als eine Imbissbude. Und ich führe die Hunde anderer Leute aus. Wir dürfen die Hunde nicht vergessen.«

»Niemals«, sagte Jake feierlich.

»Stell dein Licht nicht unter den Scheffel«, warf Julia ein. »Deine Cupcakes sind köstlich. Wirklich. Ich bin schwer beeindruckt.«

Ich sah sie an und schwieg einen Moment, bevor ich mich widerstrebend für das Kompliment bedankte.

Ich wusste nicht so recht, wie ich Julias Nettigkeiten deuten sollte. Falls es ihr ebenso absurd vorkam wie mir, dass wir drei hier plauderten wie alte Schulfreunde auf einem lang geplanten Klassentreffen, ließ sie sich nichts anmerken. Sie konnte doch nicht vergessen haben, was sie mir angetan hatte? Wie gemein sie in dem Jahr vor dem Tod meiner Mutter zu mir gewesen war? Wie ihre Intrigen mein Leben verändert und das Verhältnis zu meiner Mutter zerrüttet hatten? Was sie bei der Beerdigung gesagt hatte? Ich

schüttelte ärgerlich den Kopf, um die Erinnerungen an die Ereignisse jenes Jahres, die ich eigentlich so sorgsam verstaut hatte, wieder zu verscheuchen, und entschuldigte mich unter irgendeinem Vorwand. So lässig, wie es mir mit meiner nicht gerade robusten Statur nach zwei großen Gläsern Wein möglich war, ging ich zurück ins Haus. Kurz bevor ich den Salon betrat, hörte ich Julia lachen, ein kokettes und künstliches Lachen, das laut durch die warme Abendluft hallte. Ich warf einen Blick über die Schulter. Ihre Hand berührte Jakes Arm, ihre Stirn war ganz nah an seiner. *Verdächtig nah für eine glücklich verlobte Frau*, dachte ich und trat die Flucht aus diesem Haus an, das ich, so schwor ich mir, mitsamt der trügerischen Welt der St. Clairs ein für alle Mal verlassen würde.

Die flache, stuckverzierte Remise der St. Clairs lag direkt an dem öffentlichen Gehweg vor ihrem Anwesen und diente damit als eine Art Bollwerk zwischen der profanen Außenwelt und der Villa. Eine Garage und eine mit einem hohen Tor verschlossene Einfahrt bildeten das untere Stockwerk; im oberen Stock lag die Zweizimmerwohnung, in der meine Mutter und ich so lange gewohnt hatten. Als ich die Partygesellschaft verließ und auf dem unebenen Kopfsteinpflaster des Vorplatzes den allzu vertrauten Weg zur Remise einschlug, wurde ich von dem Déjà-vu-Gefühl geradezu überwältigt. Ich fand den Schlüssel an seinem gewohnten Platz unter einer steinernen Ente neben der Tür und steckte ihn ins Schloss. Nachdem ich eingetreten war, machte ich das Licht an und schnappte unwillkürlich nach Luft.

Unser altes Wohnzimmer zu sehen fühlte sich an wie ein Schlag in die Magengrube. Auch hier hatten Lolly und Tad nichts verändert. Ich nahm ein gerahmtes Foto vom Couchtisch. Es zeigte meine Mutter, die mit ihren vor Freude glänzenden dunkelbraunen Augen in die Kamera blickte, während sie sich herunterbeugte und mit einem Arm eine Elfenversion von mir und mit dem anderen ein kleines Füllen namens Julia umfasst hielt. Fast roch ich wieder ihren besonderen Duft, eine Mischung aus warmem Zucker und Vanille und dem entfernten Aroma saurer Zitrusfrüchte, Limette vielleicht. Behutsam stellte ich das Bild wieder an

seinen Platz zurück und kämpfte darum, den Halt in der Gegenwart nicht zu verlieren.

Wo zum Teufel konnte dieses Backbuch nur sein? Das letzte Mal hatte ich am Tag der Beerdigung meiner Mutter danach gesucht, und im Laufe der Jahre habe ich mich immer mal wieder gefragt, ob die Trauer sich damals wie ein Nebelschleier vor meine Augen gelegt hatte und ich es deswegen nicht gefunden hatte. *Vielleicht*, dachte ich, *habe ich das Buch einfach übersehen, weil ich es so eilig hatte, diesem Haus endlich den Rücken zu kehren.* Jedes Mal, wenn eine Nachricht von Lolly kam, hoffte ich insgeheim, dass sie sich meldete, weil sie das Buch gefunden hatte. Doch sie hatte nie etwas dergleichen erwähnt.

Das Buch meiner Mutter war weit mehr als ein Notizheft, in dem sie ihre Lieblingsrezepte festhielt, obwohl das bei ihren Backkünsten schon gereicht hätte, um es in meinen Augen wertvoll zu machen. Aber ich wusste, dass Mom es auch als Tagebuch benutzt und Abend für Abend ihre Gedanken niedergeschrieben hatte – über den vergangenen Tag, über ihre Tochter und die Familie, für die sie so liebevoll sorgte. Das Bild meiner Mutter, wie sie über das Buch gebeugt dasaß und die Seiten mit ihrer ordentlichen, runden Handschrift füllte, ihr Gesicht umgeben von dem schützenden Vorhang ihrer dunklen Haare, hatte sich mir für immer ins Gedächtnis gebrannt. Ich glaube, irgendwie war ich damals sogar erleichtert gewesen, dass ich das Buch nicht gefunden hatte. So kurz nach ihrem Tod hatte ich mich noch nicht wirklich bereit gefühlt, ihre persönlichen Aufzeichnungen zu lesen. Wäre das nicht einem Vertrauensbruch gleichgekommen? Aber die Rezepte! Die Baisers, die *Empanadas Dulces*, die Kokosnuss-Flans meiner Kindheit! Ich hatte immer wieder versucht, sie nachzubacken, aber ohne das Buch waren meine Kreationen nur ein blasser Abklatsch der kleinen Kunstwerke, die meine Mutter mit solcher Hingabe und Geduld geschaffen hatte.

Also gab ich es irgendwann auf, ihre Rezepte zu imitieren, und erfand meine eigenen. Schon in der Collegezeit begann ich, mit Gebäck und Torten zu experimentieren; für die Erkenntnis, dass ich damit ein Ritual schuf, um meiner Mutter nahe zu sein und ihren Tod zu verarbeiten, brauchte ich keinen Therapeuten. Als ich einsehen musste, dass ich ohne

ihre Rezepte die Spezialitäten meiner Mutter niemals so hinbekommen würde wie sie, gab ich ihnen einen modernen Touch. Diese Kreationen brachten mich meiner Mutter näher, und gleichzeitig hatte ich das Gefühl, noch nie so weit von ihr entfernt gewesen zu sein. Ich hatte keine Familie. Meinen Vater hatte ich nie gekannt, Geschwister gab es nicht, und selbst die Cousine, bei der meine Mutter damals gewohnt hatte, war vor einiger Zeit aus South San Francisco zurück nach Ecuador gezogen. Ich dachte, wenn ich die Frucht-Baisers meiner Mutter noch einmal kosten könnte, würde ich mich vielleicht weniger allein fühlen – zumindest bis die zwei, drei Happen aufgegessen waren.

Auf dem Regal neben dem Küchenherd standen noch ein paar Kochbücher – *Kochgenuss*, *Das Geheimnis der französischen Kochkunst* –, aber von dem Backbuch war weit und breit keine Spur. Ich öffnete alle Schubladen und Schränke in der Küche und schaute sogar in den Kühlschrank. Mit einem Seufzen lehnte ich mich an die geflieste Arbeitsplatte und nahm meinen ganzen Mut zusammen, bevor ich über den Flur in das Schlafzimmer meiner Mutter ging.

Das weiß bezogene Bett war säuberlich aufgeschüttelt und geglättet, als könne sie jeden Augenblick von einem harten Arbeitstag nach Hause kommen und sich auf einem frisch gemachten Bett ausruhen wollen. Der Schrank war leer. Nach der Beerdigung hatte ich ein paar Kleidungsstücke meiner Mutter für mich zusammengepackt und Lolly gesagt, dass sie alles andere an ein Hilfswerk ihrer Wahl spenden könne. Die Nachttischchen waren ebenfalls leer. Ich spähte gerade unter das Bett, als ich in der Küche Wasser rauschen hörte.

»Hallo?«, rief ich und ging wieder in die Küche hinüber.

Vor der Spüle stand Curtis und füllte sich ein Glas mit Wasser. Curtis war der langjährige Chauffeur, Hausmeister und Laufbursche der St. Clairs – was auch immer man brauchte, auf den großen, schweigsamen Curtis war immer Verlass. Er war sehr gealtert, seit ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Er musste jetzt über fünfzig sein. Seine gerötete Stirn war von tiefen Falten durchzogen, seine Augen waren dunkler und eingesunkener, als ich sie in Erinnerung hatte, und seine braunen Haare hatten sich fast vollständig grau verfärbt. *Mom hätte inzwischen sicherlich auch schon einige graue Haare, wenn sie über das reife Alter von 34 Jahren hinaus gelebt*

hätte. Bevor ich noch darüber nachdenken konnte, hatte ich Curtis auch schon die Arme um den Hals geschlungen und mein Gesicht in seiner starken Brust vergraben.

»Annie.« Er seufzte und tätschelte mir unbeholfen den Rücken. »Ich dachte, ich hätte jemanden kommen sehen, aber dann habe ich es doch für ein Hirngespinnst gehalten. Du hast mir einen Mordsschreck eingejagt.«

Ich trat einen Schritt zurück. »Ich bin's nur, Curtis«, sagte ich und wischte mir über die Augen. »Kein Küchengeist aus der Vergangenheit.«

Curtis zuckte verlegen die Schultern. »Was hat dich denn wieder zu den St. Clairs verschlagen, nach so langer Zeit?«

»Ich habe Lolly und ihre Leute mit Süßem versorgt, wie in den guten alten Zeiten. Und da dachte ich, wenn ich schon mal hier bin, kann ich bei der Gelegenheit auch gleich nach Moms Backbuch schauen. Du hast es nicht zufällig irgendwo gesehen? Ein Heft mit schwarzem Ledereinband, das sich bemerkenswert gut versteckt?«

Curtis schüttelte den Kopf. »Nein, tut mir leid.«

»Macht nichts. Es gibt Schlimmeres.« Noch während ich das sagte, merkte ich, wie enttäuscht ich war. In diesem Moment wurde mir erst richtig bewusst, warum ich zugestimmt hatte, Cupcakes für die Party der St. Clairs zu liefern: Ich hatte gehofft, ja geradezu erwartet, das Buch zu finden.

Curtis begleitete mich zu Beccas Auto. Irgendwie war ich froh, ihn an meiner Seite zu haben, als ich das Anwesen der St. Clairs verließ. Es lenkte mich für einen Augenblick von den quälenden Gefühlen ab, die die vergangenen Stunden in mir ausgelöst hatten. Ich hatte an dem Abend einige alte Bekannte wiedergetroffen, aber die Begegnung mit Curtis war mir die liebste von allen. Schließlich war er einer von uns. Oder genauer gesagt, ich hatte mich immer als eine von *ihnen* gefühlt – den Bediensteten. Da waren die St. Clairs – Lolly und Tad und Julia. Und da waren die Bediensteten – meine Mom und Curtis und ein kleines Heer weiterer Haushaltshilfen. Und ich steckte irgendwo dazwischen; ich besuchte zusammen mit Julia teure Privatschulen und wohnte mit meiner Mutter in der Remise. Ich hatte mich schon ziemlich früh entschieden, zu welcher Seite ich gehören wollte. Mit den Lucias und Curtises dieser Welt würde ich immer mehr gemeinsam haben als mit den St. Clairs.

Als wir uns zum Abschied umarmten, glaubte ich, eine Träne in Curtis' Augenwinkel schimmern zu sehen. Dabei konnte ihn doch sonst nichts erschüttern. *Ach du lieber Himmel*, dachte ich. *Was für ein sentimentaler Tag.*

»Bis zum nächsten Mal, Annie«, sagte er mit belegter Stimme und hob die Hand zum Gruß, als ich das Wagenfenster hinunterkurbelte und die Scheinwerfer einschaltete.

Nicht, wenn es sich irgendwie vermeiden lässt, dachte ich, ergriff aber noch einmal seine große Hand und lächelte, bevor ich Gas gab und zu meinem winzigen Apartment im Mission District zurückfuhr. Doch noch im kühlen Dämmerlicht des Wagens, während ich die ausgestorbenen Straßen von Pacific Heights hinter mir ließ und durch die hässlichen Neubausiedlungen in Western Addition in das noch immer belebte Ausgehviertel des Mission District kam und das anschwellende Orchester der Stadt schwach zu mir hereindrang, musste ich mir eingestehen, dass es wohl auch diesmal kein Abschied für immer gewesen war. Ein zweites Mal würden mich die St. Clairs nicht so einfach ziehen lassen.

2 – Julia

In den Wochen, bevor ich von New York wieder zu meinen Eltern nach San Francisco zog, brauchte ich zum allerersten Mal in meinem Erwachsenenleben einen Wecker, um aus dem Bett zu kommen. Ingeheim war ich immer stolz darauf gewesen, dass mir kein schrilles Klingeln, ja nicht einmal sanfte klassische Musik den neuen Tag ankündigen mussten. Mein Körper spürte einfach, wann es so weit war. Ganz egal, wo auf der Welt ich gerade war, ich schlug um Punkt 6.45 Uhr Ortszeit die Augen auf, ging im Kopf schon all die Dinge durch, die ich mir für den Tag vorgenommen hatte, und sehnte mir mit knurrendem Magen mein Frühstück herbei, das für gewöhnlich aus frisch geschnittenem Obst, griechischem Joghurt, einem Schokoladencroissant und grünem Tee bestand. In den Wochen vor meiner Rückkehr nach San Francisco wachte ich jedoch zu meiner Beschämung Morgen für Morgen später auf, bis ich schließlich klein beigab und die Weckfunktion meines Smartphones aktivierte. Doch sogar mit der blechernen Melodie im Ohr blieb ich jeden Tag noch ein paar Minuten liegen. Der Stolz auf meinen perfekt funktionierenden Körper war dahin.

In meinem alten Kinderzimmer war es noch viel schwerer, nicht in den düsteren Gedanken zu versinken, die mich immer wieder zu überwältigen drohten. *So fühlt sich also eine Depression an*, dachte ich und schürzte bei diesem Wort unangenehm berührt die Lippen. Mein Körper reagierte auf diesen Gedanken, indem er sich zusammenrollte, bis meine Knie die Brust berührten und meine Hüfte sich in die Matratze grub. Ich hatte bisher immer mitfühlend zugehört, wenn meine Freundinnen über Depressionen, Schlafstörungen und Migräneattacken klagten, aber ingeheim war ich doch überzeugt gewesen, dass solche Stimmungsschwankungen eine Entscheidungssache waren. Jeder konnte frei wählen, ob er glücklich sein wollte. Und wenn man sich dafür entschied, unglücklich zu sein, war das nicht schlicht und einfach aus Faulheit? Das betraf natürlich nur *meinen* Freundeskreis; alles schlanke, hübsche und gebildete Frauen, deren Eltern immer noch unsere ganze Clique in schicke

Restaurants ausführten, wenn sie uns in New York besuchten. Wie konnten *wir* uns das Recht herausnehmen, in Depressionen zu versinken? *Jeder ist selbst dafür verantwortlich, was er erlebt*, pflegte mein Lieblingsprofessor in Stanford in seinen BWL-Vorlesungen zu sagen.

Doch diese Antriebslosigkeit – dieses Gefühl, einfach nicht die Kraft zum Aufstehen zu haben und einen weiteren unendlich langweiligen Tag über so zu tun, als ginge es mir gut, obwohl das Gegenteil der Fall war – hatte ich *nicht* selbst gewählt. Gereizt verscheuchte ich den Gedanken. *Entspann dich und denk einfach an nichts*, befahl ich mir und rollte auf den Rücken, um mich auszustrecken. Eigentlich glaubte ich nicht an solche Übungen zum Erlangen des Seelenfriedens, aber mein Vertrauen in Disziplin hatte ich trotz allem, was geschehen war, noch nicht aufgegeben. Ich starrte auf den sich langsam drehenden Ventilator an der Decke. Die ganze Woche lang hatte mich sein lautes, monotones Surren bis in meine Träume verfolgt. Träume, in denen ich schwer atmend unter Wasser dahinschwamm, auf etwas Glänzendes zu, das ich nie erhaschen konnte, obwohl ich immer tiefer tauchte.

Während ich so dalag und mich darauf konzentrierte, an nichts zu denken (was natürlich ein Widerspruch in sich war), geschah etwas Erstaunliches. Nicht dass ich es geschafft hätte, alle Gedanken an diesen schrecklichen Morgen im Krankenhaus zu verdrängen, der nun schon einige Wochen zurücklag, aber mich seither nie wieder losgelassen hatte. Doch zum ersten Mal seit jenem Tag funkten bei meinem Versuch, an nichts Bestimmtes zu denken, nicht nur düstere Gedanken dazwischen, sondern auch leichte, fluffige, zitronige Erinnerungen. Ich dachte an Annie Quintanas Cupcakes.

Schon der erste Bissen von einem der Zitronen-Cupcakes, die bei der Benefizveranstaltung am Abend zuvor gereicht worden waren, hatte mich in meine Kindheit zurückkatapultiert. Plötzlich war ich wieder sieben Jahre alt und stand neben Lucia und Annie auf einem Tritthocker am Küchentisch, um mit einem Eisportionierer vorsichtig etwas Teig aus einer großen Schüssel in ein Cupcake-Förmchen zu geben, während mir bei der Aussicht auf das fertige Törtchen schon das Wasser im Mund zusammenlief.

»Gut, Julia. Jetzt ist Annie dran«, sagte Lucia in ihrem

leichten spanischen Akzent, der ihre leise gesprochenen Worte noch sanfter klingen ließ.

Um es meiner geliebten Lucia recht zu machen, nickte ich gehorsam, funkelte Annie aber böse an, als ich ihr den Eislöffel gab. Warum musste ich mit ihr teilen? Meine Portionen waren genauso perfekt wie Lucias! Doch meine Eifersucht auf Annie hielt nie lange an. Damals waren wir unzertrennlich. Die Nachmittage verbrachten wir damit, auf dem Spielplatz auf Klettergerüsten herumzuturnen, in unseren Fantasiewelten in die verschiedensten Rollen zu schlüpfen und im Garten in der Erde zu buddeln. Abends huschten wir dann zwischen dem Hauptgebäude und der Remise hin und her und besprachen im Flüsterton unsere Pläne für den nächsten Tag, bis Lucia oder meine Mutter damit drohten, unsere Zubettgehzeit strenger zu kontrollieren. Unsere Freundschaft war wie Yin und Yang – wir ergänzten uns perfekt. Zumindest bis zur Highschool, als dieses zarte, kindliche Gleichgewicht uns gnadenlos im Stich ließ.

Annie nahm den Portionierer und sprang mit beiden Beinen gleichzeitig auf den Hocker. Dann begann sie, den Cupcake-Teig herauszulöffeln, so schnell und hingebungsvoll, dass ich einen hysterischen Lachanfall bekam, aber auch ein bisschen nervös wurde. Lucia fing meinen Blick auf und blinzelte mir schelmisch zu, was seine Wirkung nie verfehlte: Ich war sofort wieder guter Laune. Sie war meine Nanny, seit ich denken konnte, und ich rannte immer zuerst zu ihr, wenn ich traurig, müde oder hungrig war. Schon als kleines Mädchen spürte ich instinktiv, dass meine Mutter, der strahlende Mittelpunkt unzähliger Benefizveranstaltungen und Galas und Dinnerpartys, stets ein wenig überfordert war, wenn ich mit meinen unzähligen Bedürfnissen ankam. Selbst wenn sie mich in die Arme nahm, schien immer noch eine gewisse Distanz zwischen uns zu sein. Bei Lucia war das anders; ihre weichen Arme umschlossen mich ganz und gar, während ihr Vanilleduft (den ich viel lieber roch als das Givenchy-Parfum meiner Mutter) mir in die Nase stieg. Und sie löste die Umarmung nie als Erste.

Natürlich ist niemand perfekt, aber wenn jemand meiner Vorstellung von Vollkommenheit nahe kam, dann war es Lucia. Ihr Vorrat an Liedern, die sie mit ihrer weichen, leicht

brüchigen Stimme auf Englisch oder Spanisch sang, war schier unerschöpflich. Sie vergaß nie, dass ich meine Käsesandwiches in zwei rechteckige und Annie die ihren in zwei dreieckige Hälften geschnitten haben wollte. Und sie konnte zuhören wie niemand sonst, als wäre ich das Allerwichtigste auf der Welt – sie besaß keine funkelnde Uhr, auf die sie verstohlen blickte, wenn ich das kleine Einmaleins aufsagte, und sie wurde auch nie am Telefon verlangt, wenn wir zusammen waren.

Erst Jahre später wurde mir bewusst, dass die Frauen, die meiner Mutter mit ihren ständigen Anrufen unsere gemeinsame Zeit stahlen, dieselben waren, die mir Einladungen zu allen angesagten Partys sicherten. Doch das erfüllte mich nur kurz mit Scham, ebenso wie die Erkenntnis, dass es mich mit Stolz erfüllte, neben meiner eleganten Mutter durch die Straßen zu spazieren, während ich an Lucias Seite nichts dergleichen empfand.

Meine Mutter begann ihren Tag für gewöhnlich mit einem Glas eisgekühltem Wasser und einer Runde Power-Walking unten an der Bucht, doch mein Vater, von dem ich nicht nur eine unfehlbare innere Uhr, sondern auch Geschäftssinn, ein an Besessenheit grenzendes Interesse an den Tagesnachrichten und eine Schwäche für Süßes geerbt hatte, frühstückte seit meiner Ankunft jeden Tag mit mir. So verbrachten wir die Vormittage damit, die Zeitungen zu studieren und uns gelegentlich aus einem Artikel vorzulesen, während ich mich über ein extragroßes Croissant und er sich über ein Riesenstück Coffee Cake hermachte. Als ich mich an dem Morgen nach der Benefizparty endlich dazu aufraffen konnte, aufzustehen, eine schwarze Röhrenjeans und eine Baumwollbluse anzuziehen und nach unten zu gehen, war mein Vater schon längst bei seinem dritten Becher Kaffee angelangt.

Sonja, die Köchin meiner Eltern, brachte meinen grünen Tee, als ich ins Esszimmer kam. Mein Vater warf mir über den Rand seiner Zeitung einen Blick zu und stieß einen leisen Pfiff aus.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte ich so leichthin wie möglich. »Mein letzter Arbeitstag liegt erst eine Woche zurück, und schon werde ich faul. Und, was ist los in der Welt ? Was

verpasse ich, wenn ich mal fünf Minuten verschlafe?»

»Ach, die Welt hat sich in Ruhe weitergedreht, keine Sorge«, sagte Dad und schüttelte die Zeitung auf, um besser umblättern zu können. Groß, breitschultrig und ungestüm, wie er war, kam mir mein Vater vor wie die 65-jährige menschliche Version eines achtjährigen Golden Retriever: liebevolle braune Knopfaugen, laute Stimme, unersättlicher Appetit. Zu Hause äußerte sich dieses Naturell in einer leutseligen, ja leidenschaftlichen Hingabe meiner Mutter und mir gegenüber, aber ich hatte genug seiner Telefonate mitgehört, um zu wissen, dass Thaddeus St. Clair knallhart sein konnte, wenn es ums Geschäft ging.

»Mist«, sagte ich. »Was für eine ernüchternde Erkenntnis, dass die Welt ohne mich nicht untergeht.« Ich schenkte mir eine Tasse Tee ein, biss lustlos in ein Croissant und startete auf die erste Seite des *Wall Street Journal*, ohne eine einzige Zeile zu lesen.

»Das war aber ein tiefer Seufzer«, sagte mein Vater nach einigen Minuten Stille.

»Was?«

»Du hast gerade geseufzt, mein Liebes. Und zwar sehr laut. Wenn ich diese Zeitung nicht schon durch hätte, würde mir um meine Aktien angst und bange werden.«

Hatte ich tatsächlich geseufzt? Mir war nichts dergleichen bewusst. Doch als ich die sorgenvolle Miene meines Vaters sah, schaute ich schnell weg, um nicht in Tränen auszubrechen. Seit Tagen kämpfte ich dagegen an, und dabei war ich noch nie eine Heulsuse gewesen! Innerlich fügte ich das der Liste an Signalen hinzu, mit denen mein Körper mir offenbar mitteilen wollte, dass ich ihn nicht länger unter Kontrolle hatte. Jedes Mal, wenn mir in den letzten Wochen die Tränen gekommen waren, hatte ich sie entsetzt und wütend hinuntergeschluckt. *Eine St. Clair blickt nie zurück*, ermahnte ich mich selbst. *Wir blicken nicht zurück, und wir weinen nicht*. Meine Mutter und mein Vater waren jeder auf seine Art aus zähem Holz geschnitzt, eine Veranlagung, die bis zu den fleißigen Goldsuchern auf den unteren Ästen unseres Stammbaums zurückreichte. Meine Eltern, das wusste ich nur zu gut, ließen sich selten von ihren Gefühlen hinreißen. Sie mochten ihre Schwächen haben, doch alles in allem bewunderte ich sie sehr. Beide waren

äußerst erfolgreich: Mein Vater hatte seine geerbten Millionen durch clevere Investitionen in neue Technologien vervielfacht; meine Mutter hatte ihrerseits Millionen, wirklich *Millionen* Dollar für verschiedene Hilfswerke und soziale Einrichtungen im Großraum San Francisco gesammelt. Ihr Erfolgsrezept lag auf der Hand: Strategie, Konzentration und Zielstrebigkeit. »Nein« war keine Antwort, die sie akzeptierten, und eine Eins minus war keine Note, für die ich jemals Lob und Süßigkeiten bekommen hätte.

»Julia?«, hakte mein Dad behutsam nach.

Ich setzte mich gerade hin und machte eine abwehrende Handbewegung. »Alles okay. Es ist nur die Hochzeit. Dummes Zeug.«

Dad nickte verständnisvoll und räusperte sich. »Eine Feier mit dreihundert Gästen auf die Beine zu stellen ist kein Kinderspiel. Aber wenn das jemand schaffen kann, dann du.« Er machte eine Pause. »Und wenn es dir zu viel wird, ist deine Mutter sicher nur allzu gern bereit, die Sache in die Hand zu nehmen.«

Ich zwang mich zu einem Lachen, und mein Vater hob die Augenbrauen. *Scheiße*, dachte ich. *Warum fällt es mir neuerdings so verdammt schwer, meine Gefühle zu verbergen?* Ich schob mir einen großen Löffel Beeren in den Mund und versuchte, genussvoll zu kauen.

»Oder stimmt etwas nicht bei dir und Wes?«, fragte er. Seine Stimme nahm einen väterlich beschützenden Ton an. »Ist etwas passiert?«

»Nein! Nein, Dad. Mit Wes läuft alles bestens. Wes ist einfach großartig.«

Wesley Trehorn und ich hatten uns vor anderthalb Jahren auf einer Party von einer Studienfreundin von mir in Manhattan kennengelernt. Wes war fünfunddreißig und hatte den Charme eines erwachsenen Mannes. Mit seinen breiten Schultern, dem kantigen Kinn und der schwarzen Brille war er genau mein Typ – Jason, mein bester Freund an der Columbia University, hatte mich immer mit meinem »Clark-Kent-Fetisch« aufgezogen. Aber Liebe auf den ersten Blick war es trotzdem nicht gewesen, obwohl mich die Mischung aus herzlicher Südstaaten-Lässigkeit und scharfem Verstand sofort für ihn eingenommen hatte. Es war eher Liebe-beim-dritten-Date, als Wes mir mehr über die Firma erzählte, die er gerade

gründete; ein Unternehmen, das kleine, günstige, robuste Computer herstellen sollte, um die Bildungsmöglichkeiten von Kindern in der dritten Welt zu verbessern. Er sprach voller Hoffnung und Begeisterung, und seine Augen leuchteten dabei vor Ehrgeiz. Ich spürte ein leichtes Ziehen in der Brust, als würde sich mein Herz einen neuen, etwas unsicheren Platz suchen.

Manche von Wesleys Eigenschaften kannte ich von mir selbst – auch ich war ehrgeizig, zu ehrgeizig vielleicht. Nachdem ich meinen MBA an der Columbia gemacht hatte, war ich bei Lane Thomas Ventures eingestiegen, einem der führenden Risikokapitalunternehmen von New York. Dort hatte ich schnell bewiesen, dass mir mein Vater sein untrügliches Gespür für den zu erwartenden Erfolg oder Misserfolg eines Hightech-Start-ups vererbt hatte. Aber es waren mehr die kleinen Unterschiede zwischen Wes und mir als die Gemeinsamkeiten, die mich faszinierten. Er war wie eine Julia St. Clair 2.0 – eine Spur zu ehrgeizig, aber Feuer und Flamme für die gute Sache, ohne dabei ein naiver Träumer zu sein. Ich hätte mein Leben nicht mit jemandem teilen können, der keinen Wert auf tägliches Duschen und einen guten Anzug legte, Südstaaten-Akzent hin oder her. Nein, selbst wenn Wes seine Vision beschrieb, wie seine Firma das Leben von Kindern in Armut verbessern würde, dachte er zugleich an die Veränderungen in seinem eigenen Leben, die er damit anstrebte. Er hatte große Pläne für das wunderbare Leben, das er sich aufbauen wollte, und es dauerte nicht lange, bis daraus unser gemeinsamer Traum wurde.

Nach dem Frühstück mit meinem Vater setzte ich mich auf die Terrasse und blätterte halbherzig ein Hochzeitsmagazin durch. Auf jeder Seite nichts als perfekte, strahlende Bräute. Selbst auf den Fotos von *echten* Hochzeiten, die *echte* Bräute am Tag ihrer Trauung zeigten, sahen die Bräute so fröhlich aus, dass es fast absurd wirkte. *Heuchler*, dachte ich und ließ das Magazin neben meinen Liegestuhl fallen. Traute sich denn keine Braut, die Unsicherheit zu zeigen, die sie vielleicht empfand, auch wenn sie die Liebe ihres Lebens heiratete? War es wirklich möglich, dass all diese Frauen ganz genau wussten, was die Zukunft für sie bereithielt? Oder machte ihnen die Ungewissheit einfach nichts aus? Ich war doch

sicher nicht der einzige Kontrollfreak, der den Weg zum Traualtar beschritt?

Die Morgenluft war noch kühl, aber in der Sonne war es bereits angenehm warm, also stellte ich die Rückenlehne zurück und schloss die Augen. Das Sonnenlicht ließ rote Muster auf meinen Lidern tanzen, meine Gedanken schweiften ab, und plötzlich lag ich wieder in dem Krankenhausbett und blinzelte benommen die schon etwas ältere Krankenschwester an, die sich über mich beugte. Von irgendwoher war ein Schluchzen zu hören, ein leises, primitives Geräusch. *Der Ausdruck von Trauer, dachte ich, ist seit Urzeiten derselbe geblieben.* Ich spürte einen hohlen Schmerz in mir, als ich erkannte, dass ich es war, die weinte. Mit tränenverquollenen Augen drehte ich mich auf die Seite. Der Kummer zerriss mir schier das Herz.

»Hat Sie jemand begleitet? Soll ich im Wartezimmer Bescheid sagen, dass Sie wach sind?«, fragte die Krankenschwester und tätschelte meine Hand. Über dem mit Blümchen bedruckten Krankenhauskittel sah ich verschwommen ihre langen dunklen Haare und ihre traurigen, müden Augen.

Ich schüttelte stumm den Kopf. Die Krankenschwester wollte eigentlich wissen, ob sie jemanden holen sollte, der mich trösten könnte, doch die Frau im Wartezimmer war nur eine Pflegekraft, eine stämmige Frau namens Yvette oder Yvonne oder vielleicht Ivana, die ich dafür bezahlt hatte, mich ins Krankenhaus und wieder nach Hause zu fahren.

Die Krankenschwester runzelte besorgt die Stirn, als ich meine zitternden Lippen aufeinanderpresste. Sie tätschelte mir jetzt nicht mehr die Hand, sondern hielt sie fest in ihrer. »Möchten Sie noch weiterschlafen?«, flüsterte sie ganz nah an meinem Ohr. Ich schloss die Augen, lauschte ihrem spanischen Akzent und dachte an Lucia. »Ich kann Ihnen etwas geben, wenn Sie wollen.«

Ich nickte, dankbar für ihre Anteilnahme, das Mitgefühl in ihrer Stimme. Über meinen Hals stahlen sich heiße Tränen bis in mein Nachthemd, und ich war machtlos dagegen.

Auf der Terrasse schlug ich meine schweren Augenlider auf. Ein Blick auf mein Smartphone. Es war neun Uhr. Seufzend lehnte ich mich wieder zurück und presste die Handflächen auf die Augen. *Das sind ja schöne Aussichten auf das nächste*

Jahr. Auf der Terrasse herumliegen und schon in aller Herrgottsfrühe heulen. Aber konnte es wirklich so lange dauern, eine Hochzeit zu organisieren, wenn Lolly St. Clair, die geborene Partyplanerin, mit an Bord war? Was war nur in mich gefahren, meinen absolut perfekten Job an den Nagel zu hängen? Doch im Grunde wusste ich das ganz genau, und ich hatte nicht nur an die Hochzeit gedacht, als ich vor drei Wochen meine Kündigung eingereicht hatte. *Lass es gut sein*, sagte ich mir streng, *auf das Warum kommt es jetzt nicht mehr an.* Tatsache war, dass ich es getan hatte; ich hatte meine Sachen gepackt und war aus New York hierhergezogen. Ins Haus meiner Eltern in Pacific Heights. Wo ich heulend im Liegestuhl lag.

Ich versuchte, die Dinge positiv zu sehen. Endlich hatte ich genug Zeit, die Strecke zu joggen, die ich so liebte – die ganze Runde durch das Presidio, die Parkanlagen von Marina Green und Crissy Field und durch die Marin Headlands wieder zurück. Und dann gab es ja immer noch Yoga (aber ehrlich gesagt hasste ich Yoga – dieses ganze Gedöns mit *OM* und innerem Licht und so). *Okay.* Dann waren da noch die Partys. Seit meiner Rückkehr stapelten sich die Einladungskarten auf dem Schreibtisch in meinem Zimmer – ansprechend gestaltete Einladungen von Leuten, die ich vor einer Ewigkeit mal gekannt hatte oder die meine Eltern kannten oder deren Namen uns kaum etwas sagten, die aber unbedingt zu unserem Bekanntenkreis gehören wollten. Mein Leben war voller solcher »Kreise«, aber hatte ich seit Annie Quintana eigentlich eine einzige wirklich gute Freundin gehabt? *Wes.* Er war ein echter Freund. Mein bester Freund. Aber er steckte gerade am anderen Ende der Welt, um die Eröffnung einer Werksanlage in China zu beaufsichtigen.

Wes. Ich musste ihm erzählen, was passiert war. Um die Zeit meines Krankenhausaufenthalts herum war er im Ausland gewesen, einen ganzen Monat lang, und danach war er kaum einmal zwei Tage am Stück in New York gewesen. An den wenigen Abenden, die wir zusammen verbracht hatten, hatte es sich einfach nicht ergeben. Dabei würde er bald mein Ehemann sein, Herrgott nochmal! *Na ja*, dachte ich in einem seltenen Anflug von Aufschieberitis, *ich werde es ihm schon noch erzählen. Natürlich werde ich das. Das muss ich. Irgendwann.* Aber jetzt? Jetzt gerade war etwas anderes viel

dringender: meine Lust auf einen weiteren Cupcake.

Es gibt Leute, die können von Süßem nie genug kriegen. Bei manchen ist es so extrem, dass sie heimlich Überreste vom Nachtschisch horten – bei mir zum Beispiel. Nachdem ich einen von Annes Cupcakes probiert hatte, war ich schnurstracks in die Küche gegangen, hatte einen Mokka-Cupcake von einem der noch nicht aufgetragenen Servierteller stibitzt und ihn auf einem der unteren Regale in der Speisekammer hinter einem Vorratsglas Wildreis versteckt. Also brauchte ich jetzt nur in die Küche zu gehen, die Tür hinter mir zu schließen und den Cupcake aus seinem Versteck zu holen. Meine Beschämung über diese verdeckte Operation hielt sich in Grenzen, als ich in der Speisekammer stand, den Cupcake in die Hand nahm und hineinbiss.

Ich habe, muss ich zugeben, eine bestimmte Vorgehensweise – eine Methode, wenn man so will –, Cupcakes zu verspeisen. Zunächst entfernt man das Papierförmchen vorsichtig, so dass der Kuchenteig nicht unnötig bröselt, und legt es beiseite. Dann beißt man rundherum genau an der Linie ab, an der die Creme und der Kuchen aufeinandertreffen, um eine perfekte Mischung beider Komponenten auf der Zunge zergehen zu lassen. Wenn man damit fertig ist, löst man mit einer behutsamen Drehbewegung den ungefähr ein Zentimeter dicken Boden des Kuchens – ein Schritt, der sehr viel Geschick und Erfahrung erfordert und letztendlich eine Scheibe ergibt, die die perfekte Größe hat, um sie sich in wachsender Vorfreude auf den anschließenden letzten Bissen auf der Zunge zergehen zu lassen. Zum Schluss kommt der zylindrische Kern von Kuchen und Creme, das Herz des Cupcakes, das mal mit einer Füllung von Crème anglaise, Marmelade oder Mousse überrascht, mal ganz schlicht daherkommt, aber immer, *immer* der intensivste, zartschmelzendste Teil des ganzen Cupcakes ist. Bevor man diesen letzten, vollkommenen Bissen genießt, sollte man tief durchatmen, um das Geschmackserlebnis so lang wie möglich auskosten zu können. Zum Schluss kratzt man natürlich noch die Krümel aus dem Förmchen, das man in Schritt eins beiseitegelegt hat, zerknüllt es dann in der Faust und befördert es per Hochballwurf in den nächsten Abfallbehälter. Bei einem Treffer gibt es zur Belohnung noch einen Cupcake.

Aber ich greife vor. Zurück zu meinem allerersten Bissen von dem heimlich in der Speisekammer versteckten Cupcake: eine zarte Haube aus Vanillebuttercreme, die wunderbar mit dem leichten, sahnigen Mokokuchen harmonierte. Ich drehte den Kuchen in meiner Hand, während ich den Rand rundherum abnagte. Das war keine Zuckerbombe, von der man schon nach einem Bissen genug hatte, weil die Schokolade so mächtig war. Das war eine raffinierte Komposition aus Schokoflocken mit einem Hauch von Kaffee und ... Korinthen? Salz? Ein ausgereifter, meisterhafter Cupcake. Einfach perfekt. Ich lehnte mich gegen die Regale in der kühlen, dunklen Kammer und merkte, wie ich mich entspannte.

Annie könnte mit diesen Dingen ein Vermögen machen.

Ich stellte mich aufrecht hin, leckte mir die Finger ab und stippte einen letzten Krümel aus dem dünnen Cupcake-Papier, bevor ich es zusammenknüllte und in hohem Bogen in den Abfalleimer der Speisekammer warf. *Volltreffer*. Leider hatte ich keine Cupcakes mehr – aber dafür eine hervorragende Idee.

Natürlich! Ich hätte mich ohrfeigen können, dass ich nicht schon am Vorabend, bei meinem ersten Bissen Zitronen-Cupcake, daran gedacht hatte. Dabei hatte ich bekanntlich einen Riecher für todsichere Geschäftsideen! Wie peinlich, dass es diesmal über zwölf Stunden gedauert hatte, bis ich diese einmalige Gelegenheit erkannte. So schnell rostete man also ein. Eine Woche Faulenzen, und schon fing ich an abzubauen.

Ich rannte regelrecht in das Arbeitszimmer meiner Mutter, um Annies Telefonnummer herauszusuchen. *Genau das habe ich gebraucht*, dachte ich, als ich die Nummer in mein Smartphone eingab. *Eine Ablenkung, eine Beschäftigung, die mich dieses ... Jahr überstehen lässt*. Ich ging wieder auf die Terrasse hinaus und zog die Tür hinter mir zu, während ich auf den Wählton wartete.

»Hallo?«

»Hi, Annie! Hier ist Julia.«

Schweigen.

Ich räusperte mich und setzte hinzu: »Julia St. Clair.«

»Ja, ich weiß. Hallo.«

Annies Ton war unmissverständlich abweisend. *Trägt sie mir etwa immer noch nach, was vor gefühlten hundert Jahren*

passiert ist? Offenbar schon, sonst hätte sie mich bei unserem Gespräch auf der Party nicht so kalt angesehen und sich nicht so abrupt verabschiedet, als Jake Logan aufgetaucht war. Ich beschloss, ihre Feindseligkeit zu ignorieren, und legte los.

»Hast du eine Minute?«, fragte ich.

»Na ja, ich bin gerade aus der Backstube raus und bin jetzt mit ein paar Hunden auf dem Weg in den Park ...«

»Es dauert wirklich nur eine Minute. Ich würde dir gern eine Idee unterbreiten, die mir gerade gekommen ist.«

Keine Antwort. Aber ich ließ mich nicht irremachen und versuchte es mit einer anderen Taktik.

»Es war echt schön, dich wiederzusehen, Annie«, flötete ich.

Ich hörte sie seufzen. »Muss es unbedingt jetzt sein, Julia? Drei Hunde mit vollen Blasen eine extrem steilen Straße hinunter zum Park zu führen und dabei zu telefonieren ist ungefähr so anstrengend wie einen Hundeschlitten in rasender Fahrt mit nur einer Hand steuern, während dir die andere Hand auf den Rücken gebunden ist. Es wäre mir wirklich lieber, wenn du ein andermal anrufen könntest.«

Irgendetwas sagte mir, dass ich beim nächsten Mal nur den Anrufbeantworter zu hören bekäme, wenn ich mich jetzt abwimmeln ließ. Es war wohl besser, in den Geschäftsmodus zu schalten.

»Dann fasse ich mich kurz«, sagte ich und begann, auf der Veranda hin und her zu gehen. »Deine Cupcakes sind die besten, die ich jemals gegessen habe, und ich habe in meinem Leben schon mehr Cupcakes probiert, als ich zugeben würde. Und das sage ich nicht nur aus Höflichkeit. Ich bin sicher, dass wir mit deinen Backkünsten und meiner Erfahrung mit Existenzgründungen ein Cupcake-Café eröffnen könnten, vor dem die Kunden von morgens bis abends Schlange stehen. Ich kann das Startkapital zur Verfügung stellen. Das ist mein Job, Annie, und ich mache meinen Job gut: Ich investiere in Unternehmen und führe sie gezielt zum Erfolg. Ich werde ein knappes Jahr in San Francisco bleiben – mehr als genug Zeit also, um das Ding zum Laufen zu bringen und in die Gewinnzone zu kommen. Und wenn es so weit ist, ziehe ich mich zurück, und du wirst alleinige Inhaberin.«

Da Annie nicht sofort antwortete, sprach ich hastig weiter. »Ich weiß, was du jetzt denkst: Noch ein Cupcake-Café?

Braucht die Welt das? Und du hast Recht, seit Anfang der 2000er liegt traditionelles amerikanisches Gebäck voll im Trend. Vor allem bei den verunsicherten New Yorkern, die darüber die Wirren nach dem 11. September vergessen wollen. Und die Szenen aus *Sex and the City* haben natürlich auch dazu beigetragen. Die Leute rennen der Magnolia Bakery die Türen ein, um dort wie Carrie und Miranda Cupcakes zu essen. Aber weißt du was, ich habe die Cupcakes von Magnolia probiert – staubtrockener Teig und eine Creme, bei der einem der Zucker zwischen den Zähnen knirscht. Überhaupt kein Vergleich zu deinen! Außerdem ...« Ich geriet angesichts ihres eisernen Schweigens ins Stottern. »Die wahren Insider bestellen dort den Bananenpudding, nicht die Cupcakes.« Was redete ich da nur für belangloses Zeug? Das war doch sonst nicht meine Art, zumindest war es das bisher nicht gewesen. Warum versuchte ich, sie zu beeindrucken? *Es ist bloß Annie*, sagte ich mir. *Komm wieder runter.*

»Ich will damit nur sagen, dass ganz offensichtlich eine Nachfrage nach Cupcakes besteht. Das wird sich so schnell nicht ändern, das garantiere ich dir. Und deine sind einfach die besten. Also lass mich dir helfen.« Ich machte eine Pause, um die Wirkung meines letzten Arguments, das ich mir unbewusst schon zurechtgelegt hatte, noch zu erhöhen. »Du verschwendest nur dein Talent, wenn du nicht auf eigene Rechnung arbeitest.«

Ich schluckte. Stille am anderen Ende der Leitung. Und dann:

»Mensch, Julia, das ist aber wirklich lieb von dir, dass du hier mit Pauken und Trompeten ankommst und versuchst, mein verschwendetes Leben zu retten. Was würde ich arme Versagerin nur ohne dich tun?«

»Was? Nein, das wollte ich damit doch überhaupt nicht ...«, stammelte ich.

»Ich lehne dein großzügiges Angebot dankend ab. Und jetzt muss ich wirklich Schluss machen. Tschüss.«

Und weg war sie. Ich nahm das Telefon vom Ohr und startete es ungläubig an. *Was war das denn gerade?* Ich lehnte mich gegen die Brüstung der Terrasse und ließ den Blick über das noch junge Grün der Marin Headlands auf der anderen Seite der Bucht schweifen, während ich meine Gedanken sortierte.

Annies Stimme hatte so hart, so distanziert, ja so wütend geklungen. Es war vielleicht nicht blanker Hass gewesen, der mir da entgegengeschlagen hatte, aber doch deutliche Abneigung. So hatte sie früher, in unserer Kindheit, ganz sicher nie mit mir gesprochen. Ich hatte sie als tapfer, eigenständig, klug und warmherzig in Erinnerung; Eigenschaften, um die ich sie immer beneidet hatte. Jetzt war ihr Ton viel härter, eher sarkastisch als witzig, und ihre Worte trafen bis ins Mark.

Es tat weh, wie sie mit mir umging.

Natürlich konnte ich mir denken, weswegen Annie so sauer auf mich war. In unserem letzten Highschool-Jahr hatte sie viel durchmachen müssen, und ich wusste, dass ich es ihr nicht gerade leichter gemacht hatte. Als ich an diese Zeit zurückdachte, wurde ich von ungewohnten Gefühlen überwältigt – trotztige Abwehr, Reue und zuletzt: tonnenschwere Traurigkeit. Ich überquerte die Terrasse und ließ mich wieder auf den Liegestuhl sinken. *Traurigkeit!* Ausgerechnet ich, die ich immer zielstrebig an meinem Lebensglück gearbeitet hatte, fühlte mich plötzlich verfolgt, ja gelähmt vor Traurigkeit. Ich konnte sie einfach nicht abschütteln. Die Sache mit dem Cupcake-Café war doch dazu gedacht gewesen, die Vergangenheit *vergessen* zu machen – und zwar sowohl die lange zurückliegende wie auch die jüngere – und mir neuen Antrieb zu geben. Die Motivation, beharrlich einen Fuß vor den anderen zu setzen, bis diese Tiefphase vorbei wäre. Und was tat Annie Quintana? Sie stieß mich wieder mitten hinein.

Das war wirklich egoistisch von ihr. Und undankbar. Mir gefiel das Gefühl, sie zu brauchen, nicht, aber ich hatte sie tatsächlich geradezu *angefleht*, mein Geld und meine Erfahrung anzunehmen, um endlich ihre Traumkarriere zu starten – zumindest ging ich davon aus, dass ein eigenes Café ihr größter Traum war. Und nur wegen eines dummen Missverständnisses, das zehn Jahre zurücklag, hatte sie Nein gesagt! Ich ließ die Geschehnisse, an denen unsere Freundschaft damals zerbrochen war, noch einmal Revue passieren. Zum Schluss, kurz bevor wir aufs College gewechselt sind, hatten wir kaum noch ein Wort miteinander gewechselt. Und dann war Lucia gestorben; danach hatte völlige Funkstille geherrscht.

Vielleicht hat Annies Wut etwas mit dem Tod ihrer Mutter zu tun? Bei diesem Gedanken setzte ich mich erschrocken auf. Im Herbst, nachdem ich zum Studium nach Stanford gegangen war und Annie nach Berkeley – nein, Moment, zu der Zeit stand Annies Zulassung für die Uni ja noch auf der Kippe, und sie wohnte weiter in der Remise, während sie als Kellnerin jobbte und Seminare am City College besuchte –, war meine Mutter eines Morgens in die Küche gegangen und hatte Lucia gefunden, die bewusstlos auf dem Boden lag. Sie rief sofort den Notarzt, fuhr mit ins Krankenhaus, trieb die besten Ärzte auf und zahlte später für alle Behandlungen. Doch trotz all ihrer Bemühungen fiel Lucia ins Koma, bevor Annie oder ich es überhaupt ins Krankenhaus schafften. Sie starb wenige Tage später, ohne ein einziges Mal aufgewacht zu sein. Ihr Tod warf mich völlig aus der Bahn; ich ging wochenlang nicht zur Uni und büffelte dann in einer Art Dauerbetäubung für die Abschlussprüfungen. Annie konnte eigentlich von Glück sagen, dass sie noch nicht angefangen hatte zu studieren und ihre Trauer für sich zu Hause verarbeiten konnte.

Bei der Beerdigung hatten Annie und ich uns zunächst voneinander ferngehalten, aber ich erinnere mich, dass wir uns irgendwann während des Gottesdienstes plötzlich weinend in den Armen lagen. Und dann – nichts. Einige Wochen später begann ihr Studium, und damit verschwand sie praktisch von der Bildfläche. *Gibt sie etwa unserer Familie die Schuld an Lucias Tod?* Mit ihrer abweisenden Haltung hatte sie in den letzten zehn Jahren vor allem meine Mutter verletzt. Schließlich hatte Annie fast ihr ganzes Leben lang bei uns gewohnt. Sie war wie eine zweite Tochter für meine Mutter gewesen. Oder zumindest wie eine Nichte.

Mein Handy, das auf meinem Schoß lag, riss mich mit einem Klingeln aus meinen Gedanken. Ich nahm den Anruf an, ohne auf das Display zu schauen. Einen Augenblick lang hoffte ich, es sei Annie, die es sich anders überlegt hatte.

»Hallo?«

»Mist. Ich muss mich verwählt haben. Ich wollte eigentlich die Heilige Claire sprechen.«

Es war Jake Logan, mit einem alten Witz, der auf meinen Nachnamen anspielte. Trotz meiner trüben Stimmung musste ich lachen. »Sie können ruhig Miss Julia zu mir sagen«,

antwortete ich leichthin. »Was verschafft mir die Ehre?« Jake und ich telefonierten nur selten miteinander, seit wir uns im ersten Jahr an der Uni einvernehmlich getrennt hatten, aber wir waren uns im Laufe der Jahre immer mal wieder bei Partys ehemaliger Mitschüler über den Weg gelaufen und pflegten eine entspannte, unkomplizierte Freundschaft.

»Ach so, du bist es ja tatsächlich«, sagte er. Ich sah sein schelmisches Grinsen förmlich vor mir. »Gut! Ich bin gerade aufgewacht und dachte schon, ich hätte die falsche Nummer erwischt.«

»Du bist gerade erst aufgestanden? Es ist zehn Uhr!«

»Bitte keine Moralpredigt, okay? Ich rufe nämlich an, um dir ein attraktives Angebot zu unterbreiten. Wie ich sehe, scheint heute phantastisch die Sonne, was an einem Junitag in San Francisco nun wirklich eine Zumutung ist, wie ich finde.«

»Richtig«, sagte ich und ging auf seinen übertrieben sachlichen Ton ein. »Also, ich höre?«

»Diese Frechheit sollten wir nicht ungestraft hinnehmen. Zur Verteidigung unseres armen von der Sonne aufgelösten Nebels und zur Feier der Heimkehr unserer verlorenen Tochter, der Heiligen Julia, schlage ich vor, dass wir uns den ganzen Tag lang in einem geschlossenen Raum verbarrikadieren und trinken. Balboa Café, wie in alten Zeiten. Bist du dabei?«

Ich sah zur Bucht hinunter und kniff nachdenklich die Augen zusammen. Es war nicht gerade mein Stil, mich um zehn Uhr morgens mit einem Ex auf einen Drink zu treffen. Andererseits ... Wes war am anderen Ende der Welt. Annie weigerte sich, mit mir zu sprechen. Wenn ich allein war, kreisten meine Gedanken nur um Krankenhausbetten und die schreckliche Ungewissheit, auf die mein Leben zusteuerte. Was also hatte mir »mein Stil« bitteschön nach all den Jahren gebracht? Und was war schon dabei, Jake zwischendurch auf einen Drink zu treffen? Ich war eigentlich in einer Stunde mit meiner Mutter verabredet, die einen Termin beim Floristen ausgemacht hatte, aber damit kam sie ja wohl alleine klar.

»Ich bin in einer halben Stunde da«, sagte ich und spürte so etwas wie – Erleichterung? Herzflattern? – zumindest etwas anderes als Traurigkeit.

Ich lief die lange, steile Straße hinunter, die von unserem Haus in Pacific Heights in den Marina District führte, wo das Balboa Café und viele andere meiner Lieblingsbars aus der Studienzeit lagen. Ich hatte noch nie besonders gern Alkohol getrunken; meistens nippte ich den ganzen Abend über an einem Wodka Soda, bis nur noch Eiswasser mit einem leicht metallischen Limettengeschmack übrig war. Doch in letzter Zeit hatte ich angefangen, am Trinken Gefallen zu finden. Die ersten beiden Gläser stimmten mich eher trübsinnig oder wehleidig, aber das dritte? Das dritte machte plötzlich alles leichter, als wäre das, was in den vergangenen Monaten geschehen war, eigentlich gar nicht so wichtig.

Trotz der herrlichen Aussicht auf die Stadt, die zwischen grünen Hügeln und der glitzernden Bucht in die steilen Hänge gemeißelt vor mir lag, bekam ich bei diesem Spaziergang Heimweh nach Manhattan. Als ich nach New York gezogen war, hatte ich zu meiner Überraschung festgestellt, dass entgegen dem, was alle immer behaupteten, die Stadt sauberer war und weniger abschreckende Obdachlose hatte als meine Heimatstadt. In San Francisco wirkten die Gehwege und Straßen das ganze Jahr über ungepflegt und laubübersät, und die Gebäude mussten jedes Jahr neu gestrichen werden, weil die salzigen Winde und die Sandstürme den Fassaden so zusetzten. In manchen Gegenden sahen ganze Straßenzüge aus, als müsste man sie einmal gründlich mit Wasser abspritzen. Trotzdem lag ein Zauber über dieser Stadt, dem man sich einfach nicht entziehen konnte. Dies war meine Heimat und würde es immer sein. Zumindest das hatten Annie und ich gemeinsam: Wir waren waschechte San-Francisco-Girls.

Jake saß mit dem Rücken zu mir an dem dunklen Holztresen, als ich das Balboa betrat. Eine junge Frau, die ein Stück weiter weg saß, hatte sich ihm zugewandt; ihr blonder Pferdeschwanz wippte, während sie über eine Bemerkung von ihm lachte. Ihre Freundinnen sahen sich bei diesem Geschäker vielsagend an, und kurz darauf brach die ganze Gruppe in wildes Kichern aus. Ich war an der Tür stehen geblieben und beobachtete sie. *Warum müssen Frauen mit Speckrollen am Bauch unbedingt Hüftjeans tragen?*, fragte ich mich angewidert. *Ist es wirklich zu viel verlangt, diese unansehnlichen Rettungsringe mit ein paar Zentimetern mehr*

Stoff vor dem arglosen Blick der Öffentlichkeit zu verbergen?
Mit einem Seufzen erinnerte ich mich daran, dass es mir egal sein konnte, ob Jake mit einem Mädchen flirtete, das höchstens einundzwanzig war und seinen rosa Hanky-Panky-Tanga noch über die Fettwulst, die über dem Hintern aus der Jeans quoll, gezogen hatte. Und trotzdem fuhr ich beim Anblick der beiden unwillkürlich die Krallen gegen diese Rivalin aus. Ein Gefühl, das ich nur zu gut kannte.

In meinem letzten Jahr an der Devon Prep hatte ich mich endgültig als Alphamädchen der Schule durchgesetzt. Natürlich hätte ich mich damals nie so bezeichnet, aber im Nachhinein betrachtet, ist es doch ziemlich klar, dass ich das war. Ich hatte die besten Noten, war Wortführerin einer Clique hübscher, beliebter Mädels und konnte meine Outfits aus einer Garderobe auswählen, für die jede meiner Altersgenossinnen über Leichen gegangen wäre. Als ich zufällig sah, wie Jake Logan aus der Reederei-Familie Logan, der Kapitän des Football-, Schwimm- und Baseballteams, der im Herbst höchstwahrscheinlich aufs Dartmouth College gehen würde, in der Aula ausgerechnet mit *Annie* flirtete – Annie, deren Freundeskreis damals aus zwei blassen, pickeligen, unmanikürten Mauerblümchen bestand, deren Namen ich ständig verwechselte –, hätte ich mich eigentlich für sie freuen sollen. Stattdessen startete ich eine Charme-Offensive, bei der ich mir nichts weiter dachte. Okay, *irgendetwas* hatte ich mir wohl schon dabei gedacht. Jedenfalls waren Jake und ich eine Woche später offiziell ein Paar.

»Julia!«, rief Jake von der Bar herüber und schreckte mich aus dieser unergiebigem Grübeleien auf.

Ich durchquerte den Raum, registrierte schadenfroh die enttäuschte Miene der Hanky-Panky-Tussi und setzte mich auf den Hocker neben Jake. Er gab mir einen Kuss auf die Wange.

»Schön, dass du kommen konntest. Wodka Tonic?«

»Ja, bitte.«

Er bestellte für mich und sah mir mit einem amüsierten Blitzen in seinen grünblauen Augen dabei zu, wie ich einen kräftigen Schluck nahm.

»Alles klar?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich. »Alles bestens.«

Er hob sein Bierglas und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht«, sagte er und trank ebenfalls einen großen Schluck. »Irgendwas ist anders.«

Ich zuckte die Achseln. »Ich bin verlobt.«

Jake lachte. »Na, *das* weiß ich, Jules. Ich meine nicht deinen Klunker. Nein, du ... du wirkst irgendwie anders.«

»Das bildest du dir ein«, sagte ich schroff. Ich kippte meinen Drink herunter, und Jake bestellte mir noch einen. Wir wechselten zu leichteren Gesprächsthemen: die Schmerzmittelsucht, die Caroline Sistenberg nach ihrem Skiunfall in Aspen im vergangenen Winter in die Entzugsklinik gebracht hatte, das Peter-Carraway-Restaurant, das demnächst in Jakes Haus in North Beach eröffnen würde, und die Frage, ob ich als Nächstes lieber einen Martini trinken sollte. Doch mitten in dieser lockeren Plauderei fragte ich plötzlich, ja ich schrie geradezu, wenn ich ehrlich sein soll: »Und was wäre so schlimm daran?«

»Was meinst du?«, fragte Jake verblüfft.

»Wäre es denn so schlimm, wenn ich mich verändert hätte? Die meisten Leute verändern sich irgendwann im Leben, Jake. Und manchmal auch im positiven Sinne.« Ich wusste selbst nicht, warum ich das sagte. Ich war nicht einmal sicher, ob ich es glaubte. Und außerdem hatte ich mich ja gar nicht verändert – kein bisschen. Oder doch? War von der alten Julia vielleicht nur die äußere Hülle, die bemalte Fassade übrig? *Siehst du*, dachte ich wütend und verscheuchte diese unsinnigen Gedanken, *genau deswegen solltest du nicht trinken*.

Jake schüttelte den Kopf. »Ich habe nie behauptet, dass Veränderung etwas Schlechtes ist, Jules. Ich wollte mich nur erkundigen, wie es dir geht. Es tut mir leid, wenn ich dich verletzt habe.«

»Ich bin nicht verletzt!«, sagte ich. Doch mein Gesicht brannte. Ich sah auf den Martini hinunter, der plötzlich vor mir stand. »Ich sollte jetzt besser gehen.«

»Ach Quatsch, bleib doch noch«, sagte Jake und gab mir einen unbekümmerten Klaps auf die Schulter. »Komm, wir reden über was Lustiges.« Er kniff gespielt nachdenklich die Augen zusammen. »Zum Beispiel über die neue Freundin von Linus Tarrington! Hast du die schon kennengelernt? Sie ist eine von diesen Nervensägen, die immer Paillettenkleidchen

tragen und sich für die Fotografen in Szene setzen. Und weißt du, wo sie aufgewachsen ist? Fresno!«

»Im Ernst?«, fragte ich halbherzig.

»Das Schlimmste kommt noch: Ich glaube, sie will was von mir. Ich habe diese Theorie, dass sie vorhat, sich durch unsere ganze Clique zu vögeln, bis sie bei Gavin Newsom landet.«

»Du meine Güte, Jake!«, sagte ich und spürte, wie sich mein Mund zu einem Grinsen verzog.

Er streckte die Hand aus und beugte sich verschwörerisch zu mir vor. »Ich wette um hundert Dollar, dass sie Tarrington nach der nächsten Opernpremiere den Laufpass gibt.«

»Der arme Linus!«, sagte ich und schlug lachend ein. Der Martini zeigte endlich Wirkung; meine Glieder wurden warm und schwer.

Also blieb ich. Nach einigen Stunden waren wir beide völlig betrunken. Jake brachte mich schließlich zum Taxistand, und ich erinnere mich dunkel, dass ich darüber nachdachte, ob ich Wes von diesem etwas ausgearteten Abstecher in die Vergangenheit erzählen sollte. Nicht nötig, beschloss ich – es war eigentlich nicht der Rede wert. Zwei alte Freunde, die sich bei ein paar Drinks über dies und das unterhalten.

Ich nannte dem Taxifahrer die Adresse meiner Eltern und hoffte, dass ich dabei nicht lallte. Die Sonne stand immer noch unangenehm hoch am Himmel, und es war mir peinlich, an einem Sonntagnachmittag so betrunken zu sein. Als ich auf den Rücksitz rutschte, holte ich mein Smartphone aus der Tasche und stellte zu meiner Überraschung fest, dass gerade jemand auf meine Mailbox gesprochen hatte. Ich hob das Telefon ans Ohr und versuchte, den galligen Geschmack zu ignorieren, der in meiner Kehle aufstieg, während das Taxi an allen Stoppschildern vorbei geradewegs in den Himmel hinaufzurasen schien.

Hi, Julia. Hier ist Annie, begann die Nachricht. Ich habe es mir nochmal überlegt. Ich bin dabei. Das mit dem Cupcake-Café ist eine gute Idee. Ruf mich an.

Mir klappte die Kinnlade herunter, und ich schlug aufgeregt mit der Faust auf den zerrissenen Ledersitz. Doch weder das eine noch das andere konnte die Leichtigkeit, die sich plötzlich wie Helium in meiner Brust ausbreitete, adäquat zum Ausdruck bringen, und so brüllte ich unwillkürlich ein lautes

»JAAAA!« in die Welt hinaus – ein kurzer Anfall von Selbstvergessenheit, in dem mir völlig gleichgültig war, was der Taxifahrer oder irgendjemand sonst von mir denken könnte.

Juli

3 – Annie

Als ich mich an einem der ersten Julitage im dichten Morgennebel auf den Weg in die Valencia Street Bakery machte, plagten mich immer noch Zweifel an meiner Entscheidung, mit Julia in ein Geschäft einzusteigen. Natürlich ahnte ich da noch nicht, wie lang der Schatten unserer gemeinsamen Vergangenheit sein würde und welche verhängnisvollen Entwicklungen ich damit in Gang setzte. Wenn ich mir einen Sündenbock suchen wollte, und das wollte ich später oft, dann könnte ich wohl behaupten, dass Beccas spitze Zunge an allem schuld war. Becca und diese Flasche – na ja, okay, es waren *mehrere* Flaschen – von dem viel zu guten Sonoma Cabernet.

Am Tag nach der Benefizparty hatte ich Julias unverschämten Anruf erst einmal verdrängt und meine vierbeinigen Schützlinge nacheinander wieder bei ihren jeweiligen Besitzern abgeliefert. Dann ging ich in die Capp Street, wo ich mit Becca zu unserem traditionellen Gammelsonntag in ihrer Wohnung verabredet war. Seit Becca mit ihrem Freund Mike zusammengezogen war, weigerte er sich zu ihrem Leidwesen, die unzähligen TrashTV-Shows anzuschauen, von denen sie gar nicht genug bekommen konnte. Also hatte sie sich den »Gammelsonntag« ausgedacht: Zweimal im Monat räumte Mike das Feld, damit wir den ganzen Nachmittag im Wohnzimmer herumhängen und uns von den Realityshows, die Becca aufgezeichnet hatte, berieseln lassen konnten. Dabei leerten wir für gewöhnlich ein oder zwei Flaschen Wein. An besagtem Sonntag waren es allerdings drei – ein schrecklicher Fehler, wie wir uns später eingestehen mussten.

»Und, wie war es bei Monsieur und Madame Crème de la Crème?«, fragte Becca, als sie uns das erste Glas des Nachmittags einschenkte.

Becca und ich hatten uns ein Apartment im Studentenwohnheim geteilt. Die erste Zeit verlief nicht gerade herzlich. Ihre ursprüngliche Mitbewohnerin, ein Mädchen aus dem Mittleren Westen, hatte nach wenigen Wochen aus Heimweh das Handtuch geschmissen, und so

hatte Becca beide Zimmer für sich allein gehabt. Mit diesem Luxus war es natürlich vorbei, als ich mitten im laufenden Studienjahr mit einem Brief des Studentenwerks vor der Tür stand. Das Eis brach erst, nachdem wir vereinbart hatten, unseren Erstsemesterspeck mit Joggen loszuwerden, und uns stattdessen hinter der Umkleidekabine auf dem Sportplatz einen Joint drehen, den wir mit einem altmodischen Drei-Kugeln-mit-Sahne-Eisbecher in der Eisdiele auf dem Campus krönten. Im Vergleich zu meiner Highschool-Zeit, in der ich von Jahr zu Jahr mehr zu kämpfen gehabt hatte, war Berkeley eine echte Erholung. Unter den lockeren Dozenten und den vielen ganz unterschiedlichen Studenten, bei denen jeder einfach so sein konnte, wie er war, fühlte ich mich endlich wohl in meiner Haut. Plötzlich war ich von interessanten, klugen Menschen umgeben, denen die Marke meiner Handtasche, die Form meines Hinterns oder Herkunft und Beruf meines Urgroßvaters schnurzegal waren. Ich wusste zwar, dass es solche versnobten Zirkel überall gab, auch in Berkeley, aber an der Uni war es viel leichter, ihnen aus dem Weg zu gehen, ohne dadurch zum Außenseiter zu werden. In Berkeley war die Welt viel bunter. Obwohl San Francisco gleich am anderen Ende der Bay Bridge lag, hatte ich das Gefühl, als lebte ich auf einem anderen Stern. Leider interessierte sich Becca brennend für die St. Clairs; ihre Eltern arbeiteten in Sacramento bei der Post, und ihre vier Brüder waren polternde Muskelprotze, die sich in den Ferien, die ich nach dem Tod meiner Mutter immer bei Beccas Familie verbrachte, wie junge Welpen balgten. Dagegen erschien ihr die Welt von Pacific Heights wie ein geheimnisvoller Mikrokosmos, dessen Erforschung sie sich mit Hingabe widmete.

»Die Party war eigentlich genau wie erwartet, aber dann kam der große Schock«, sagte ich, während ich es mir auf dem Sofa bequem machte und mit Schauern an Julias Anruf zurückdachte. »Die Eisprinzessin war auch da.«

»Was? Nein! Erzähl!«

»Es war total merkwürdig. Sie ist verlobt, aber sie hat mit einem Typen geflirtet, den ich damals total toll fand – ihr Exfreund, genaugenommen. Und mir hat sie die ganze Zeit Honig ums Maul geschmiert. ›Oh, Annie, deine Cupcakes sind einfach *köstlich*«, bla, bla, bla. Wenn ich solches Gesülze höre, frage ich mich ernsthaft, ob Komplimente nicht eigentlich

versteckte Gemeinheiten sind. Im Grunde ist ein Kompliment doch nur eine besonders perfide Methode, durchblicken zu lassen, dass man dir nie und nimmer zugetraut hätte, so gut auszusehen oder so erfolgreich zu sein oder, was weiß ich, diesen oder jenen Grünton besonders schön zur Geltung zu bringen.«

Becca neigte ihren Kopf zur Seite. »Verstehe ich das richtig, das Miststück hat dir Komplimente gemacht?«

»Ich weiß, ich weiß, ich klinge wie ein Teenager, der von Selbstzweifeln und Selbstekel geplagt wird. Ein Abend bei den St. Clairs, und schon lösen sich zehn Jahre gesunder Menschenverstand in nichts auf.« Ich seufzte. »Lassen wir das. Na los, wirf die Glotze an, bevor Mike nach Hause kommt und unbedingt Sport sehen will.«

»Moment«, begann Becca, »vergiss nicht, dass ich dich schon als Teenager gekannt habe, als du vom Elfenbeinturm der St. Clairs in den Alltag von Berkeley niedergestiegen bist. Selbstzweifel, Selbstekel oder sonst irgendein Selbst-Dingsbums habe ich garantiert nie bei dir erlebt.« Sie hielt mit erhobenem Zeigefinger inne. »Höchstens Selbstkritik. Das von mir aus, wenn du dir unbedingt ein Wort mit ›Selbst‹ anheften willst. Und außerdem«, fuhr sie fort, »bin ich zwar wie jede heißblütige Amerikanerin ganz scharf darauf, einem halbnackten, knackigen Kerl dabei zuzusehen, wie er mit der Bachelorette im Whirlpool rumknutscht, aber du scheinst mit deinen Gedanken ganz woanders zu sein. Und solange wir nicht zusammen über die Typen ablästern können und du dabei mindestens genauso viel Spaß daran hast wie ich, sollten wir das Gammelprogramm vielleicht besser noch ein bisschen aufschieben und über die St. Clairs reden.«

Ich stöhnte auf. »Also echt, Becca. Muss das sein? Julia hat mich heute schon genug Zeit und Nerven gekostet.«

»Heute?« Becca kniff die Augen zusammen. »Was meinst du? Ich dachte, du hast sie gestern getroffen.«

Ich starrte auf mein Weinglas. Eigentlich hatte ich Becca nichts von Julias Anruf erzählen wollen, weil ich genau wusste, was sie sagen würde. Sie würde losschimpfen, dass es absolut verrückt sei, Julias Angebot abzulehnen; so hatte sie ja schon reagiert, als ich Lollys Anfrage erwähnte. Das Problem war nur, dass man Becca, die in der zehnten Klasse einer Brennpunktschule Mathe unterrichtete, einfach nichts

vormachen konnte. Sie roch es zehn Meter gegen den Wind, wenn man ihr etwas verheimlichte, und jetzt hatte sie eindeutig Witterung aufgenommen: Ihre Nase kräuselte sich wie bei einem Spürhund. Es wäre sehr anstrengend geworden, mich jetzt noch herauszuwinden, und ich hasste jede Art von Anstrengung.

»Julia hat mich heute Vormittag angerufen«, gab ich zu. »Sie will ein Cupcake-Café mit mir eröffnen und das Startkapital dafür zur Verfügung stellen. Aber flipp jetzt nicht gleich aus. Ich habe schon Nein gesagt. Ich käme überhaupt nicht damit klar, mit ihr zusammenzuarbeiten.«

Becca fiel die Kinnlade herunter. »Okay, damit bist du jetzt offiziell reif für die Klapsmühle«, sagte sie und schüttelte ihre langen, dunkelbraunen Haare, bis sie eine Strähne zu fassen bekam und wütend daran zu drehen anfang. »Ich meine«, fuhr sie fort, als die Haarsträhne sich schon in einem Knoten um ihr Ohr wand wie bei Prinzessin Leia aus *Star Wars*, »es würde mich ja auch aufregen, wenn ich mit Madonna arbeiten und den lieben langen Tag ihren hässlichen Bodybuilder-Bizeps und diesen aufgesetzten britischen Akzent ertragen müsste. Aber, oh Mann, wenn sie mir anbieten würde, mir meinen größten Traum zu erfüllen, dann könnte ich mich wohl mit ihren Jogginganzügen und ihrer frostigen Art abfinden.«

»Seit wann hast du Madonna denn so auf dem Kieker?«

»Netter Versuch. Wir reden von dir und Julia.«

Ich zuckte die Achseln. »Was soll ich sagen? In Gegenwart dieser Leute fühle ich mich wie ein Mensch zweiter Klasse. Krieg dich wieder ein, Becca, du weißt doch, was Julia mir angetan hat. Wenn sie mir den Traum von einem eigenen Café finanziert, ist es nicht mehr mein Traum. Dann bin ich quasi bei den St. Clairs unter Vertrag, und davor habe ich echten Horror.«

»Aber deine Mom war doch auch bei den St. Clairs unter Vertrag. Und sie hat sie sehr gerngehabt, oder nicht?«

»Tja, wie das ausging, weißt du ja.«

Einen Augenblick lang schwieg Becca verdattert.

»Stell es nicht so hin, als hätten sie deine Mom umgebracht, Annie«, sagte sie schließlich.

»Und wo liegt der Unterschied?«

»Annie!«

»Was denn? Sie ist in ihrer Küche gestorben.«

»Das ist nicht das Gleiche«, sagte Becca. »Wo und wie sie gestorben ist, hat nicht zwangsläufig etwas miteinander zu tun.«

Ich schenkte mir Wein nach und tat so, als bemerkte ich nicht, dass meine Hand dabei leicht zitterte. »Objektiv betrachtet, natürlich nicht. Aber es ist schwer, objektiv zu sein, wenn es um die eigene verstorbene Mutter geht.«

»Das ist mir schon klar. Irrational ist es trotzdem, das musst du zugeben.«

»Habe ich dir je erzählt, was Julia bei der Beerdigung zu mir gesagt hat? Sie sagte: ›Na ja, wenigstens bist du jetzt vollkommen frei. Du kannst sein, wer du willst.‹ Und das hat sie mir präsentiert wie eine kostbare Weisheit, für die ich ihr dankbar sein müsste. Ich hätte ihr am liebsten eine gescheuert.«

»Okay«, sagte Becca langsam. »Aber trotzdem. Es ist absolut hirnrissig, wegen diesen alten Geschichten auf deinen großen Traum zu verzichten. Es sei denn, du hast gar keine Lust mehr, ein Café aufzumachen?«

Seit ich vor fünf Jahren einen Backkurs am San Francisco Culinary Institute belegt hatte, träumte ich von einer eigenen Konditorei; das wusste Becca ganz genau. Fragte sich nur, ob dieser Wunsch es wert war, mich mit den St. Clairs einzulassen. Und wenn ich ehrlich war, lautete die Antwort Ja. Auch wenn das bedeutete, Julia wieder einen Platz in meinem Leben einzuräumen. Ich konnte nicht umhin, das triumphierende Blitzen in Beccas Augen zu bemerken. Sie liebte es, sich als Siegerin zu fühlen; das war vielleicht das Einzige, was sie und Julia St. Clair gemeinsam hatten. Ich hingegen ... manchmal fragte ich mich, ob ich auch nur einen Funken Wettkampfgeist in mir hatte.

»Weißt du was, Becca?«, sagte ich. »Es gibt Momente, da kann ich dich echt nicht ausstehen.« Aber das freudige Grinsen, das sich auf ihrem Gesicht ausbreitete, war ansteckend, genau wie ich befürchtet hatte.

Um fünf Uhr morgens war die Küche der Valencia Street Bakery eine warme, dunkle Höhle, ein kleines Reich, das ich ganz für mich hatte. Bevor ich den Raum betrat, blieb ich immer einen Augenblick lang an der Tür stehen und genoss die Stille und das graue Dämmerlicht, in dem die

Kücheneinrichtung nur schemenhaft zu erkennen war. Dann machte ich mich an die Arbeit. Die beiden großen Backöfen summten und klickten und zischten, die Luft war geschwängert vom Geruch von Butter und Hefe, und es wurde allmählich heller, als würde der Schleier weggezogen, der über den Arbeitsplatten aus verbeultem Stahl und den Regalen mit dem fertigen Gebäck lag.

Um sechs klopfen Lorena, meine Hilfskraft, und Carlos, der Spüler, mit müden Augen am Personaleingang. Ich schloss die Tür auf, erwiderte das »Guten Morgen«, das sie vor sich hinbrummelten, und sah zu, wie sie in ihre morgendliche Routine verfielen. Carlos, ein magerer Zwanzigjähriger, der noch bei seinen Eltern und seinen fünf Geschwistern wohnte, stellte das Radio an und setzte sich auf die Arbeitsfläche neben der Spüle, wo er sich den letzten Rest Schlaf aus den Augen blinzelte. Lorena war wie immer wie aus dem Ei gepellt. Sie trug eine blaugrüne Bluse, die sich über ihrem ausladenden Busen spannte, und das schon von einzelnen grauen Strähnen durchsetzte schwarze Haar war im Nacken zu einem ordentlichen Dutt zusammengesteckt. Sie verschwand durch die Schwingtür ins Café und kam kurze Zeit später mit drei dampfenden Bechern Kaffee zurück. Im Stehen nahm sie sich die Zubereitungsliste vor und las sie gründlich durch, während sie den brühend heißen Kaffee in bewundernswert großen Schlucken hinunterkippte. Dann machte sie sich mit großem Ernst ans Werk, rührte Muffintei an und bereitete verschiedene Füllungen vor. Als sie den Standmixer anschaltete, begann Carlos mit seiner Sisyphusarbeit: In der Spüle türmten sich verkrustete Backbleche, Dosen und Schüsseln. Ich hatte im Laufe der Jahre schon in vielen gut eingespielten Küchenteams gearbeitet, aber so reibungslos wie mit Lorena und Carlos waren die Abläufe selten gewesen: Wir kannten uns inzwischen lang genug, um die Unstimmigkeiten, die unweigerlich auftreten, wenn man zu nachtschlafender Zeit auf engstem Raum zusammenarbeiten muss, nicht ausarten zu lassen. Doch selbst die kleinsten, stickigsten, feindseligsten Backstuben, in denen spanische Schimpftiraden wie Maschinengewehrfeuer hin und her gingen, während ich Teig ausrollte oder Bleche belud, waren mir irgendwann immer wie ein zweites Zuhause vorgekommen. Bis einer das

eingeschworene Team wieder verließ, weil er einen besseren Job fand, in eine andere Küche wechselte oder in eine neue Stadt zog. Diesmal, dachte ich plötzlich mit Schrecken, würde ich diejenige sein, die ging. Hoffentlich würde Ernesto, der Inhaber des Cafés, Lorena zur Bäckerin befördern. Sie arbeitete seit dreißig Jahren als Küchenhilfe, und was ihr an Kreativität fehlte, glich sie mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wieder aus. Am liebsten hätte ich sie mitgenommen, aber ich brachte es nicht übers Herz, Ernesto auch noch seine beste Hilfskraft abspenstig zu machen.

Um sechs Uhr dreißig hörte ich draußen vor dem Haupteingang einen Schlüsselbund rasseln, und gleich darauf steckte Ernesto seinen Kopf durch die Tür.

»Morgen allerseits«, trällerte er. Ernesto war morgens um halb sieben genauso munter wie abends um zehn, wenn er den Laden zumachte. Der Mann war eine echte Frohnatur.

»Schoko-Banane«, sagte ich und reichte ihm ein Tablett mit perfekt gebräunten Muffins.

Ernesto lehnte sich mit einem theatralischen Seufzer an den Türrahmen. »Die stelle ich ganz vorne in die Vitrine. Hach, dieser Duft! Da werden unsere Kunden nicht widerstehen können.«

»Solange du ihnen welche übrig lässt.« Ernestos Angewohnheit, die Backwaren »vorzukosten«, gab mir manchmal das Gefühl, als seine Privatkonditorin angestellt zu sein.

»Ich kann doch nichts verkaufen, was ich nicht selbst probiert habe«, rief Ernesto aus dem Café herüber. Ich hörte ihn an der Vitrine herumhantieren. »Das wäre ... wie sagt man noch? Sittenwidrig? Und grausam – mir gegenüber. Wenn ich diese Leckerbissen den ganzen Tag riechen müsste, ohne davon kosten zu dürfen. Unmenschlich wäre das. Die reine Folter!«

Ich verdrehte die Augen, aber insgeheim fühlte ich mich geschmeichelt. Schließlich war es ganz schön, einen Chef zu haben, dem meine Kreationen schmeckten. Im Laufe der Jahre hatte ich die verschiedensten Vorgesetzten erlebt: Dem einen verwendete ich zu viel Butter, dem anderen zu wenig; einer – ein fürchterlich behaarter Typ – versuchte andauernd, mich in der Kühlkammer zu begripschen, und eine Frau probierte in den zwei Jahren, in denen ich für sie

arbeitete, zwar kein einziges meiner Rezepte, feuerte mich aber sofort, als ich um eine Lohnerhöhung bat. Und ausgerechnet jetzt, wo ich endlich meinen Traumchef gefunden hatte, der mir in der Küche völlig freie Hand ließ und von meinem Backwerk gar nicht genug bekommen konnte, wollte ich kündigen? Zum ersten Mal seit dem College hatte ich einen Job, bei dem ich hundert Prozent sicher war, auch im kommenden Monat – ja sogar noch länger! – die Miete zahlen zu können. Und ich Wahnsinnige würde freiwillig auf diese beruhigende Gewissheit verzichten. Ich presste die Finger gegen die Schläfen, um die drohenden Kopfschmerzen abzuwehren.

Aber da meldete sich eine innere Stimme, die sich verdächtig nach Becca anhörte. Seit wann war ich so auf Sicherheit fixiert? Seit wann war der Traum, mein eigener Chef zu sein, der Bequemlichkeit gewichen, für einen netten Boss zu arbeiten? Klar, meine Entscheidung hatte einen großen Haken: Julia. Aber was waren schon zehn Monate, in denen ich mich täglich mit Julia abgeben musste, gegen die Aussicht, danach stolze Besitzerin eines eigenen Cafés zu sein? *Du hast sie ja nur bis Mai an der Backe. Nach der Hochzeit wird sie sich ein anderes Hobby suchen*, beschwichtigte ich mich. *Bis Mai hältst du das schon durch.*

Gegen Mittag steckte Ernesto wieder seinen Kopf in die Küche. »Hallo-o, An-nie«, rief er in seinem fröhlichen Singsang. »Du hast Be-su-uch.« Er zog seine dicken schwarzen Augenbrauen vielsagend in die Höhe. Lorena und Carlos drehten sich neugierig zu mir um. Ich hob die Schultern.

Nachdem ich mir die Hände an meiner Schürze abgewischt hatte – eine Geste, die mich nach all den Jahren immer noch schmerzlich an meine Mutter erinnerte –, ging ich durch die Schwingtür ins Café hinüber. Alle fünf Tische waren besetzt, und am Tresen warteten einige Kunden auf ihren Kaffee, während sie im Rhythmus des Latin Pop, den Ernesto von seinem iPod über Lautsprecher laufen ließ, mit dem Fuß wippten. Es war die übliche Mischung, die man an einem Werktag im Mission District antraf: Laptops, Tattoos und Kuriertaschen. Und mitten drin, lässig ans Fenster gelehnt, ein Typ in Polohemd, Jeans und Flip-Flops. Jake Logan. Wie auf Kommando begann mein dummes kleines Herz in meiner Brust

zu hüpfen, als wollte es ausbrechen und Jake geradewegs in die Arme springen. *Verräter*, dachte ich und gab dem lästigen Ding gedanklich ein paar mahnende Klapse. Dann fuhr ich mir mit der Hand über den Kopf und den Pferdeschwanz. Dass ich mir dabei einen Mittelscheitel aus Weißmehl zog, mit dem ich aussah wie ein Stinktief, bemerkte ich erst später.

»Hi«, sagte ich und ging um den Tresen herum auf ihn zu.
»Was machst du denn hier?«

Jake grinste. »Na, was wohl? Ich wollte dich besuchen.« Er küsste mich auf die Wange und ließ seine Hand kurz auf meiner Schulter liegen. »Mmh, du riechst gut.«

Es kam mir komisch vor, dass Jake und ich uns mit Küsschen begrüßten, als wären wir richtige Erwachsene und nicht bloß eine etwas coolere (Jake) und eine etwas kurvenreichere (ich) Version von uns als Schülern. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Ernesto uns beobachtete, und ich warf ihm meinen bösesten Kümmer-dich-um-deinen-eigenen-Kram-oder-es-setzt-was-Blick zu.

»Wohnst du in der Nähe?«, fragte ich. »Ich habe dich hier noch nie gesehen.«

»Nein, ich wohne in North Beach. Dieses Café war mir völlig unbekannt, bis du es neulich bei den St. Clairs erwähnt hast. Da dachte ich, ich schau mal vorbei und check den Laden.«

»Da gibt's leider nicht viel zu checken. Kaffee und Kuchen. Einen uninteressanteren Laden findest du wahrscheinlich in der ganzen Stadt nicht.«

»Ach, weißt du«, sagte Jake und zuckte amüsiert die Achseln, »uninteressant und angesagt muss sich nicht widersprechen. Kann ich dich auf einen Kaffee entführen? Hast du Lust?«

Lachend zeigte ich auf die riesige Espressomaschine hinter dem Tresen. »Du spazierst in ein Café, das kaum etwas anderes zu bieten hat, und willst mich auf einen Kaffee entführen, habe ich das richtig verstanden?«

»Ich würde ja fragen, ob du Lust auf einen Drink hast, aber ich bin mir nicht sicher, wie du zu Cocktails am frühen Nachmittag stehst.«

»Na gut. Ich bin aber erst in einer Stunde mit meiner Schicht fertig. Kannst du dann wiederkommen?«

»Ich warte hier.«

Ich sah ihn an. Am liebsten hätte ich mich gekniffen. Jake

Logan – irgendwie hatten sich sein Vor- und Nachname als untrennbare Einheit in meinem Kopf festgesetzt – war unangekündigt an meinem Arbeitsplatz aufgetaucht. Weil er mich sehen wollte. Bei jedem anderen Typen wäre mir das ein bisschen übertrieben vorgekommen, vielleicht sogar aufdringlich. Aber zu einer derart erwachsenen Reaktion konnte ich mich nicht durchringen. Der Teenager in mir jubelte stattdessen: *Oh-Gott-Jake-Logan-wartet-auf-MICH!!!*

Als ich in die Küche zurückkehrte, lächelte Lorena mich an.

»Woher kennst du den?«, fragte sie neugierig. Lorena war immer ganz wild auf meine Geschichten vom inzestuösen Liebesleben junger Bäckerinnen, und sie verschlang jede Art von Klatsch und Tratsch wie eine der Kalziumtabletten, die sie zur Stärkung ihrer Knochen schluckte.

»Er ist kein Bäcker«, sagte ich in der Hoffnung, damit weitere Fragen abzuwehren.

»Ach so«, sagte Lorena und dachte einen Moment lang nach. »Zum Glück. Er sieht ziemlich gut aus.«

Carlos drehte sich feixend zu uns um.

»Er wird sich freuen zu hören, dass er Verehrer gefunden hat«, sagte ich.

Ich rollte den Teig für die Schinken-Käse-Croissants aus und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Jetzt, wo Jakes blaugrüne Augen und unwiderstehliche Grübchen mich nicht mehr ablenken konnten, fiel es mir leichter, auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben. *Jake Logan*, sagte ich mir, während ich den Teig zu perfekten Halbmonden formte, *verkörpert genau die Welt, die du in der Schule gehasst und seither wie die Pest gemieden hast*. Dabei hatte ich keine Ahnung, was Jake in den sechs Jahren seit seinem Abschluss gemacht hatte. *Vielleicht ist er Sozialarbeiter*, dachte ich hoffnungsvoll. *Oder Assistenzarzt in einer Kinderklinik!* Er war eindeutig der Typ Mann, der nie erwachsen wird; bestimmt konnte er gut mit Kindern. Das hätte auch erklärt, warum er zu einer Zeit, wo andere arbeiteten, im Freizeitlook durch die Stadt spazierte. *Oder er treibt sich einfach den ganzen Tag herum und benutzt Hundertdollarscheine als Untersetzer für seine Scotchgläser*. Das, so musste ich mir eingestehen, schien mindestens genauso plausibel.

Als ich mit allem fertig war, besprach ich mit Lorena, was sie noch bis Feierabend zu tun hatte, hängte meine Schürze an

einen Haken neben der Küchentür und inspizierte mich kurz in dem großen Spiegel, den Ernesto auf der Innenseite der Toilettentür angebracht hatte. Ganz unzufrieden war ich mit dem Anblick nicht. Meine dunklen Wuschelhaare waren straff zurückgebunden, und ich trug ein dünnes schwarzes T-Shirt und eine Jeans, die meine Rundungen betonte – die ideale Hüfte für Küchenriegen, nicht zum Kinderkriegen, witzelte ich manchmal. Klein, wie ich war, hatte ich vielleicht fünf oder auch sieben Kilo zu viel auf den Rippen (wer wollte das schon so genau wissen?), aber durch diese Extrapfunde konnte ich eigentlich ganz gut punkten, was Busen und Hintern anging. Außerdem weiß jedes Kind, dass eine dünne Bäckerin verdächtig ist. Und ich wollte schließlich vertrauensvoll wirken.

Ich dankte der lieben Fee, die mir am Morgen aus irgendeinem Grund eingegeben hatte, vor der Arbeit noch schnell etwas Abdeckcreme über meine Augenringe zu tupfen und Mascara aufzulegen. An manchen Tagen sah ich am Ende meiner Schicht wie eine wandelnde Leiche aus; doch wie durch ein Wunder war es an diesem Nachmittag nicht ganz so schlimm.

»Viel Spaß«, sagte Carlos laut und vernehmlich, als ich die Tür zum Café öffnete. Lorena kicherte.

Ich tat, als hätte ich nichts gehört. Halb rechnete ich damit, dass Jake schon gegangen war, aber er lehnte immer noch am Fenster, den Blick auf sein Telefon geheftet. Da ich mich in Ernestos Gegenwart gehemmt fühlte, schlug ich vor, in eine Taqueria in der Nähe zu gehen, in der es riesige Burritos und starken Kaffee gab.

»Für Burritos bin ich immer zu haben«, sagte Jake und hielt mir die Tür auf.

Im El Farolito setzten wir uns an einen winzigen knallgelben Tisch und träufelten uns abwechselnd Chilisoße über unsere Teller. Währenddessen erklang dominikanische Merengue-Musik aus den Lautsprechern über unseren Köpfen, so fluffig und leicht wie die süßen Meringues, nach denen sie benannt worden war. Der Moderator, der sich zwischendurch zu Wort meldete, war immer noch derselbe wie in meiner Kindheit. Diesen Sender hatte meine Mutter jeden Morgen gehört, wenn wir nach dem Aufstehen durch die Wohnung wuselten und uns für den Tag fertig machten. Wie ihre bestickten türkis- und orangefarbenen Blusen oder die handgestrickte

Wolljacke mit Reißverschluss und lila Zickzackmuster gehörte Merengue-Musik zu den Andenken aus Ecuador, die Mom auch noch nach vielen Jahren heiß und innig liebte. Die Musik, die bei uns in der Remise lief, und die Klänge, die uns in der Villa der St. Clairs entgegenschlugen, hätten nicht gegensätzlicher sein können: Dort wehte schon frühmorgens klassische Musik durch die Küche bis hinaus auf den Vorplatz. Mir gefiel eigentlich beides. Sobald Lolly und Tad das Haus verließen, stellte meine Mutter einen Sender mit lateinamerikanischer Musik ein. Manchmal erwischte ich sie dabei, wie sie mit halbgeschlossenen Augen an der Spüle stand und sich zu den schmachtenden Gitarrenakkorden eines ecuadorianischen *Pasillo* hin- und herwiegte. In solchen Momenten bekam ich eine Ahnung davon, wie tief und dunkel der Ozean des Heimwehs in ihrem Herzen sein musste.

Wenn ich meine Mutter wehmütig werden sah, oder auch dann, wenn sie sich meiner Meinung nach zu viel mit Julia beschäftigte (was natürlich ihr Job war, aber wer das einem eigensinnigen Kind erklären will, kann einem leidtun), watschelte ich gegen den Türpfosten wie die Komiker, die ich aus dem Fernsehen kannte, oder schlüpfte in eine der vielen Rollen, die ich mit Hingabe einstudierte. *Ach, Lucia*, seufzte ich dann in Lollys exaltiertem Tonfall, *was soll ohne Ballett aus deinem Mädchen werden? Du willst doch auch, dass Annie zu ihrer Mitte findet?* Und wenn es mir mit Slapstick nicht gelang, meine Mutter aufzuheitern, bat ich sie einfach, mir etwas Süßes zu backen. Dann hockten wir wenig später im Schneidersitz auf dem Küchenboden und leckten Schüsseln und Löffel sauber.

Meine Mutter sprach nur selten von ihrer Familie. Ich nahm an, dass wenn sie nicht gern über ihre Eltern redete, es wohl seine Gründe hatte. Meine Großmutter, so viel reimte ich mir aus verschiedenen Andeutungen zusammen, war eine steife, strenggläubige Frau, die ihren Haushalt wie eine Kaserne führte; wer sich nicht an die Regeln hielt, wurde unehrenhaft entlassen. Für mich war es unfassbar, wie man Blutsverwandtschaften so mir nichts, dir nichts aufgeben konnte, aber wenn die eigene Familie nur aus einem einzigen Menschen bestand, kam einem selbst ein kleiner Streit wie eine große Katastrophe vor. Die wenigen Male, bei denen ich meine Mutter nach meinem Vater fragte, wirkte sie so

nervös, dass ich es irgendwann aufgab. *Darüber reden wir, wenn du erwachsen bist, mi monita bonita*, sagte sie dann immer und wischte sich dabei die Hände an der Schürze ab. Mein hübsches kleines Äffchen. Bald stellte ich mir eine Art Schatzkiste mit lebenswichtigen Informationen vor, die ich an meinem achtzehnten Geburtstag würde öffnen dürfen, wie eine Braut, die ihre Aussteuer auspackt und ein neues Leben voller Schönheit und Anmut beginnt. Dass meine Mutter sterben könnte, bevor wir unser »Erwachsenengespräch« führten, und damit all diese brennenden Fragen unbeantwortet bleiben würden, kam mir nie in den Sinn.

Und so riss mich die Musik, die so unschuldig im Radio dahinplätscherte, in einen dunklen, gefährlichen Strudel. Doch kurz bevor ich ganz in der Vergangenheit versinken und in der Tiefe nach Antworten graben konnte, griff die Gegenwart wieder nach mir.

»Also«, sagte ich zu Jake Logan und hob den Blick von meinem Burrito. »Was hast du in den letzten Jahren so getrieben?«

»Na gut, dann krame ich mal meinen Lebenslauf raus. Nach dem College habe ich ein paar Jahre in New York gearbeitet, im Finanzsektor, aber irgendwann habe ich es nicht mehr ausgehalten. Auch wenn's peinlich ist, aber es war wohl die typische Quarterlife-Crisis. Die Art von Depression, nach der die meisten nochmal so was Bodenständiges wie Jura oder Wirtschaft studieren.«

»Aber du nicht?«

»Nö. Da kann man sich ja gleich schon mal einen Therapeuten für die Midlife-Crisis suchen. Ich bin lieber nach San Francisco zurückgezogen. Seitdem gehe ich viel surfen und versuche, mein Leben wieder auf die Reihe zu kriegen.«

»Aha ... und das ist jetzt dein Leben?«, sagte ich. »Du bist unter die Surferboys gegangen?« Offen gestanden, hatte ich große Mühe, die Frage nicht sarkastisch klingen zu lassen. Da hielt ich mich jahrelang mit Niedriglohnjobs über Wasser und führte in den wenigen Stunden, die ich nicht in irgendwelchen Backstuben verbrachte, auch noch die Köter anderer Leute aus, um die Miete für meine Einzimmerwohnung bezahlen zu können, und dieser Typ ging währenddessen einfach surfen? Enttäuscht stellte ich fest,

dass wir nichts, aber auch gar nichts gemeinsam hatten.

Jake lachte. »Wenn ich ehrlich bin, ja. Ich surfe ganz schön viel. Aber wenn man stundenlang draußen auf dem Meer ist und zurück aufs Land schaut, rückt das vieles im Kopf zurecht. Ich habe gerade erst vor kurzem beschlossen, ein Surf-Camp für benachteiligte Kinder zu gründen. Die bürokratischen Dinge muss ich noch klären, aber ich habe in Costa Rica schon das Grundstück dafür gekauft. Über Stipendien sollen die Kids dann Gelegenheit bekommen, mal aus der Betonwüste rauszukommen und echte Natur zu erleben. Wenn es mir geholfen hat, den ganzen Tag im Wasser zu sein, dann bringt es ihnen vielleicht auch was.«

Ich holte tief Luft. »Ach herrje«, sagte ich. »So einer bist du also.«

»So einer?«

»Einer von denen, die in die Welt hinausgehen und Gutes tun.«

Wie Schauspieler, die den wirksamsten Moment für ihren großen Auftritt kennen, kamen Jakes Grübchen zum Vorschein. »Denkst du jetzt schlechter von mir?«

»Ein bisschen.«

Wir lächelten uns an. In Jakes Augenwinkeln zeigten sich winzige Fältchen, und plötzlich konnte ich mir vorstellen, wie er in zehn, zwanzig Jahren aussehen würde.

»Ich habe noch bessere Angebersprüche auf Lager, in denen es nicht nur um Kinder geht«, sagte er.

»Nicht nur? Ein oder zwei Anspielungen auf Kinder kannst du dir wohl nie verkneifen, was?«

»Na, schaden kann es jedenfalls nicht.«

Ich war nicht dumm. Auch wenn ich es genoss, mit Jake zu flirten und die Bälle so schnell zurückzuschlagen, wie er sie mir zuspielte, schrillten in mir die Alarmglocken. Ich hatte es mit einem echten Charmeur zu tun, der nicht nur gut aussah, sondern auch witzig, klug und zuvorkommend war. Mit einem Mann, der es eindeutig gewohnt war, genau das zu bekommen, was er wollte. Und obwohl eine so selbstbewusste, intelligente Frau wie ich, die sich durchaus nicht über mangelnde Aufmerksamkeit von Männern beklagen konnte, eine Niete normalerweise innerhalb von zwei Minuten von einem Hauptgewinn unterscheiden konnte, musste ich mir eingestehen, dass Jake mich etwas aus der Fassung

brachte.

Das war ehrlich gesagt noch untertrieben.

Eigentlich war ich nicht der Typ Frau, die sofort anfängt, von Heirat und Kindern zu träumen, wenn sie einen Mann kennenlernt. Am College und in den vergangenen sechs Jahren hatte ich eine ganze Reihe von Affären gehabt. Aber sobald sich daraus eine ernsthafte Beziehung entwickelte, zog ich mich zurück. Ich wollte Liebe, das schon, aber ich wollte mein Glück nicht davon – oder von irgendjemandem – abhängig machen. Kaum hatte ich das Gefühl, dass sich so etwas wie Liebe einschlich, machte ich dicht; da half es auch nichts, dass mir bewusst war, was ich tat. Also hielten meine Beziehungen nie besonders lange. Immerhin schloss ich daraus, dass man mich lieben konnte. Aber konnte *ich* andere lieben? Dauerhaft und bedingungslos? Natürlich, redete ich mir ein; ich hatte eben nur noch nicht den Richtigen gefunden. Als Jake irgendwann nach dem Essen seine Hand auf meine legte und mir sagte, wie leid ihm das mit meiner Mutter tue, auch wenn er damit gut zehn Jahre zu spät dran war, und als er dann auch noch auf meine Cupcakes zu sprechen kam, die das Beste an Lollys Party gewesen seien, schlugen meine Gedanken eine bis dahin undenkbbare, gefährlich rosarote Richtung ein.

War es möglich, dass ausgerechnet Jake das Gefühlschaos meiner Kindheit auflösen konnte? Dass ich armes Ding, das inmitten von Wohlstand aufgewachsen war und trotzdem nur am Rand gestanden hatte, dass ich, die sich selbst in ihrem vermeintlichen Zuhause immer wie ein Fremdkörper vorgekommen war, die große Liebe ausgerechnet in jener Welt finden würde, in der ich als Jugendliche so gelitten hatte? Konnte es eine solche karmische Vergeltung geben? Wäre es nicht ungemein praktisch, wenn eine Beziehung mit Jake mir genug Hitze liefern würde, um die hässlichen Falten meines Lebens auszubügeln?

Oh Mann, komm wieder runter, Quintana, befahl ich mir halbherzig.

Nachdem wir unser Burrito-Papier zusammengeknüllt und in den Abfalleimer geworfen hatten, liefen Jake und ich den ganzen Weg vom El Farolito bis zu dem Haus, in dem Gus wohnte – ein Schäferhund-Mischling aus dem Tierheim, den ich an zwei, drei Nachmittagen pro Woche spazieren führte.

Jake setzte sich auf den Treppenabsatz, während ich nach oben rannte. Wie immer wartete Gus schon hinter der Wohnungstür auf mich; ich hörte seinen Schwanz auf den Boden klopfen, als ich den Schlüssel ins Schloss steckte. Kaum hatte ich die Tür geöffnet, sprang er auf mich zu, leckte mir sacht die Hände und wedelte aufgeregt mit dem Schwanz, während seine Krallen ekstatisch auf den Boden trommelten. Ich ging in die Hocke, strich seine freudig aufgestellten Schlabberohren zurück und drückte ihm einen Kuss auf die lange, schwarze Schnauze. Er winselte glücklich und schwänzelte mit dem ganzen Körper hin und her. Gus gehörte zu den Hunden, die sich nur in ihrem eigenen Zuhause sicher genug fühlen, um aufzudrehen und fröhlich herumzutollen. Draußen auf der Straße war er immer wie ausgewechselt: Er nahm sofort die verzagte, sorgenvolle Haltung eines Findelhundes an, und seine hellbraunen Brauen, die sich fragend zusammengezogen hatten, legten seine Stirn in ängstliche Falten. Es versteht sich von selbst, dass ich in Gus und seine vielschichtige Persönlichkeit völlig vernarrt war.

Als wir unten ankamen, bemerkte ich sofort, dass Jake Hunde genauso liebte wie ich. Ich musste ihn bremsen, damit er Gus nicht gleich mit Streicheleinheiten überschüttete; zu viel Aufmerksamkeit von einem Fremden hätte Gus in dieser großen lauten Welt da draußen nur noch nervöser gemacht. Die ersten hundert Meter hielt Jake sich tatsächlich zurück, doch dann begann er, Koselaute von sich zu geben, wuschelte Gus liebevoll durch das schwarzbraune Fell und fütterte ihn mit einem Stück Chorizo, dass er offenbar im El Farolito in einer Serviette hatte mitgehen lassen, ohne dass ich es bemerkt hatte. Gus schmiegte sich an Jakes Bein und sah hingebungsvoll zu ihm auf, während er die Wurst hinunterschlang. Einen Augenblick lang wedelte er sogar selbstvergessen mit dem Schwanz.

»Und, wann kann ich dich wiedersehen?«, fragte Jake und kniff von der Sonne geblendet die Augen zusammen, als er seinen Blick von Gus löste und mir zuwandte.

JAA!, schrie der Teenager in mir.

»Wir können ja mal telefonieren«, sagte die erwachsene Annie, die zum ersten Mal an diesem Tag die Oberhand behielt.

4 – Julia

Als Jacqueline, das Dienstmädchen, Wes die Tür öffnete, rannte ich aus dem Schlafzimmer. Doch ich war schon zu spät: Die heisere Stimme meiner Mutter drang so klar und deutlich die Treppe herauf, als stünde sie direkt neben mir.

»Ach, Wesley, wie schön, dich zu sehen! Julia hat uns gar nicht verraten, dass du kommst. Offenbar will sie dich ganz für sich alleine behalten.«

Wes' Antwort war zu leise, um sie zu verstehen, aber ich hörte die Wärme in seiner Stimme und den Südstaatenakzent, den er nie ganz abgelegt hatte. Ich liebte seine Stimme. Ich liebte die Art, wie er die Vokale samtweich in die Länge zog; ich stellte ihn mir gerne vor, wie er bei seinen Meetings überall auf der Welt eine Bodenständigkeit und gleichzeitig eine Weltgewandtheit vermittelte, die für einen erfolgreichen amerikanischen Geschäftsmann völlig untypisch war. Ich liebte es, ihn anderen vorzustellen und ihre Reaktion zu beobachten, wenn dieser große, liebenswürdige, bedächtige Mann von WLAN-Empfangsverstärkern und den komplexen sozioökonomischen Zusammenhängen in Entwicklungsländern zu sprechen begann. Er übte einen Sog, eine Anziehungskraft auf andere aus, der offenbar niemand widerstehen konnte, am allerwenigsten ich. Eigentlich war er nicht der Typ Mann, den ich mir als Partner fürs Leben ausgesucht hätte, aber wahrscheinlich liebte ich ihn auch dafür.

»Überraschung hin oder her, ich freue mich sehr über deinen Besuch«, sagte meine Mutter gerade, als ich die Treppe hinunterging. Ihre Hand lag verschwörerisch auf seinem Arm. »Seit sie hier ist, ist Julia die ganze Zeit miesepetrig und macht ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. Du kommst wirklich gerade recht.«

»Mutter, du übertreibst«, sagte ich und durchquerte rasch die Eingangshalle. »Wes kennt mich viel zu gut, um zu wissen, dass ich nie miesepetrig bin.« Ich küsste ihn auf die Lippen. »Hi.«

»Na, du?«, sagte er und umarmte mich so fest, dass sich meine Wange in sein glattes Leinenhemd presste. Er war

einer dieser großen, breitschultrigen Männer, bei denen selbst Kleidung von der Stange wie maßgeschneidert aussieht. Mit seinem modischen und doch unprätentiösen Stil unterstrich er sein gutes Aussehen, ohne eingebildet zu erscheinen; er wirkte selbstbewusst, aber nicht selbstverliebt. Er hatte etwas so unmissverständlich *Männliches* an sich, dass ich immer noch weiche Knie bekam, wenn ich ihn sah. Allerdings konnte ich meine Gefühle klar genug einschätzen, um diese romantische Verliebtheit zumindest teilweise dem Umstand zuzuschreiben, dass wir bis jetzt noch nicht einmal in derselben Stadt gelebt hatten und während unserer gesamten Beziehung nie mehr als ein paar Tage am Stück zusammen gewesen waren, oft unterbrochen von mehrwöchigen Pausen. Selbst jetzt, wo wir wenigstens beide an der Westküste wohnten, würden wir uns in dem Jahr bis zu unserer Hochzeit nur unregelmäßig sehen. Wes hatte zwar eine Eigentumswohnung in San Francisco, übernachtete aber häufig in einem Hotel in der Nähe des Hauptsitzes seiner Firma im Silicon Valley. Den meisten Schlaf bekam er wahrscheinlich im Flugzeug, auf seinen vielen Reisen im In- und Ausland, bei denen er Gelder akquirierte und Produktionskooperationen aufbaute. Er hatte mich bereits vorgewarnt, dass er auch in den folgenden Monaten viel unterwegs sein würde. Bevor wir heirateten, wollte er geschäftlich alles unter Dach und Fach bringen, um unsere Hochzeit und die Flitterwochen auf den Fidschi-Inseln uneingeschränkt genießen zu können.

Als er mich losließ, sagte er zu meiner Mutter gewandt:

»Nichts für ungut, Mrs. St. Clair, aber Julia hat Recht – miesepetrig habe ich sie noch nie erlebt. Solche Launen sind nicht ihre Art. Eine der vielen bewundernswerten Eigenschaften, die sie von ihrer Mutter geerbt hat.«

Wie immer gelang Wes der Drahtseilakt, für mich Partei zu ergreifen und meiner Mutter trotzdem ein charmantes Kompliment zu machen. Ihre glatten Wangen erröteten ganz leicht, und ihre Lippen zuckten bei dem Versuch, sich nicht allzu deutlich anmerken zu lassen, wie geschmeichelt sie war. »Mein lieber Wesley«, sagte sie mit gespielter Strenge, »wir haben uns bereits auf das Du geeinigt. Wenn du dich weiter weigerst, mich Lolly zu nennen, muss ich zu drastischeren Maßnahmen greifen und darauf bestehen, dass du mich mit ›Mutter‹ ansprichst. Und das wollen wir doch beide nicht,

oder irre ich mich?»

»Nein«, sagte Wes lachend. »Entschuldige, Lolly.«

»Sag, was hältst du von dieser Cupcake-Geschichte?«, fragte meine Mutter. »Ich dachte ja, meine Tochter und ich könnten in aller Ruhe eure Traumhochzeit vorbereiten, und stattdessen heckt sie mit ihrer alten Freundin Annie Geschäftsideen aus!«

»Mutter!«, rief ich aus. Wes sah mich halb fragend, halb belustigt an, so dass seine Augenbrauen über den viereckigen Brillengläsern zum Vorschein kamen. »Ich konnte Wes doch noch gar nicht von dem Café erzählen. Er ist gerade erst zur Tür hereingekommen!«

»Ach du lieber Himmel, habt ihr schon mal etwas von der Erfindung des Telefons gehört? Wozu diese Geheimniskrämerei?«

»Ich wollte es ihm persönlich sagen.« Ich warf Wes einen Blick zu. »Beim Lunch erzähle ich dir alles.«

Wes' dunkle Augen funkelten. »Du kennst mich ja – ich liebe Überraschungen, und ich kann mir nichts Besseres vorstellen, als mich bei einem gut gefüllten Teller über neue Unternehmen zu unterhalten.«

»Wo geht ihr essen?«, fragte meine Mutter und zupfte ein winziges Stück Faden vom Ärmelaufschlag ihrer weißen Bluse.

»Im Rose's.« Ich sah auf die Uhr. »Wir sollten los. Ich habe einen Tisch reserviert, und wir müssen in zehn Minuten da sein.«

»Die Union Street war heute Morgen eine Katastrophe. Curtis wird euch fahren, dann müsst ihr keinen Parkplatz suchen.« Meine Mutter hob mahnend den Zeigefinger und sagte zu Wes gewandt: »Nimm den gemischten Salat und gebratene Pute auf Brioche. Und lass dir von niemandem etwas anderes einreden.«

»Also, wie war das mit dem Cupcake-Café? Wechselst du jetzt das Fach? Hauswirtschaft statt Finanzwirtschaft? Das nenne ich einen Turnaround!«, scherzte Wes, als Curtis den Bentley auf dem Vorplatz wendete und durch das Eingangstor auf die Straße hinausfuhr.

Ich versuchte, seine Bemerkungen wegzulächeln, aber jetzt, da wir allein waren, spürte ich meine innere Anspannung. Es gab so viel Unausgesprochenes zwischen

uns, so viele Halbwahrheiten, die sich unversehens eingeschlichen hatten. Ich ließ den Kopf gegen den kühlen Softledersitz sinken und atmete tief durch. Hätte ich geahnt, zu welchen Dramen die nun folgende Unterhaltung noch führen würde, hätte ich sie ganz vermieden. Stattdessen redete ich munter drauflos. Wenn ich Wes an allem Anteil haben ließ, was mir zu dem scheinbar unverfänglichen Thema Cupcakes durch den Kopf ging, konnte ich besser verdrängen, dass ich in anderen, dunkleren Angelegenheiten bislang geschwiegen hatte.

»Ich werde das Geschäftliche regeln«, erklärte ich, »und Annie übernimmt die Produktion. Ich habe dir doch erzählt, dass meine Mutter vor kurzem eine Benefizparty für Save the Children gegeben hat. Annie hat dafür Cupcakes gebacken, die einfach göttlich waren. Es ist unfassbar, dass sie noch keinen eigenen Laden aufgemacht hat. Diese Cupcakes werden der absolute Renner in San Francisco.«

»Auf dein Urteil vertraue ich blind, Baby«, sagte Wes. »Klingt nach einer Goldgrube.« Als er sich zu mir beugte, um mir einen Kuss zu geben, entspannte ich mich etwas. Das schien ihm nicht zu entgehen; er lächelte. »Du siehst gut aus. Als Kleinunternehmerin wirst du alle in die Tasche stecken.«

»Na ja, noch ist nichts offiziell. Wir müssen erst die Details klären. Und was das ›Klein‹ angeht ...« Ich warf ihm einen gespielt tadelnden Blick zu.

Er lachte. »Klar, wenn du die Sache in die Hand nimmst, wird das Unternehmen nicht lange klein bleiben. Little Debbie und all die anderen Backwaren-Imperien werden sich warm anziehen müssen.«

»Ha«, schnaubte ich, »es wird ja auch Zeit, dass mal jemand die Branche aufmischt.«

Wir sahen beide auf die Bucht hinunter, als Curtis in die steil abfallende Straße Richtung Union Street einbog.

»Trotzdem«, sagte Wes. »Ein wenig überraschen tut es mich schon. Ich weiß, dass du zusammen mit Annie aufgewachsen bist, aber mir war nicht klar, dass ihr immer noch so gut befreundet seid.«

Ich hatte Wes von meiner Kindheit mit Annie und Lucia erzählt und dabei auch erwähnt, dass ich seit Jahren keinen Kontakt mehr zu Annie hatte. Allerdings hatte ich es eher so klingen lassen, als hätten wir uns irgendwann

auseinandergelebt; die eigentlichen Gründe behielt ich lieber für mich. »Befreundet würde ich es nicht unbedingt nennen, aber wir verstehen uns immer noch gut«, sagte ich leichthin. *Eine kleine Lüge mehr oder weniger ...* »Wir hatten zwar die eine oder andere Meinungsverschiedenheit, aber solange ich nicht auf diesen wunden Punkten herumreite, werden wir sicher hervorragende Geschäftspartner sein.«

Zu meiner Erleichterung hakte Wes nicht weiter nach. Es war mir ein Rätsel, wie er gleichzeitig so neugierig und interessiert sein konnte, ohne immer alles hinterfragen zu müssen. *Wenn ich die Dinge so geduldig und vertrauensvoll angehen könnte wie er, würden mich die Unwägbarkeiten des Lebens vielleicht nicht so verrückt machen.*

An der Abzweigung zur Union Street sah ich, wie ein schick gekleidetes Pärchen mit seiner kleinen Tochter aus der Eisdiele kam, in der Annie und ich als Kinder oft gewesen waren. Als der Vater das kleine Mädchen auf seine Schultern hob, tropfte ein dicker Schokoladenklecks von ihrer Eiswaffel auf seine Stirn.

Wes tippte ans Fenster. »Das sind wir, Baby, in ein paar Jahren. Nur werde ich dann statt Eis wohl Cupcake-Krümel auf der Stirn haben.« Dabei sah er mich so erwartungsvoll und zärtlich an, dass ich nur mit Mühe ein Lächeln zustande brachte und schnell den Kopf abwandte, bevor meine wahren Gefühle sich auf meinem Gesicht abzeichneten.

Ich blickte stumm aus dem Fenster, bis wir das Restaurant erreichten und ich mich zumindest für eine Weile wieder unter Kontrolle hatte.

5 – Annie

Immer noch beflügelt von meinem Nachmittag mit Jake hüpfte ich einige Tage später an der Kreuzung Broadway/Steiner Street aus dem 22er-Bus und ging das letzte Stück zur Villa der St. Clairs zu Fuß. Julia und ich wollten die ersten Schritte besprechen, um das Cupcake-Projekt auf den Weg zu bringen, aber offen gestanden hatte ich keine Ahnung, wo wir überhaupt anfangen sollten. Es gab so unglaublich viel zu tun – ein Ladenlokal finden, Einrichtung und Küchengeräte besorgen, Genehmigungen einholen, Mitarbeiter einstellen, Buchhaltung führen. Schon beim Gedanken daran bekam ich Kopfschmerzen. Andererseits hatte ich mich ja nur wegen ihrer Erfahrung mit diesen bürokratischen Dingen auf die Zusammenarbeit mit Julia eingelassen. Na ja, nicht nur deswegen. Der Faktor Geld hatte dabei auch keine unwesentliche Rolle gespielt.

Ich spähte die Straße entlang. Es war einer dieser grauen Sommernachmittage, für die San Francisco berühmt ist; der Nebel ließ den Himmel merkwürdig hell und ausgebleicht aussehen. Eine feuchte Brise wehte von der Bucht herauf, und ich zog den Gürtel meines dunkelroten Mantels enger, während ich unwillkürlich langsamer ging, je näher ich der Villa der St. Clairs kam.

Jedes Haus entlang der Straße schien noch größer zu sein als das vorherige. Das architektonische Kuddelmuddel spiegelte den launischen Geschmack der Oberschicht im Laufe des letzten Jahrhunderts wider – da gab es die dunklen, gedungenen Craftsman-Bungalows, die Villen im pastellfarbenen Zuckerbäckerstil der Queen-Anne-Periode, die eleganten Italianate-Anwesen mit ihren großen Fenstern aus Antikglas und die schnittigen, zeitgenössischen Bauten, bei denen man Mühe hatte, die Eingangstür ausfindig zu machen. Bis zu meinem achtzehnten Geburtstag war ich unzählige Male an dieser Häuserreihe vorbeigelaufen. In dem turmartigen Gebäude aus Glas, Beton und Stahl, an dessen Seite ein wasserfallartiger Strom theatralisch in die Tiefe rauschte, hatten die Lorensteins mit ihren drei Söhnen, einem Irish Setter und einem portugiesischen Au-pair-Mädchen gewohnt.

Die Chens, ein älteres Ehepaar, das allein in einem wuchtigen Klinkerhaus mit weißen Fensterläden lebte, hatten zur Pflege ihres makellosen Gartens einmal wöchentlich einen muskulösen jungen Gärtner namens Raul da, der Julia und mir immer Cola-Dosen aus seiner Kühlbox zuwarf, wenn wir im richtigen Moment vorbeikamen und ihn schmachtdend anguckten. Damals hatten meine Mutter und ich wahrscheinlich mehr Leute in der Nachbarschaft gekannt als irgendjemand sonst; wir kannten die Eltern, die Kinder, die auf den Spielplatz und später auf die Devon Prep gingen, die Haushälterinnen und Nannys und Chauffeure, mit denen meine Mutter befreundet war.

Mom hatte gern in Pacific Heights gelebt. Der Blick, die prächtigen Villen, die stilvoll gekleideten Nachbarn, die ganze großbürgerlich-urbane Atmosphäre übte eine ungebrochene Faszination auf sie aus. Für sie blieb diese surreale Glitzerwelt immer so neu und aufregend wie am ersten Tag, während mir im Laufe der Zeit klar wurde, was sich hinter dem schönen Schein verbarg. Wo Mom Glamour und Eleganz, Liebesswürdigkeit und Frohsinn sah, sah ich Teenager, die an Bulimie litten, eine halsbrecherische soziale Leiter, an der so manche scheiterten, und Grünschnäbel, die sich schon mit fünfzehn aufführten wie die rechtmäßigen Herren der Welt. Ich wusste, dass ich anders war als meine Mitschüler an den kleinen, teuren Privatschulen, die Julia und ich in den ersten acht Jahren besuchten, aber erst als wir auf die Devon Prep kamen – wo mir die St. Clairs mit ihren Beziehungen und großzügiger finanzieller Unterstützung einen Platz verschafften –, ließen mich die anderen diese Kluft spüren. Es lag wohl weniger an meinen ecuadorianischen Wurzeln als daran, dass meine Mutter Haushälterin bei den St. Clairs war. Wäre mein Vater zum Beispiel ein stinkreicher Minenbesitzer aus Ecuador oder vielleicht auch nur ein Politiker im Exil gewesen, dann hätten an meiner Pinnwand sicher genauso viele glitzernde Partyeinladungen gehangen wie an Julias. Doch meine Familie besaß weder einen Weinberg im Napa Valley noch einen Zweitwohnsitz in Pebble Beach oder wenigstens ein Ferienhäuschen am Lake Tahoe. Wir hatten kein Abonnement für die Oper; ich nahm keine Reitstunden; im Museum of Modern Art war kein Saal nach uns benannt. Ich lebte unter solchen Leuten, aber ich gehörte nicht zum Club.

Wir sprachen nicht die gleiche Sprache.

Ich versuchte nur zweimal, meiner Mutter zu erklären, wie es an der Devon Prep wirklich zuging. Beide Anläufe unternahm ich im letzten Schuljahr. Das erste dieser Gespräche fand unmittelbar vor dem alljährlichen Frühjahrsball unserer Schule statt, um den Julia schon seit Monaten ein Riesentheater machte. Als Klassensprecherin hatte sie beantragt, den Ball in den prächtigen Jugendstil-Saal des Palace Hotels zu verlegen, und weil sie dafür mindestens hundert Unterschriften brauchte, hatte sie ihre Lieblingssklavin, Caroline Rydell, auf die Jungs der Jahrgänge unter uns angesetzt. Denn Caroline hatte ein besonders wirkungsvolles Argument, nein, eigentlich waren es zwei: ihre Brüste. Julia, mit Cupgröße B ganz die elegante Dame von Welt, wusste genau, dass Carolines D-Oberweite in diesem Fall mehr ausrichten würde. Angeblich hatte Caroline die nötigen Unterschriften noch vor den Weihnachtsferien beisammen. Ich war selbst nicht dabei, aber mit seinem Glaskuppeldach und den funkelnden Kronleuchtern bot der Saal bestimmt einen märchenhaft-pompösen Rahmen für den Anlass. Dummerweise hatte ich in den Wochen zuvor den Film *Carrie* gesehen, und es gibt wohl nichts, was eine Außenseiterin eher vom Besuch ihres Schulballs abhalten würde, als der Anblick einer mit Schweineblut beschmierten Sissy Spacek. Als ich versuchte, meiner Mutter zu erklären, wieso ich meine Mitschüler nicht mochte, machte sie ein so bestürztes Gesicht, dass ich es aufgab und stattdessen behauptete, ich habe Bauchschmerzen und wolle deshalb zu Hause bleiben. Eine Weile war ich fest entschlossen, den Mund zu halten und ihr die Illusion über meine glückliche, sorglose Kindheit und die unverbrüchliche Freundschaft mit Julia nicht zu nehmen. Schließlich hatte sie hart gearbeitet, um mir dieses Leben zu ermöglichen.

Trotzdem sah ich mich wenig später gezwungen, noch einen Versuch zu starten. Diesmal war die Angelegenheit ernst: Nachdem böse Gerüchte über mich in Umlauf gekommen waren, musste ich meiner Mutter unbedingt meine Sicht der Dinge schildern. Aber kaum hatte ich das Thema zur Sprache gebracht, verdunkelte sich ihr Blick, und ich interpretierte das sofort als einen Anflug von Zweifel.

»Wie soll mir irgendjemand glauben, wenn es noch nicht

einmal meine eigene Mutter tut?«, rief ich. Ich war so verletzt, dass ich wütend wurde.

»Annie, ich höre dir doch nur zu.« Betroffen streckte sie die Hand nach mir aus, doch ich stieß sie weg.

»Du hörst nicht zu, du *entscheidest!*«, schrie ich. Der ganze Zorn, den ich für Julia, meine Mitschüler und die Lehrer empfand, entlud sich in einem einzigen, auf meine Mutter gerichteten Tobsuchtsanfall. »Du entscheidest, so wie du immer alles entschieden hast! *Du* hast entschieden, von zu Hause wegzulaufen. *Du* hast entschieden, dass wir bei den St. Clairs einziehen! *Du* hast entschieden, dass ich mit Julia befreundet sein und auf die Devon Prep gehen soll. Und jetzt sieh dir an, was du mir damit eingebrockt hast! Du bildest dir ein zu wissen, was das Beste für mich ist, dabei hast du überhaupt keine Ahnung von nichts! Du kriechst sowieso immer nur Lolly in den Arsch und hältst schön den Mund, weil du keinen Ärger willst! Du hast keine Ahnung, was ich hier durchmache! Du hast keine Ahnung, wie mein Leben aussieht! Du weißt überhaupt nicht, wie ich mich fühle!« Ich ignorierte ihr erschrockenes Aufstöhnen und die Tränen, die ihr in die Augen traten, schüttelte ihre Hände ab und rannte aus dem Haus.

Mein schlechtes Gewissen meldete sich sofort. Das Schlimmste war, dass ich selbst nicht einmal die Hälfte von dem glaubte, was ich ihr gerade an den Kopf geworfen hatte. Meine Mutter war nicht von zu Hause weggelaufen – man hatte sie hinausgeschmissen. Sie kroch Lolly nicht in den Arsch – in Wirklichkeit war zwischen ihr und Lolly im Laufe der Jahre eine echte Freundschaft entstanden. Und natürlich wusste meine Mutter, wie ich mich fühlte – sie kannte mich besser als jeder andere Mensch auf der Welt. Genau deshalb hatte mich ihr zweifelnder Blick ja auch so tief verletzt. Jedes Mal, wenn ich mir in den folgenden Monaten ein Herz fasste und zu ihr gehen wollte, um mich zu entschuldigen, fiel mir dieser Blick wieder ein und entfachte meinen Zorn aufs Neue. So erlebte ich einen langen, einsamen Sommer, in dem ich noch nicht einmal die quälenden Gedanken über die Ungewissheit meiner Zukunft mit meiner Mutter teilte.

An jenem Tag im August, an dem mein Abschlusszeugnis endlich im Briefkasten lag – an der Entlassungsfeier im Frühjahr hatte ich nicht teilnehmen dürfen –, beschloss ich,

die Funkstille zwischen uns endlich zu beenden. Als ich mit meinem Zeugnis in der Hand von der Remise über den Vorplatz hinüber ins Haupthaus ging, spürte ich, wie meine Waden sich vor Angst verkrampften. Ich hatte mir vorgenommen, das Zeugnis als eine Art Ölweig zu überreichen und meine Mutter zur Versöhnung auf einen Milchshake in der Union Street einzuladen, ein Ritual zu Ferienbeginn, das sie eingeführt hatte, als Julia und ich in die Grundschule gekommen waren. Nachdem ich von der Devon Prep suspendiert worden war und die Entscheidung des Zulassungskomitees in Berkeley noch in den Sternen stand, hatte meine Mutter diese Tradition nicht mehr erwähnt, als im Juni die Ferien begannen. Jetzt neigte sich der Sommer schon dem Ende zu, und wir hatten monatelang kaum ein Wort gewechselt. Und das alles nur, weil ich zu aufbrausend und zu stolz gewesen war.

Als ich die Küche der St. Clairs betrat und meiner Mutter das Zeugnis zeigte, nahm sie es behutsam in ihre kleinen braunen Hände und seufzte. Ich konnte diesen Seufzer nicht so richtig deuten, doch bevor ich mich darüber aufregte, platzte ich schnell mit der Frage heraus, ob sie Lust auf einen Milchshake in der Union Street habe.

Ihr Gesicht entspannte sich, und sie sah mich an. »Das klingt toll, Annie«, sagte sie.

In genau diesem Moment kam Julia in die Küche gestürmt. Ihre blonden Haare waren frisch geglättet und glänzten so, dass sie einen geradezu blendeten. Sie schenkte mir ein zuckersüßes Lächeln. In der Schule hatte sie mich immer kühl, ja abschätzig behandelt, doch wenn wir uns am Nachmittag oder später in den Ferien zu Hause über den Weg liefen, legte sie eine Zurückhaltung an den Tag, die etwas Unterwürfiges an sich hatte. Ich fand diese Janusköpfigkeit ermüdend; in Julias Gegenwart fühlte ich mich fast körperlich krank. Aber ich hatte nicht die Kraft, sie herauszufordern. Die Ereignisse des Frühjahrs, die Gerüchte und Vorwürfe hatten mir den sprichwörtlichen Wind aus den Segeln genommen. Ich hielt den Atem an und hoffte, dass meine Mutter sie unter irgendeinem Vorwand wieder wegschicken würde. Dabei kannte ich meine Mutter viel zu gut, um zu wissen, dass das nicht passieren würde. Ob es nun Pflichtbewusstsein, echte Zuneigung zu dem Mädchen, das sie mit aufgezogen

hatte, oder eine komplizierte Mischung aus beidem war – jedenfalls legte sie immer sehr viel Wert darauf (zu viel, wenn man mich fragte), Julia nicht auszuschließen.

»Annie und ich gehen Milchshakes trinken!«, sagte sie.
»Kommst du mit?«

Und Julia sah mich vorsichtig, fast lauernd an und sagte Ja. Ich hätte schreien können. Dass Julia mitkam, verbaute mir die letzte Gelegenheit, mich bei meiner Mutter zu entschuldigen. Eine Woche später gab ich die Hoffnung auf einen positiven Bescheid aus Berkeley endgültig auf, suchte mir einen Nebenjob als Kellnerin und schrieb mich am City College ein. Die Distanz zwischen meiner Mutter und mir verhärtete sich zu etwas Knisternd-Kaltem, wie die karamellisierte Zuckerschicht auf einer kühlgestellten Crème brûlée. Irgendwann gewöhnte ich mich daran, dass unsere Gespräche auf das Nötigste beschränkt blieben. Ich brauchte ja nur meinen Stolz zu überwinden, um das Eis zu brechen und alles wiedergutzumachen. Gleich morgen würde ich das tun, redete ich mir ein. Und so ging das wochenlang, bis zu dem Tag, an dem sie starb.

6 – Julia

Als Annie von Jacqueline in die Küche geführt wurde, sah ich sofort, dass sie gereizt war. Sie kaute nervös auf ihrer Unterlippe herum, und ihre Wangen glänzten von der kühlen, feuchten Luft draußen. Anstatt ihren roten Mantel abzulegen, zog sie den Gürtel noch fester um die Taille. Ihr kleines, herzförmiges Gesicht mit den hellbraunen, weit auseinanderstehenden Augen und dem honigfarbenen Teint verschwand fast zwischen den aufmüpfigen dunklen Locken und dem Mantelkragen aus Kunstpelz. Am Revers fehlte ein ganzes Büschel Pelz, was sie wie eine räudige, wenn auch wohlgenährte Straßenkatze aussehen ließ.

»Oh, hi!«, sagte ich betont fröhlich. »Ich hatte gar nicht damit gerechnet, dass du es bist, als ich die Klingel gehört habe. Ich dachte, du nimmst den Kücheneingang, wie in alten Zeiten.«

»Nein«, sagte Annie mit blitzenden Augen. »Ich habe den Vordereingang genommen, wie in neuen Zeiten.«

»Ah, ja.« Sie war eindeutig auf Konfrontationskurs. »Jedenfalls freue ich mich, dass du gekommen bist.« Das Dienstmädchen, das verlegen an der Tür stand, räusperte sich. Ich machte eine Handbewegung in ihre Richtung. »Jacqueline kann deinen Mantel aufhängen, wenn du möchtest.«

Etwas widerstrebend knöpfte Annie ihren Mantel auf. Darunter kam ein sonnengelber Seventies-Pulli mit Hahnentrittmuster zum Vorschein, der so gar nicht zu ihrer verkiffenen Miene passen wollte. *Wo treibt sie bloß diese Klamotten auf?*, fragte ich mich. Hoffentlich wusch sie diese »Vintage«-Teile wenigstens, nachdem sie sie aus der Grabbelkiste gezogen hatte. Ich strich meinen milchweißen Kaschmirpullover glatt und wies mit dem Kopf auf die eingebaute Frühstücksecke, wo schon mein aufgeklappter Laptop stand.

»Ich dachte mir, wir arbeiten am besten hier«, sagte ich. »Näher kommen wir an die Espressomaschine nicht ran, wenn wir nicht auf der Arbeitsplatte sitzen wollen.«

Annie wurde blass. Sie machte den Mund auf und dann

wieder zu. »Okay«, sagte sie schließlich. Das grobe Profil ihrer Lederstiefel knirschte laut auf dem Fliesenboden, als sie an mir vorbeistampfte.

Herrje, natürlich will sie nicht in der Küche sitzen! Die Kehle schnürte sich mir zusammen. In den letzten zehn Jahren hatte ich in der Küche meiner Eltern oft genug Schokoladencroissants gefuttert, im Kühlschrank gestöbert und Kaffee getrunken, um den Ort nicht mehr mit Lucias Tod in Verbindung zu bringen. Für Annie hingegen mussten der Schock und der Schmerz in diesem Raum noch immer so gegenwärtig sein, als wäre ihre Mutter erst gestern gestorben. *Bei dreißig Zimmern entscheide ich mich ungerechnet für die Küche?* Ich spürte, wie ich rot wurde.

»Oh, Annie!«, sagte ich. »Ich hätte daran denken müssen ... es tut mir leid.«

»Was tut dir leid?«, fragte sie tonlos.

»Das hier.« Mit einer weiten, viel zu pathetischen Handbewegung deutete ich auf die Kücheninsel. »Sollen wir in einen anderen Raum umziehen? Das war wirklich dumm von mir. Es tut mir so leid.«

Annie kniff die Augen zusammen. Ganz offensichtlich dachte sie, ich hätte es extra getan, um sie zu ärgern. Sie starrte mich an, als könnte sie geradewegs durch mich hindurchsehen, und dieser Blick ging mir an die Nerven, obwohl ich sonst nicht so empfindlich war.

»Nein, schon gut«, sagte sie und rutschte auf die Sitzbank.

»Okay, wenn du meinst.« Ich wandte ihr den Rücken zu und hantierte an der Espressomaschine herum, während ich weitersprach. »Erzähl, was hast du in den letzten Jahren alles so gemacht? Bei der Party sind wir ja nicht viel zum Reden gekommen. Ich weiß nur, dass du Bäckerin bist. Und göttliche Cupcakes machst.« Ich stellte einen Teller mit Sonjas Schokomakronen und zwei Vanilla Latte mit nullkommaeinsprozentiger Milch auf den Tisch und setzte mich ihr gegenüber.

»Damit weißt du eigentlich auch schon alles«, sagte sie und nahm einen Schluck. »Ich habe vor allem gebacken.«

»Meine Mutter sagte, du hättest Konditorin gelernt.«

Als sie nickte, fielen ihr ein paar Strähnen ihrer dunklen Locken ins Gesicht – *ihrer ungezähmten Mähne*, dachte ich, obwohl ich mir solche gehässigen Urteile eigentlich hatte

verkneifen wollen. »Ja, am Culinary Institute.«

»Wie toll. Das klingt nach einem sehr romantischen Leben. Wie in *Chocolat*.«

Annie seufzte. »Es wäre bestimmt leichter, sich um fünf Uhr morgens zur Arbeit zu quälen, wenn Johnny Depp dort warten würde.«

Das Lachen blieb mir im Hals stecken, als mir auffiel, wie laut es durch die Küche hallte. »Und, hast du einen Freund?«

Annie zögerte kurz, bevor sie antwortete. »Nein, momentan nicht.«

»Verstehe. Du genießt deine Freiheit. Umso besser!«, sagte ich. »Die Leute heiraten inzwischen ja alle erst später. Hätte ich Wes nicht kennengelernt, wäre ich nie und nimmer auf den Gedanken gekommen, jetzt schon heiraten zu wollen. Wie heißt es doch so schön: Man muss nur den Richtigen finden. Und wenn es passt, dann passt es.«

Annie verzog den Mund zu einem sarkastischen Lächeln. »Ja«, sagte sie, »an Klischees mangelt es bei diesem Thema wirklich nicht.«

Ich lief rot an. Warum versuchte ich so verzweifelt, das Gespräch mit Plattitüden in Gang zu halten? Bei anderen fand ich solches Geschwafel, das nur als Pausenfüller diente, schlicht unerträglich. Und jetzt fiel mir nichts Besseres ein, als die ohnehin angespannte Stimmung zwischen uns mit meinem künstlichen Plauderton noch zusätzlich zu belasten. Annie war sichtlich genervt; ihre Finger – die immer noch erstaunlich klein und plump waren, wie bei einem Kind – trommelten ungeduldig gegen das Kaffeeglas.

Wenn ich ehrlich war, hatte das Cupcake-Projekt mich schon jetzt voll im Griff. Seit Annie ihre Zustimmung signalisiert hatte, war ich jeden Morgen voller neuer Ideen und Pläne für das Café aufgewacht. Meine Emotionen lagen immer noch gefährlich blank, und ein Teil meines alten Selbst war wohl unwiederbringlich verloren; doch wenn ich mich mit so konkreten, dringlichen Aufgaben wie Budget, Marketing und Werbung beschäftigen konnte, half mir das dabei, zumindest ein bisschen an dem Menschen festzuhalten, der ich früher einmal gewesen war – einem Menschen, den ich sehr gemocht oder wenigstens sehr geachtet hatte. An diesem Morgen war ich sogar wieder um Punkt 6.45 Uhr aufgewacht, ganz ohne Wecker. Annie durfte einfach keinen Rückzieher

mehr machen.

»Sollten wir nicht mal zur Sache kommen?«, fragte sie, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

»Gern!«, sagte ich und setzte mich aufrecht hin. »Natürlich. Fangen wir mit den vertraglichen Details an. Ich habe mir das so gedacht: Ich tätige eine Kapitalinvestition zur Anschubfinanzierung und bekomme für ein Jahr einen fünfzigprozentigen Anteil an dem Unternehmen. Bis zu meiner Hochzeit im Mai beteilige ich mich aktiv an dem Projekt, dafür gehört der Laden uns beiden, und wir teilen uns den Gewinn fifty-fifty. Danach wirst du alleinige Eigentümerin, indem du meinen Anteil mit einem fünfzehnprozentigen Aufschlag aufkaufst, und zwar nach einem Zahlungsplan, der an den Erfolg des Cafés gekoppelt ist.« Ich legte keinen Wert auf die fünfzehn Prozent Rendite, aber ich wollte verhindern, dass Annie misstrauisch wurde. Je überzeugender ich mich als Investorin präsentierte, desto besser konnte ich verbergen, dass es mir nicht ums Geld, sondern um mein inneres Gleichgewicht ging.

»Wenn der Laden gut läuft, und das wird er mit Sicherheit«, fuhr ich fort, »wird es etwa drei Jahre dauern, bis du meinen Anteil vollständig aufgekauft hast. Sollte der gegenteilige Fall eintreten und das Café bankrottgehen, müsstest du mir nichts zurückzahlen.«

»Das klingt sehr großzügig«, sagte Annie lauernd. Ich hörte sie unruhig mit dem Fuß auf den Boden tippen.

»Mit Barmherzigkeit hat das nichts zu tun«, sagte ich schnell. »Bei jeder Unternehmensinvestition gibt es ein Risiko und die Aussicht auf Rendite. Nachdem ich deine Cupcakes probiert und eine kleine Marktanalyse vorgenommen habe, gehe ich dieses Risiko gern ein.«

Annie wirkte immer noch skeptisch. »Und das steht alles im Vertrag?«

Wofür hält sie mich? Eine Betrügerin? »Ja, da ist alles genau festgehalten.« Ich gab ihr die Papiere. »Lass ihn am besten von einem Anwalt prüfen, damit du ein gutes Gefühl bei der Sache hast.«

Unter dem Tisch war Annies Fuß immer noch am Arbeiten. »Schön«, sagte sie. »Ich werde jemanden aus meinem Bekanntenkreis bitten, mal drüberzuschauen.«

»Fein. Dann kommen wir jetzt zu den praktischen Dingen.«

Ich fuhr über das Touchpad meines Laptops. »Ich habe schon mal ein paar verfügbare Gewerberäume in der Chestnut, Union und Fillmore Street herausgesucht. Der Vormieter in der Fillmore Street hatte dort ein Restaurant, die Küche ist also ...«

»Moment«, unterbrach sie mich. »Fillmore Street? Ich will das Cupcake-Café nicht in Pacific Heights haben.«

»Ah«, sagte ich und nahm einen langen Schluck von meinem Latte. Mein Glossy-Peach-Lippenstift hinterließ einen glitzernden Rand auf dem Glas. Ich hatte mir schon ausgemalt, wie die heutige Generation von Devon-Prep-Schülerinnen die beliebte Shoppingmeile entlangspaziert kommen und ihr mehr als üppiges Taschengeld für Cupcakes und Kaffee ausgeben würde. Dass gerade diese Kundschaft Annies größter Albtraum sein könnte, hatte ich nicht bedacht. Aber diese Mädchen waren reich, und das war nun mal entscheidend für unser Geschäft, da konnte Annie noch so viel mit ihrer Vergangenheit hadern. »Woran hattest du denn gedacht?«

Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. »An den Mission District.«

Ich seufzte.

»Der Mission District«, setzte sie hinzu und schob ihr Kinn dabei nach vorn, wie sie es schon als Kind gern getan hatte, »ist perfekt dafür geeignet.«

Da ich nicht unüberlegt antworten wollte, biss ich in eine Makrone und zerkaute sie langsam. Wenn es um Geschäftliches ging, redete ich nicht gern um den heißen Brei herum, aber ich kannte Annie und ihr – Klischee hin oder her – lateinamerikanisches Temperament gut genug, um zu wissen, dass ich hier diplomatisch vorgehen musste. »Die Sache ist nur«, begann ich, nachdem ich den letzten Bissen heruntergeschluckt hatte, »dass wir unsere Zielgruppe mitbedenken müssen. Eine Zielgruppe, die für einen Cupcake drei Dollar fünfzig zahlen kann und will, um genau zu sein.«

»Drei Dollar fünfzig!«

»Ich habe das mal durchgerechnet. Drei fünfzig für einen Cupcake, das Dutzend gibt es zum Sonderpreis von vierzig Dollar. Das geben die Leute ja auch locker für eine Torte aus, von der zwölf Leute satt werden. Warum also nicht zwölf Cupcakes für vierzig Dollar? Schließlich sind es keine

Nullachtfünfzehn-Cupcakes.«

Annie sah mich an und zuckte mit den Schultern. »Von mir aus. Die Preispolitik überlasse ich dir. Aber der Mission District steht nicht zur Diskussion.« Sie steckte sich eine Makrone in den Mund und kaute entschlossen.

Jetzt platzte mir doch der Kragen. »Wie bitte? Entschuldige, Annie, aber wir fangen gerade erst an. Da steht *alles* zur Diskussion.«

Annies Nasenflügel zitterten. Am liebsten hätte ich mich über den Tisch gebeugt und die Krümel von ihrem großen Busen gewischt. Stattdessen verschränkte ich die Hände im Schoß und dachte darüber nach, welche Wunder ein guter Schneider bei ihrem albernem gelben Schlabberpullover bewirken könnte.

»Warst du überhaupt schon mal dort?«, fragte Annie kauend. »Du hast in den letzten zehn Jahren nicht hier gelebt, wahrscheinlich kennst du das Viertel gar nicht. Im Mission District gibt es jede Menge trendige neue Restaurants und Geschäfte. Sogar mehr, als einigen der älteren Bewohner lieb ist. Mittlerweile wohnen sie alle da, die Hipster, die ITler und die Konsumenten von überteuertem Gebäck. Und wenn sie nicht da wohnen, fahren sie extra *hin*, um in den In-Lokalen zu essen. Kulinarisch gesehen ist das *der* neue Trendbezirk. *Die* ideale Location für ein Cupcake-Café.«

Dieses Argument leuchtete mir ein. Ich hatte von den positiven Entwicklungen im Mission District gehört, obwohl ich mich zugegebenermaßen nicht erinnern konnte, schon jemals dort gewesen zu sein. Ich durfte nicht vergessen, dass es eigentlich Annies Geschäft war; wenn ich im Mai mein altes, konventionelleres – und lukrativeres – Leben wieder aufnahm, würde sie das Café allein weiterführen müssen. Ich hob die Hände in die Höhe. »Ich sage nicht Nein. Am besten sehe ich mir den Markt noch einmal genau an. In der Zwischenzeit können wir uns nach freien Ladenlokalen umhören und die Mietpreise checken. Wenn alles passt, machen wir Nägel mit Köpfen. Einverstanden?«

Annie sank gegen die gepolsterte Rückenlehne der Bank. Sie wirkte etwas überrascht, dass ich so schnell eingelenkt hatte. »Einverstanden.«

»Damit wäre Krise Nummer eins wohl abgewendet.« Da war sie wieder, die gekünstelte Fröhlichkeit in meiner Stimme.

»Als Nächstes sollten wir einen groben Zeitplan festlegen. Ich weiß, das ist schwer zu sagen, solange wir noch keine Räumlichkeiten im Auge haben. Aber wenn wir klein anfangen und uns richtig ranhalten, dann könnten wir meiner Einschätzung nach in drei Monaten eröffnen.«

»In drei Monaten!«, sagte Annie. »Wirklich? Aber es gibt doch noch so viel zu tun.«

Ich hob die Schultern. »Du wirst staunen, wie man den Leuten Beine machen kann, wenn man ihnen Geld bietet.«

Annie hatte gerade in ihre zweite Makrone gebissen und legte den Keks nun langsam auf den Teller. Ihre Augen verengten sich zu zwei schmalen Schlitzten. »Das war jetzt nicht dein Ernst, oder?«

»Was?«, fragte ich und dachte angestrengt nach, was sie meinen könnte. Das mit dem Geld? Das hatte ich nur so dahingesagt. Musste sie unbedingt jedes Wort auf die Goldwaage legen?

»Dass ich staunen werde, wie man den Leuten Beine machen kann, wenn man ihnen Geld bietet«, sagte sie. »Bitte sag mir nicht, dass dir nicht klar ist, wie das klingt.«

Ach, jetzt reicht es aber! Allmählich war ich mit meiner Geduld am Ende. »Es tut mir leid, wenn diese Formulierung dir missfällt«, sagte ich in neutralem Ton. »Ehrlich gesagt dachte ich, nur wir empfindsamen Wesen der weißen Upperclass seien angeblich unfähig, offen über Geld zu reden.«

»Ich habe kein Problem damit, über *Geld* zu reden«, giftete Annie. »Ich finde nur dein Anspruchsdenken zum Kotzen.«

Ich schnappte nach Luft. »Annie! Warum bist du nur so gemein?«

»Wahrscheinlich aus dem gegenteiligen Grund, warum du so nett zu mir bist«, sagte sie. »Es fällt mir einfach schwer, mich zu verstellen.«

»Ich verstelle mich doch gar nicht! Ich sage ... ich bin ...« Ich geriet ins Stottern. »Ich sage nette Sachen, weil ... ich ein netter Mensch bin, deswegen! Aber du ... du bist eigentlich kein gemeiner Mensch, das weiß ich ganz genau. Deswegen wüsste ich gerne, warum du dich so verhältst.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Dass ich gern Süßes backe, heißt nicht, dass ich mich immer zuckersüß gebe.« Ich hatte den Eindruck, dass sie es genoss, mich zu ärgern. »Davon

abgesehen würde ich die Behauptung, dass du ein netter Mensch bist, nicht uneingeschränkt unterschreiben.«

Zum ersten Mal, seit Annie durch die Tür gekommen war, ließ ich Stille einkehren. Wenn es irgendwie weitergehen sollte, musste ich den nächsten Schritt tun, so viel schien klar. Ich dachte daran zurück, was damals zwischen uns vorgefallen war – soweit ich mich erinnerte, war das Ganze wirklich nichts weiter als eine Verkettung unglücklicher Umstände, eine Reihe von an sich unbedeutenden Missverständnissen. Und im Endeffekt war das alles ja nur halb so wild gewesen. Annie hatte ihr Abschlusszeugnis von der Devon Prep bekommen und war in Berkeley aufgenommen worden, genau wie sie es gewollt hatte. Trotzdem brauchte sie jetzt offenbar ein paar Streicheleinheiten.

»Annie«, sagte ich und legte die Hände auf den Tisch. Mein Verlobungsring, ein dreikarätiger Diamant im Kissenschliff, funkelte im Licht der Küchenlampen. Im Vergleich zu Annies waren meine Finger lang und elegant – Erwachsenenhände eben. »Ich weiß, dass ich während der Highschool nicht immer ... Rücksicht auf deine Gefühle genommen habe. Ich war keine gute Freundin. Das ist mir jetzt klargeworden. Es tut mir leid.«

»Es tut dir leid, dass du keine *Rücksicht* genommen hast? Du stellst es so dar, als hättest du vergessen, auf die Einladung zu meiner Sweet-Sixteen-Party zu antworten.« Annie lachte trocken auf. »Du warst meine beste Freundin, und dann hast du versucht, mein Leben zu ruinieren. Ich hätte beinahe meinen Studienplatz verloren!«

»Das hatte nichts mit mir zu tun!« Ich sah es nicht ein, mir die Schuld für etwas in die Schuhe schieben zu lassen, worauf ich absolut keinen Einfluss gehabt hatte.

»Julia«, sagte sie und klang dabei, als spräche sie zu einem Kleinkind. »Unser letztes Schuljahr. Diese Gerüchte über mich. Die hast *du* gestreut.«

Ich seufzte. Auch wenn ich die Unterhaltung am liebsten sofort abgebrochen hätte, wollte ich nicht riskieren, Annie endgültig zu vergraulen und damit unsere Pläne begraben zu müssen. »Hör zu«, versuchte ich es noch einmal. »Vom letzten Schuljahr habe ich kaum etwas mitbekommen, so schnell ist die Zeit verfliegen. Meine Bewerbung für Stanford und die Vorbereitung auf die Abschlussrede haben mich völlig

in Atem gehalten. Aber was damals passiert ist, tut mir aufrichtig leid, und wenn ich Anteil daran hatte, wie du anscheinend glaubst, dann entschuldige ich mich jetzt dafür.«

Annie bebte fast vor Entrüstung. »Wie ich anscheinend *glaube*?«, wiederholte sie. »Was hat das damit zu tun, was ich *glaube*? Das ist keine philosophische Debatte. Hier gibt es eine eindeutige Wahrheit, und da ist es egal, was ich oder du in diesem Zusammenhang glauben, es ist und bleibt die Wahrheit!«

Als ich sie die Fäuste ballen sah und den eisigen Ton in ihrer Stimme hörte, schossen mir plötzlich Tränen in die Augen. Noch bevor ich sie wegblinkeln konnte, spürte ich Annies verwunderten Blick auf mir. Sie kannte mich gut genug, um zu wissen, dass ich im Gegensatz zu ihr meine Gefühle nie offen zeigte. Ich erinnerte mich, dass Annie immer genauso selbstverständlich geweint wie gelacht hatte – schon als Kind hatte sie ihr Innenleben stets nach außen gekehrt, und auf ihrem Gesicht hatten sich ihre Stimmungen so deutlich abgewechselt wie Schatten und Sonnenschein. Jetzt schien es fast so, als hätten wir die Rollen getauscht; ich konnte meine Emotionen nicht kontrollieren, und die früher so mitfühlende Annie musterte mich kalt, wie aus weiter Ferne. Erschrocken fragte ich mich, ob ich diese Wesensveränderung vielleicht mit herbeigeführt hatte.

»Ich bin nicht so, wie du denkst«, sagte ich leise und beschloss im gleichen Moment, dass ich tatsächlich glaubte, was ich da sagte – oder es zumindest wahrmachen würde. »Jedenfalls nicht mehr. Ich weiß, dass du mir nicht glaubst, aber ich werde es dir beweisen.«

Annie schüttelte den Kopf und stand auf. »Das hat keinen Sinn mit uns«, sagte sie rundheraus.

Ich sprang ebenfalls auf. »Vergiss nicht«, flehte ich und schämte mich sofort für diesen bittenden Ton, »ich beteilige mich nur für eine begrenzte Zeit an dem Geschäft. Ich will dir nur helfen, das Projekt auf die Beine zu stellen, danach lasse ich dich in Ruhe, versprochen. Ich werde heiraten und mir einen neuen Job suchen, und dann bist du mich los. Das steht alles im Vertrag. Nach meiner Hochzeit gehört das Café zu hundert Prozent dir.«

»Aber warum?«, fragte sie und starrte mich an. »Warum willst du das tun?«

»Ich ... ich denke einfach, das ist gut investiertes Geld. Du hast Potenzial, Annie.«

Ich sah ihr an, dass sie mir nicht glaubte. »Na schön«, sagte sie nach einer kurzen Pause. »Aber in unserem beiderseitigen Interesse sollten wir den Kontakt auf das Geschäftliche beschränken, okay? Wir müssen keine Freundinnen sein – wir gründen ein Unternehmen und keine Schul-AG. Ich schaue mich nach Gewerberäumen im Mission District um, du führst die Analysen durch, die du für sinnvoll erachtest, und dann setzen wir uns wieder zusammen, um die Ergebnisse zu besprechen. Den Weg zur Tür finde ich allein.«

»Okay«, sagte ich und war selbst überrascht, wie verletzt ich klang. Schließlich ging es mir ja auch nur ums Geschäft, oder nicht? »Wie du meinst.«

August

7 – Annie

Ich hatte mit Jake Logan ausgemacht, dass er mir das Surfen beibringen würde. Ja, *mir*, einer erwachsenen Frau, die im nebeligen San Francisco aufgewachsen war und deren Chancen, als Beach-Girl durchzugehen, ungefähr so groß waren wie die Aussicht, als Bond-Girl gecastet zu werden. Aber Jake hatte es irgendwie geschafft, in mir die Lust auf neue Erfahrungen zu wecken. Jake und seine verdammten Grübchen.

Also fuhren wir an einem ungewöhnlich sonnigen Nachmittag im August mit offenem Verdeck durch den Golden Gate Park. Zwei Surfboards ragten wie Antennen vom Rücksitz seines gelben 1973er-Mustang-Cabrios (ich hatte Jakes Wagen sofort auf den Namen »flotte Banane« getauft). Wir taten so, als seien wir Schauspieler in einem kitschigen Werbefilm für San-Francisco-Reisen: Wir fuchtelten mit den Händen in der Luft herum, warfen die Köpfe zurück und mimten wilde Lachanfälle, während wir durch den Park rauschten, vorbei an dem glitzernden Glaspalast des Botanischen Gartens, dem an einen Hochsicherheitstrakt erinnernden Turm des De Young Museums, dem Frisbee-Gelände mit den coolen, Bier trinkenden Twenty-Somethings, den älteren Herren, die ihre ferngesteuerten Miniboote über den Spreckels Lake jagten, der streng riechenden Bison-Koppel und der holländischen Windmühle am Westende. Am liebsten wäre ich einfach weiter nach Norden gefahren, um bei einem überteuerten Lunch und kühlem Bier im Wintergarten des Cliff House die spektakuläre Aussicht auf den Pazifik zu genießen. Doch stattdessen überquerte Jake den Great Highway und parkte am Ocean Beach. Mit einem Seufzer der Erleichterung stellte ich fest, dass das Meer an diesem Tag fast so still dalag wie ein See; die niedrigen, sanften Wellen wirkten wie eine tatterige Seniorenversion der schäumenden, tosenden Brandung, die hier sonst an Land rollte.

Jake holte die Boards vom Rücksitz und warf mir einen Neoprenanzug zu (ohne Aussicht auf einen solchen hätte ich der Sache nie und nimmer zugestimmt; Hauptsache, ich

musste nicht am helllichten Tag im Bikini herumhüpfen und meine eigenen Grübchen, die sich leider an weniger vorteilhaften Stellen meines Körpers befanden als Jakes, zur Schau tragen). Ich zog mein bunt bedrucktes Babydoll-Kleid aus und zwängte mich so schnell wie möglich in den Neoprenanzug, was durch die Tatsache erschwert wurde, dass der Anzug offenbar einer viel dünneren Exfreundin gehört hatte. Jake setzte ein keckes Grinsen auf, während ich mit dem Reißverschluss kämpfte.

»Wer hätte das gedacht – schwarzes Latex steht dir.«

»Das habe ich schon vor Jahren rausgefunden«, sagte ich und band mein Haar zu einem Pferdeschwanz. »Halloween. Collegeparty. Catwoman.«

»Miau.«

Nach einer kurzen, peinlichen Trockenübung am Strand, bei der ich hochspringen und mit einem Bauchklatscher auf dem Surfboard landen sollte, schickte mich Jake ins Wasser. Trotz Neoprenanzug, Surfschuhen und Haube wurden meine Glieder beim ersten Kontakt mit dem eiskalten Wasser schwer wie Blei. Ich merkte schnell, dass ich die ganze, eigentlich kaum vorhandene Muskelkraft in meinem Oberkörper dazu brauchte, über die Wellen zu paddeln, die von weitem so klein und mickrig ausgesehen hatten. Als ich die fünfzig Meter, die Jake mir lässig vorausgepaddelt war, endlich hinter mich gebracht hatte, riss ich die Haube vom Kopf und schnappte nach Luft.

»So, das hat Spaß gemacht«, sagte ich. »Wann gibt's Abendessen?«

Jake saß auf seinem Surfboard und lachte. »Keine Sorge, du hast jetzt den idealen Platz erreicht. Das Warten ist hier genauso schön wie das Wellenreiten selbst.« Seine blaugrünen Augen funkelten noch stärker als sonst, als er zum Strand zurückblickte, doch seine Körpersprache war hier draußen auf dem Wasser sichtlich weicher und ruhiger geworden.

Ich manövrierte ein bisschen herum, bis ich mein Board auf seine Höhe gebracht und mich darauf gesetzt hatte. Von hier aus auf die Küste zu schauen, fühlte sich fast so an, als würde man mit dem Kopf am Fußende des Betts aufwachen – die Farben und Umrisse meiner Heimatstadt waren mir vollkommen vertraut, doch zugleich wirkten sie aus dieser

neuen Perspektive beinahe unheimlich anders. Schweigend ließ ich mich neben Jake auf dem Wasser treiben und staunte.

»Na, was sagst du?«, fragte er schließlich.

»Nicht übel«, erwiderte ich und warf ihm ein Lächeln zu. Das Auf und Ab der Wellen lullte mich angenehm ein. Den ganzen Tag lang waren meine Gedanken wie wild um den geradezu absurden Umstand gekreist, dass ich tatsächlich schon zum dritten Mal mit *Jake Logan* verabredet war! Diese Aufregung legte sich jetzt. Hier draußen auf dem Meer, wo die Stadt nur eine ferne Kulisse darstellte, war er einfach nur Jake: ein süßer, netter Typ, der mich nicht zwangsläufig an die schmerzhafteste Vergangenheit erinnerte, die ich so lange zu verdrängen versucht hatte. Zu diesem Jake, ohne den berühmten Familiennamen, fühlte ich mich immer stärker hingezogen.

Leider hatten seine Gedanken keinen so unbelasteten Weg eingeschlagen. »Du und Julia«, sagte er. »Das dynamische Duo ist wiedervereint. Wie läuft das Cupcake-Geschäft?«

Bei unserem letzten Date hatte ich von dem Café erzählt, während wir uns im Foreign Cinema über einen Teller Austern hermachten, und er hatte mir das Versprechen abgenommen, ihm bei der Eröffnung unseren ersten Zwölferpack Cupcakes zu verkaufen. »So weit ganz gut«, sagte ich. »Wir renovieren gerade ein Ladenlokal im Mission District. Wenn alles nach Plan läuft, können wir im Oktober eröffnen. Ich musste einige Überzeugungsarbeit leisten, um Julia in mein Viertel zu kriegen, aber jetzt sind wir uns mehr oder weniger über das Konzept einig.«

»Julia St. Clair krempelt im Mission die Ärmel hoch«, sinnierte Jake. »Das würde ich zu gern sehen.«

Irgendetwas an seiner Bemerkung riss meine Gedanken aus ihrem friedlichen Dämmerzustand. Vielleicht war es auch nur Julias Name, der mich wieder daran erinnerte, dass ich immer noch ein ungutes Gefühl bei der Sache hatte. Als ich nicht sofort antwortete, spürte ich Jakes Blick von der Seite auf mir ruhen. Er streckte die Hand aus und zog mein Surfboard näher an seins. Dabei wäre ich fast ins Wasser gerutscht, doch er legte mir schnell einen Arm um die Taille, um mich festzuhalten, während er mit der anderen Hand mein Gesicht zu sich drehte. So küssten wir uns, mit den Beinen im sanft

schwappenden Wasser und dem Rücken im warmen Licht der untergehenden Sonne.

Nach einigen langen Minuten richtete Jake sich auf, ließ seinen Arm aber weiter um meine Taille liegen. »Der Unterricht wird verschoben«, sagte er atemlos. »Ich habe dir alles beigebracht, was ich kann. Lass uns zu mir nach Hause fahren.«

Nichts hätte ich lieber gehört.

Bis wir das Ufer erreicht hatten, war Nebel aufgezogen. Wegen der Surfboards konnten wir das Verdeck der Flotten Banane nicht schließen, und obwohl ich mich bis zu den Ohren in die kuscheligen Handtücher hüllte, die Jake dabei hatte, zitterte ich auf dem ganzen Weg bis zu seinem Apartment in North Beach wie Espenlaub. Ich hatte kaum registriert, dass der Aufzug des Gebäudes direkt in seine loftähnliche Wohnung führte und dass die Aussicht der riesigen Fensterwand vom Coit Tower bis zur inzwischen nebelverhangenen Golden Gate Bridge reichte, da schob mich Jake auch schon auf einen großen, frei stehenden Kamin zu, der den Wohn- und Essbereich voneinander trennte. Er drückte auf einen Schalter an der Wand, und im nächsten Moment tanzte der goldene Widerschein des Feuers auf den dunklen Wänden um uns herum. Ich starrte wie gebannt in die Flammen und spürte eine berauschende Mischung aus Erschöpfung und freudiger Erregung durch meine Adern strömen, während Jake uns zwei Gläser Scotch einschenkte. Ich weiß nicht, ob es am Alkohol oder an der allmählich aus meinen Knochen weichenden Kälte lag, aber mich hatte eine ungewöhnlich ruhige, friedliche Stimmung erfasst. Beinahe hätte ich sogar den Gedanken zugelassen, dass es sich gut anfühlte, verwöhnt zu werden. Diese Art von sanftem Luxus wollte oder brauchte ich zwar nicht jeden Tag, doch nachdem ich mich so viele Jahre in bescheidenen Verhältnissen durchgekämpft hatte, war ich nicht unempfänglich für die Annehmlichkeiten einer noblen Suite. Ich würde schon bald genug in die vertraute Umgebung meiner kleinen Wohnung zurückkehren; die Müdigkeit trug das Ihre dazu bei, dass ich mich entspannte und den Dingen einfach ihren Lauf ließ.

Jake hatte sich hinter mich gestellt und wiegte mich ganz sacht in den Armen. Er stützte sein stoppeliges Kinn auf

meine Schulter, während wir beide ins Feuer sahen. Die gähnende, kalte Dunkelheit umwogte uns; nur die kleine Insel aus Licht, auf der wir standen, schien lebendig. Ich murmelte etwas von einer heißen Dusche, dann wanderten Jakes überraschend warme Hände zu meinen Schultern und streiften mir langsam das Kleid und den Bikini vom Leib, bis ich mich, nackt, doch ohne zu frieren, ins Schlafzimmer führen ließ.

8 – Julia

In meinem Traum rannte ich vor jemandem oder etwas davon, doch weil ich verletzt war, war ich nicht schnell genug. Oder vielleicht stapfte ich auch durch Schlamm. Oder Wasser. Das, was mich verfolgte, kam immer näher. Ich spürte seinen Atem auf meinem Haar, und dann stürzte ich in eine nicht enden wollende Leere. In meinen Ohren dröhnte ein entsetzliches, klagendes Heulen. Und dann schreckte ich plötzlich auf. Mit rasendem Herzen startete ich in die undurchdringliche Dunkelheit in meinem Schlafzimmer. Abgesehen von dem Surren des Deckenventilators war es absolut still im Haus. Das Display meines Handys zeigte 3.30 Uhr. Fast konnte ich den regelmäßigen, pulsierenden Atem der schlummernden Stadt spüren. Von der Bucht drang das leise, langgezogene Tuten eines Nebelhorns herauf.

Ich drehte mich auf die Seite und schaltete die Nachttischlampe an. Als sie den vertrauten Raum mit seinem türkisblauen Rankenmuster-Teppich und den quastenbesetzten Gardinen in helles Licht tauchte, musste ich blinzeln. Ich ließ unter der kühlen Decke die Füße kreisen, um meine verkrampten Beine zu lockern. An Schlaf war nicht mehr zu denken, also schwang ich die bloßen Beine aus dem Bett und griff nach der Yoga-Hose, die fein säuberlich gefaltet auf einer cremefarbenen Chaiselongue lag. Sofort fühlte ich mich ein bisschen besser. Ich mochte Kleidungsstücke, die meine Figur nicht nur betonten, sondern auch noch vorteilhafter aussehen ließen, und in dieser Yoga-Hose wirkte mein Po kleiner und strammer. Solche Outfits gaben mir immer das Gefühl, eine schnurrende, effiziente Multitasking-Maschine zu sein.

Ein Vorteil schlafloser Nächte ist immerhin, dass man dadurch einige zusätzliche Arbeitsstunden gewinnt. *Ich sollte die Gelegenheit nutzen, ein paar Dinge zu erledigen.* Café oder Hochzeit? Ich beschloss, meine E-Mails abzurufen und es auf die erste neue Nachricht ankommen zu lassen. Als ich ganz oben in meinem Posteingang den Namen des Handwerkers las, den ich für den Innenausbau des Cupcake-Cafés engagiert hatte, seufzte ich vor Erleichterung. Wenn

ich über die Hochzeit nachdachte, wanderten meine Gedanken unweigerlich zu dem gewaltigen Geheimnis, das ich vor Wes verbarg, was mich über kurz oder lang in ein schniefendes Häuflein Elend verwandelte. Das Cupcake-Café hingegen setzte keine emotionale Achterbahnfahrt in Bewegung. Also legte ich immer mehr Einzelheiten der Hochzeitsplanung in die Hände meiner Mutter, obwohl ich genau das nie hatte tun wollen.

Der Stehtisch soll über die gesamte Breite der Fensterfront reichen, schrieb ich dem Handwerker auf seine Frage zurück. Das muntere Klappern der Tastatur vertrieb den letzten Nachhall des Albtraums aus meinen Gedanken. Es ärgerte mich, die Anweisung wiederholen zu müssen (wir hatten einen Einrichtungsplan an die Wand des Ladens gehängt, auf dem diese Informationen mit Sicherheit verzeichnet waren), aber ich musste zugeben, dass Burt Vargas alles in allem sehr zuverlässig und effizient arbeitete – ein ungeschliffener Diamant.

Eine Woche zuvor hatte er Annie und mir einige Fotos von einer wunderschönen Redwood-Platte gezeigt, die er in einer alten Scheune im Sonoma County aufgetrieben hatte und deren goldbraune Maserungen fast wie Tigerstreifen aussahen. Wir hatten beide sofort die gleiche Idee gehabt: Diese Platte eignete sich perfekt für den Tresen am großen Ladenfenster des Cafés, wo die Kunden auf Barhockern ihren perfekt geschäumten Cappuccino schlürften und dazu ein Stück Kuchen oder einen Cupcake essen konnten. Wie bei jeder Entscheidung, bei der es keine langen Diskussionen gab, führte ich innerlich einen kleinen Siegestanz auf.

Im letzten Monat war alles erstaunlich schnell vorwärtsgegangen. Nach unserem Streit in der Küche hatten Annie und ich eine Art Waffenstillstand geschmiedet und uns auf die anstehende Arbeit konzentriert. Was hätten wir auch sonst tun sollen? Ich konnte nicht ändern, was damals geschehen war.

Nur wenige Tage nach unserem ersten Treffen hatte Annie ein leerstehendes Lokal in einem heruntergekommenen Abschnitt der Twentieth Street im Mission District ausfindig gemacht, und obwohl mir das Viertel fremd, ja fast unheimlich war, wenn ich dort durch die Straßen ging, hatte ich eingewilligt, den Laden anzumieten. Insgeheim hoffte ich,

dass die Nähe zu beliebten Restaurants wie dem Delfine und dem Tartine, die weit über die Grenzen des Viertels hinaus bekannt waren, uns einige Laufkundschaft bescheren würde. Ein sorgfältig ausgetüftelter Einrichtungsplan würde das Beste aus dem kleinen Ladenraum machen, und Annie versicherte mir, dass in der Küche nur einige wenige, überschaubare Änderungen nötig waren, um sie in eine Backstube zu verwandeln.

Wir waren uns einig – einig! –, dass wir nicht dem momentanen Trend hinterherlaufen und die Bäckerei in Prinzessinenrosa und Zuckergussweiß dekorieren wollten. Genauso schnell kamen wir überein, die Inneneinrichtung auf keinen Fall so minimalistisch und kühl wie möglich zu halten, auch wenn die meisten neuen Restaurants auf diese Schiene setzten. Stattdessen entschieden wir uns für ein dekadentes, fast schon verruchtes Design: Burgunderrot, abgewetzte Teppiche auf verwittertem Holzboden, Damasttapete, ein riesiger Kronleuchter aus Lack, mit schwarzer Spitze ausgelegte Vitrinen. Cupcakes als verbotene Frucht. Das Café sollte all denjenigen Zuflucht bieten, die den Verpflichtungen des Erwachsenseins, dem Arbeitsalltag und dem tyrannischen Zwang zu nordkalifornischer Outdoor-Sportlichkeit wenigstens für eine Weile entfliehen wollten. *Warum solltest du in den Headlands campen gehen*, würde unser Laden verführerisch flüstern, *wenn du es dir hier genauso gut mit Cupcakes und Cappuccino gemütlich machen kannst?* Wir wollten eine Höhle für große Kinder bauen, die eine süße Ablenkung suchten, etwas Nostalgisches, das Luxus und Jungbrunnen zugleich sein durfte. Wie bestimmte Pharmazeutika oder eine neue Liebe waren Annies Cupcakes einfach hervorragende Stimmungsaufheller.

Zumindest bei mir wirken sie so, dachte ich.

Treat. Wir würden das Café *Treat* nennen, denn genau darum ging es uns: um Naschereien, mit denen man sich mal wieder so richtig verwöhnen konnte.

Es war nicht immer alles glattgegangen. Wir hatten auch manche Rückschläge erlebt: In der einen Woche hatten Burts Arbeiter sich über verschwundene Werkzeuge beschwert, und als ich einmal abends zu meinem Mercedes lief, den ich ein Stück weiter auf der Straße geparkt hatte, war ein Hinterreifen zerstochen. Aber was sollte man im Mission

District auch anderes erwarten? In der ersten Zeit haben wir uns nichts weiter dabei gedacht. Unseren Zeitplan brachte es jedenfalls nicht durcheinander, und mir verschaffte die Aufgabe, unser kleines Team durch eine lange To-do-Liste zu steuern, den ersehnten Halt im Alltag. Doch selbst das konnte mich nicht von dem Stein der Traurigkeit befreien, der schwer auf meiner Seele lag, und der pochende, stechende Schmerz in meinem Innern ließ sich auch durch den köstlichsten Cupcake nicht dauerhaft verdrängen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als weiterzumachen und die Hoffnung nicht zu verlieren.

»Paket für dich!«, rief meine Mutter, als sie einige Tage nach jener durchwachten Nacht eine große Schachtel mit einer riesigen elfenbeinfarbenen Geschenkschleife in die Bibliothek brachte. Ich sah von dem Buch auf, das ich gerade las, und seufzte. Manchmal amüsierten mich die platten Einschmeichlungsversuche der Leute, die sich eine Einladung zu meiner Hochzeit erhofften, doch an Tagen wie diesem war ich eher genervt, ja angewidert von dem ganzen Theater.

Meine Mutter musterte mich kurz und stellte die Schachtel mit einem »Ts-ts« vor mir auf den Boden.

»So ist es bei uns nun mal üblich, mein Liebes«, sagte sie. »Zu einer Verlobung gibt es Geschenke. Und du wirst deine Freude und Dankbarkeit in einem lebenswürdigen kleinen Brief zum Ausdruck bringen, da bin ich ganz sicher. Wenn ich dir eins beigebracht habe, dann ist es hoffentlich gutes Benehmen.«

Und was ist mit Großmut? Ich dachte daran, wie ich Annie damals behandelt hatte. Was ist mit der Fähigkeit, dem Glück hinterherzujagen, auch wenn es sich mir schneller und geschickter entzieht als je zuvor?

»Na«, sagte meine Mutter eine Spur sanfter, als ich nicht sofort antwortete, »willst du es nicht aufmachen?«

Die Schachtel kam von meiner Großtante Lucy und enthielt ein Tranchierbesteck. Die Griffe aus Sterlingsilber waren über und über mit kleinen Schnörkeln verziert, die ich normalerweise mit Schauern zur Kenntnis genommen hätte. Diesmal starrte ich sie nur verwirrt an. Für welches Leben waren diese Geschenke gedacht? Für Festtagsdinner? Für das Abendessen im Kreis der Familie? Warum schienen so viele

Menschen ein klares Bild von meiner Zukunft zu haben, im Gegensatz zu mir?

Meine Mutter tätschelte mir den Kopf, als wäre ich ein braver Hund. Es lag etwas seltsam Tröstendes in dieser Geste. Zum ersten Mal fragte ich mich, ob sie die wahren Beweggründe hinter meiner plötzlichen Rückkehr erahnte; ob sie wusste, warum ich die Hochzeitsvorbereitungen mied wie die Pest und mich stattdessen für Cupcakes begeisterte.

»Ich lege es zu den anderen Geschenken ins Gästezimmer«, sagte ich und stand auf. Meine Mutter ließ ihre Hand sinken. »Es ist ein hübsches Set«, fügte ich hinzu und brachte mit Mühe ein Lächeln zustande. Es war mein typisches Lächeln: Halb kam es von selbst, halb musste ich es erzwingen. Es teilte der Welt mit, dass es mir gutging, dass ich glücklich war, dass ich alles auf die Reihe bekam und keinen Anlass zur Sorge bot.

Meine Mutter erwiderte es mit ihrer eigenen strahlenden Version.

Ich ging über den Flur im zweiten Stock ins Gästezimmer und verstaute die Schachtel auf einem Stapel weiterer Geschenke. Dann legte ich mich aufs Bett, hielt mein Smartphone vor mir in die Höhe und gab eine Erinnerung an den Dankesbrief in den Kalender ein. Als ich die Notiz gespeichert hatte, sah ich auf die Uhr und rief Wes an.

»Zwei Wochen noch, meine Hübsche!«, sagte er voller Vorfreude.

»Zwei Wochen noch«, wiederholte ich und setzte mich im Bett auf, um meiner Stimme ebenso viel Begeisterung verleihen zu können. Zwei Wochen noch, bis Wes wieder nach San Francisco kam. »Ich freue mich so auf dich.« Wieder wurde mir quälend bewusst, wie absurd es war, dass ich ihm noch nichts von meinem Krankenhausaufenthalt erzählt hatte. Aber mit jeder Woche, die verging, wurde die Hemmschwelle nur noch größer. Dabei konnte ich nicht ewig so weitermachen, schon gar nicht bis zur Hochzeit. Ich konnte doch nicht vor dreihundert geladenen Gästen das Ehegelübde ablegen, ohne meinem Mann alles gesagt zu haben.

»Mannomann, Julia, geht's noch überzeugender?«, sagte Wes in seinem schönsten Südstaatenakzent. »Du hörst dich an, als hätte ein Kojote dein Schoßhündchen gerissen.«

»Was?« Trotz meiner trüben Stimmung musste ich lachen.
»Tut mir leid, Wes. Du fehlst mir wirklich sehr. Ich bin wohl einfach zu müde.«

»Du? Müde? Spreche ich mit der Julia St. Clair, die ich kenne? Ich hatte den Eindruck, dass du nie müde wirst. Dass so etwas wie Müdigkeit in deinen Genen gar nicht angelegt ist. Ist das meine Julia, die um sechs Uhr morgens die erste Konferenzschaltung hat? Miss New-York-Marathon-in-drei-Stunden-vierundzwanzig-Minuten? Meine Weizengrassaft schlürfende, kickboxende, zahlenverliebte, investitionsbegeisterte, verdammt heiße Verlobte?«

»Das war damals, als ich noch eine umtriebige Geschäftsfrau war. Jetzt habe ich einfach zu viel Zeit. Das Cupcake-Café gibt mir zwar einiges zu tun, aber der Tag zieht sich trotzdem endlos lang hin.«

»Klingt furchtbar«, sagte Wes, und ich hörte ihm an, dass er es ernst meinte. Er konnte unstrukturierte und damit zwangsläufig unproduktive Tage genauso wenig leiden wie ich. »Ich fasse es immer noch nicht, dass du deinen Job so mir nichts, dir nichts an den Nagel gehängt hast. Versteh mich nicht falsch, ich finde es großartig. Wir können uns jetzt viel öfter sehen. Aber du hast diesen Job geliebt. Es hat mich schon ein wenig geschockt, wie schnell das alles ging. Ich hätte nicht gedacht, dass ich eine so geheimnisvolle Frau heirate. Ist es schlimm, wenn ich das irgendwie ... aufregend finde?«

»Siehst du, genau deswegen habe ich es getan. Ich wollte das Feuer noch ein bisschen weiter schüren.«

»Nicht nötig! Ich brenne vor Leidenschaft, Baby!« Wes knurrte wie eine Raubkatze und brachte mich damit wieder zum Lachen. Wes hatte ein Talent dafür, mich aufzuheitern, auch wenn ich das im Laufe unserer Beziehung noch nicht oft gebraucht hatte. Er war ein kluger, gütiger, verlässlicher Mann; manchmal, in den seltenen Augenblicken, in denen mein Gewissen sich zu Wort meldete, fragte ich mich ernsthaft, ob ich ihn überhaupt verdiente. Was würde er sagen, wenn er die Wahrheit erführe? Moment, ermahnte ich mich, nichts von alledem war meine Schuld.

Es sei denn ... Es sei denn, irgendetwas tief in mir, etwas Giftiges, das von Anfang an in mir gegärt hatte, wäre der Auslöser gewesen? Schließlich war es durchaus möglich –

konsequent zu Ende gedacht –, dass ich im Kern kein guter Mensch war. Wes würde das natürlich sofort bestreiten, aber er steckte auch nicht in meiner Haut. Er sah nur, was ich ihn sehen ließ. Ich hatte ihm noch nichts von Annies unverhohlener Abneigung mir gegenüber erzählt, geschweige denn, dass sie wahrscheinlich gute Gründe dafür hatte.

Aber manchmal konnte ich einfach nicht verhindern, dass mir solche giftigen Gedanken durch den Kopf schossen. *Niemand hat alles Glück der Welt für sich allein gepachtet*, sagte ich mir, wenn mich frohe Neuigkeiten von einer Freundin deprimierten. *Ein schönes Ereignis im Leben eines anderen bedeutet ja nicht, dass dir nicht auch etwas Schönes widerfahren kann*. Caroline Rydell zum Beispiel hatte vor kurzem angerufen und mir übergücklich mitgeteilt, dass sie ein Kind erwartete. Aber war es nicht menschlich, andere Leute um ihr Glück zu beneiden? Oder machte einen das zu einem schlechten Menschen – einem gemeinen Menschen, wie Annie es wohl genannt hätte?

Vielleicht sollte ich es doch nochmal mit Yoga probieren. Oder – mich schauderte – mit einer Therapie. Ich schüttelte den Kopf; weder das eine noch das andere kam infrage. *Ich muss es ihm einfach erzählen*.

»Wes«, sagte ich unvermittelt, »wenn du an unsere gemeinsame Zukunft denkst, was siehst du da?«

Er lachte. »Oha! Du bekommst schon kalte Füße, was?«

»Nein, nein, überhaupt nicht. Du fehlst mir nur. Erzähl mir was Nettes.«

»Okay, lass mich mal überlegen. Ich sehe vor mir, wie wir heiraten – dort würde ich anfangen. Danach sehe ich uns zwei Wochen lang exotische Cocktails schlürfen und in der Sonne braten und nackt durch unsere Flitterwochen-Suite toben. So weit einverstanden?«

»Absolut.«

»Puh. Bis wohin soll ich denn weitermachen?«

Ich schluckte. »Bis ans Lebensende.«

»Du meine Güte, Julia, wie kalt sind deine Füße genau?«

»Sie sind perfekt temperiert, danke. Ich möchte nur eine Geschichte hören.«

»Eine Geschichte. Das Märchen von Wes und Julia. Verstehe. Okay, als Nächstes sehe ich uns in unserem trauten Heim in San Francisco, einem Häuschen mit kleinem Garten.

Keine Sorge, einen Gärtner sehe ich auch. Ich weiß sehr wohl, dass keiner unserer insgesamt vier Daumen auch nur den entferntesten Grünton aufweist. Aber es muss ein sehr hässlicher Gärtner sein. Mit einem dieser Feingeister, die gleichzeitig Rosensträucher stutzen und säckeweise Dünger schultern können, käme mein Ego nie und nimmer klar.

Was noch? Ich sehe vor mir, wie wir uns nach einem langen Arbeitstag im Büro – beziehungsweise in der Cupcavery, oder wo auch immer – im Umami zu Sushis und Cocktails treffen. Ich sehe viele schöne Flaschen Wein. Ich sehe Brunchs und die Sonntagsausgabe der *Times*. Ich sehe uns hitzig über die Entwicklungen in Politik und Weltwirtschaft debattieren und mit Begeisterung und Erfindungsreichtum im Haus herumwerkeln. Ich sehe vor mir, wie ich dich in jede Menge Filme mit Will Ferrell schleppe und du mich in jede Menge Filme, in denen es mehr zu lesen als zu gucken gibt. Ich sehe vor mir, wie ich mich immer wieder auf deinen brillanten Verstand verlasse, sobald ich beim Aufbau meiner Firma auf ein Hindernis stoße. Ich sehe uns reisen – Tauchurlaub auf den Galápagos, Inselhopping vor der kroatischen Küste, Schlemmertour durch Asien. Ich sehe uns als altes, weises, glückliches Paar – zwei schlaue Silberfüchse mit vollen Bäuchen, breitem Grinsen und strahlenden Augen, vereint in lebenslanger Liebe.«

Wes machte eine Pause. »Bist du noch dran?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich. Mein Herz pochte wie wild. »Die Geschichte gefällt mir.« *Jetzt*, dachte ich. *Jetzt solltest du es ihm erzählen.*

»Na, das hoffe ich doch sehr. Schließlich ist es unsere Geschichte. Ich sehe es alles ganz genau vor mir. Heute in vierzig Jahren: dich, mich und eine ganze Schar von Enkeln. Ohne junges Gemüse kein Happy End, stimmt's?«

Enkel. Ich schluckte. »Stimmt.«

»Fühlst du dich besser?«

»Viel besser. Danke.« *Es ist schon so viel Zeit vergangen, da wäre es unpassend, es ihm am Telefon zu sagen ...* »Du, ich muss Schluss machen. Cupcakes und Hochzeiten und solche Geschichten.« Ich versuchte, fröhlich zu klingen.

»Gutes Mädchen!«, erwiderte er in seinem breitesten Dialekt. »Die Pralinen und Rosen rufen. Du bist meine Heldin.«

»Irgendjemand muss ja dafür sorgen, dass unsere Hochzeit

das Ereignis des Jahres wird«, sagte ich. »Ich liebe dich. Mach's gut.«

Noch bevor ich das Telefon zur Seite legen und über den Verlauf unseres Gesprächs nachdenken konnte, klingelte es.

»Julia?«, erklang eine raue Stimme. »Hier ist Burt Vargas, Ihr Bauleiter.«

»Hallo, Burt.« Ich hatte Mühe, so schnell umzuschalten. »Wie läuft es denn?«

»Hm, also deswegen rufe ich an.« Als Burt sich zögernd räusperte, zog sich mir der Magen zusammen. »Es gab einen ... kleinen Zwischenfall. Am besten, Sie sehen sich das selbst an.«

9 – Annie

Als ich das Café betrat, war Julia schon da. Sie nickte mir zu und schaute dann wieder auf das Holzbrett zu ihren Füßen hinunter.

»Hey, Annie«, sagte Burt und schob die umgekrempelten Ärmel seines grauen Karohemds hoch. »Ich habe es Julia gerade schon gesagt; ich begreife einfach nicht, wie das passieren konnte. Meine Leute haben gestern Abend alles abgeschlossen, und als sie heute Morgen ankamen ...«

Er zeigte auf das schöne Tigerstreifen-Brett, das wir für den Fenstertresen vorgesehen hatten. Jemand hatte in riesigen orangefarbenen Lettern etwas daraufgesprüht: »*IHR GEHÖRT NICHT HIERHER.*« Mir pochte das Blut in den Schläfen. *Diese Worte.* Ich sah auf und begegnete Julias angstvollem Blick.

»Wir konnten keine Einbruchsspuren finden«, sagte Burt gerade. »Ich kapiere das nicht.«

Julias Blick wanderte zu Burt. »Keine Einbruchsspuren«, wiederholte sie. Sie strich sich die blonden Haare hinter die Ohren, wodurch ihre protzigen Diamantohrringe zum Vorschein kamen, und drehte sich langsam im Kreis. »Ist sonst noch was beschmiert? Fehlt etwas?«

»Nein, nichts. Nur dieses Graffiti. Wahrscheinlich ein paar Kids aus der Gegend, die Spaß daran haben, Scheiße zu bauen. Sie wissen ja, wie die sind. Soll ich die Polizei rufen?«

»Natürlich«, sagte ich. Meine Stimme klang dünn.

Burt sah mich an und nickte. Dann holte er sein Handy hervor und ging in die Küche, in der »seine Leute« herumhämmerten und sich auf Spanisch Anweisungen zubrüllten. Julia und ich blieben allein im Ladenraum zurück.

»So viel zum nachbarschaftlichen Einstand«, sagte Julia. »Mir wäre ja eine schöne Flasche Wein lieber gewesen. Aber ich schätze, in diesem Viertel pflegt man andere Umgangsformen.«

Die Schmiererei auf der Holzplatte hatte mich abgelenkt, doch jetzt fuhr ich zu Julia herum. Kein Wunder, dass sie die Gelegenheit dazu nutzte, einen ihrer Seitenhiebe auf den Mission District anzubringen. »In diesem Viertel?«, wiederholte ich. »So etwas kann überall passieren, Julia. Es gibt keinen

Grund, dafür die ganze Gegend pauschal verantwortlich zu machen.« Selbst während ich sprach, rasten meine Gedanken: *Diese Worte. Ausgerechnet diese Worte.* Konnte das wirklich Zufall sein?

Julia zuckte kurz mit den Schultern, startete wieder auf das Brett hinunter und stupste es vorsichtig mit der Spitze einer ihrer Krokoleder-Ballerinas an. »Das arme Holz. Da überlebt es den Bau und den Abriss einer Scheune irgendwo in der Pampa und wird dann von blöden, besoffenen Kids im Mission District kaputt gemacht. Na ja, ganz kaputt ist es nicht. Burt meinte, wenn er es abschleift, sieht es wieder aus wie neu. Oder besser gesagt, wie vorher.«

Ich hörte kaum hin. »Das kann nicht wahr sein«, murmelte ich gedankenverloren, während ich wieder die Papierschnipsel um mich herum zu Boden segeln sah. Mein Mund war wie ausgedörrt. »Diese Worte ...«

Julia blickte unverwandt auf das Holz. »Offenbar will man uns nicht hier haben.«

Ich starrte sie an. Wollte sie wirklich so tun, als seien diese Worte kein bisschen vorbelastet? »Julia«, sagte ich. »Diese Worte: ›Ihr gehört nicht hierher‹. Woran erinnert mich das wohl?«

Julia blinzelte, zögerte kurz und fuhr sich dann durch die Haare. »Ich werde die Wachfirma anrufen und fragen, ob sie die Alarmanlage noch vor nächster Woche installieren können. Irgendjemand in diesem Viertel hat wohl ein Problem mit Gentrifizierung.« Ihre Lippen kräuselten sich bei diesem Wort. »Oder so was in der Art.«

»Gentrifizierung!«, rief ich aus. »Aber ich *wohne* hier! Seit sechs Jahren! Ich bin kein Eindringling, der hier die Preise kaputt macht!«

Julia lächelte süffisant. »Manchmal werden auch Leute, die schon sechs Jahre in einem Viertel leben, als Teil des Aufwertungsprozesses gesehen.«

Ich traute meinen Ohren nicht. Sie fand also, dass ich auch *hier* nicht dazugehörte? Würde sie mir denn nirgends ein Zuhause zugestehen? Ich atmete tief durch und bemühte mich, einen ebenso aufdringlich gelassenen Ton anzuschlagen wie sie. »Unsere Handwerker sind von hier«, sagte ich und wies auf die Küchentür, durch die immer noch die lärmende Unterhaltung der Arbeiter drang. »Wir schaffen Arbeitsplätze.

Wir sorgen dafür, dass die Straße belebter wird, wovon auch andere Läden in der Gegend profitieren werden.«

Julia machte eine abwehrende Handbewegung. »Das brauchst du mir nicht zu erzählen, das weiß ich selbst.« Sie seufzte. »Ich wollte damit nur sagen, dass wir das Graffiti nicht persönlich nehmen sollten.«

Ich las den leuchtend orangefarbenen Schriftzug noch einmal. »Wie kann ich das *nicht* persönlich nehmen? Wie soll ich diese Worte lesen und dann dich ansehen, wie du so vor mir stehst, und dabei nicht das Gefühl haben, dass beides irgendwie auf irgendeine Art miteinander zu tun hat?« Ich schüttelte den Kopf. »Das bestätigt mir mal wieder, dass ich einen Fehler gemacht habe. Ich hätte mich einfach nicht mit dir einlassen sollen.«

»Annie ...«, begann Julia.

»Sag mir wenigstens, dass du dich erinnerst«, unterbrach ich sie. »Mehr will ich gar nicht.«

Sie zögerte und stupste wieder mit der Fußspitze an das Brett. »Ja, ich erinnere mich«, sagte sie schließlich so beiläufig, als plauderten wir über das Wetter.

Ich seufzte und lehnte mich an den Tisch, den die Arbeiter in die Ecke gestellt hatten. Julias winziges Zugeständnis löste eine seltsame Mischung aus Erleichterung und Wut in mir aus, die meine Augen brennen ließ. Ich war nicht verrückt. Ich wusste, dass sie sich an alles erinnerte, was in jenem Jahr geschehen war. An die ganze Wahrheit.

Die Gerüchte über mich waren in Umlauf gekommen, nachdem in unserem Abschlussjahr eine Reihe von Diebstählen die Schule erschüttert hatte. Zuerst wurde Katherine de Veronas Birkin Bag aus den Waschräumen geklaut, während sie auf der Toilette war. Dann verschwand Lauren Pearlmans Gucci-Portemonnaie aus ihrem Rucksack. Andere Schülerinnen verloren teure Mäntel, goldene Schlüsselanhänger, Halsketten mit Charms von Tiffany.

Einige Wochen nach Beginn der Diebstahlserie sagte mir meine Freundin Jody, dass sie mich in der Mittagspause auf dem Schulhof treffen wolle. Dass es nieselte, fiel mir erst auf, als ich nach draußen ging. Außer Jody, die an einem kleinen Eisentisch am Rand des angrenzenden Steingartens saß, war der sonst als Teil der Cafeteria genutzte Hof menschenleer. Jody sah auf und zwinkerte nervös, als ich näher kam. Dann

begann sie mit einer Selbstvergessenheit, mit der sie sich normalerweise über die unerschöpflichen Vorräte an sauren Fruchtgummis in ihrem Rucksack hermachte, an ihren Fingernägeln zu kauen.

»Was ist los?«, fragte ich und ließ mich ihr gegenüber auf einen Stuhl fallen. Selbst für jemanden wie Jody, die die Sozialkompetenz einer Beutelratte hatte, war dieses Treffen im Regen reichlich schräg.

»Es ist Clayton Reardon«, flüsterte sie, während sie weiter an ihrem Daumennagel herumbiss und meinem Blick auswich.

»Was? Na los, spuck's schon aus, Jody. Sei nicht so komisch.«

Als Jody den Kopf hob, hatte sich eine tiefe, von Akne gezeichnete Furche zwischen ihren Augenbrauen gebildet. Sie wirkte sehr zerknirscht. »Clayton Reardon«, wiederholte sie einen Tick lauter. Sie sah sich hektisch um und beugte sich dann über den Tisch zu mir. »Beim Sportunterricht heute Morgen hat er allen erzählt, dass er gesehen hat, wie du in der Aula Schultaschen durchwühlt hast. Es wird gemunkelt, dass du unsere Sachen klast und sie verpfändest, um deiner Familie in Ecuador Geld zu schicken.«

Ich fing an zu grinsen, aber nach einigen Sekunden begriff ich, dass das kein Scherz sein sollte. Ich starrte Jody verdattert an. »Was redest du da? Ich klaue eure Sachen? Für meine Familie in Ecuador? Außer meiner Mutter kenne ich doch überhaupt niemanden aus meiner Familie!« *Und weil sie so darauf beharrt, dass wir uns assimilieren*, fügte ich in Gedanken hinzu, *spreche ich kaum ein Wort Spanisch!* Fast hätte man über den Vorwurf lachen können, wenn er nicht so verdammt engstirnig gewesen wäre.

»Ich weiß«, sagte Jody schnell. Ihr blasses Gesicht war aufrichtig zerknirscht. »Ich glaube das ja auch nicht. Aber das wird eben rumerzählt. Ich dachte, du solltest das wissen.«

Ich lehnte mich zurück und dachte fieberhaft nach. Der Regen wurde stärker, und wir setzten beide unsere Kapuzen auf. »Warum behauptet Clayton so was? Was habe ich ihm denn getan?«

»Nichts.« Jody begann wieder an ihrem Daumennagel zu nagen und verschwand fast völlig unter ihrer Kapuze. »Aber du weißt ja, wie die sind.«

Mit »die« meinte sie den Rest unserer Klasse. In diesem

Moment wurde mir klar, wie aussichtslos die Lage war. Clayton Reardon gab an der Schule den Ton an; sein Wort war sozusagen Gesetz. In den Augen meiner Mitschüler war ich jetzt eine Diebin. Ich betrachtete Jody, deren Augen hin- und herhuschten, während sie auf ihren Nägeln herumkaute, und seufzte. »Danke, dass du mir Bescheid gegeben hast«, sagte ich. »Du solltest gehen, sonst kommst du noch zu spät zum Unterricht.«

Wir wussten beide, dass es erst in fünfzehn Minuten zur nächsten Stunde läuten würde, doch Jody stand so hastig auf, dass sie fast ihren Stuhl umwarf. Sie schulterte ihren riesigen Rucksack. »Bis später also«, sagte sie. »Kopf hoch.«

Nachdem sie weg war, blieb ich noch bis zum Ende der Pause am Tisch sitzen. Mein Gesicht brannte vor Wut und Frust, und ich hatte das Gefühl, dass selbst der Regen mich nicht vor den unzähligen Augenpaaren schützen konnte, die von den Fenstern rund um den Hof auf mich herunterstarrten.

Nach Schulschluss stapfte ich die große Treppe im Foyer der St. Clairs hinauf. Ich wusste selbst nicht so recht, warum ich beschlossen hatte, mit Julia über die ganze Sache zu reden – wir hatten seit Monaten, ja vielleicht sogar seit einem Jahr keines der ehrlichen, vertrauten Gespräche mehr geführt, die unsere Freundschaft früher geprägt hatten. Wahrscheinlich war es einfach ein Anzeichen dafür, wie aufgewühlt ich war und wie allein ich mich fühlte.

Jedenfalls hatte ich ganz sicher nicht vor, ihr nachzuzschnüffeln. Julia war noch nicht lange mit Jake Logan zusammen, und ich kam gar nicht auf den Gedanken, dass er bei ihr sein könnte. Ich wollte gerade die Tür zu ihrem Schlafzimmer aufstoßen, als ich seine Stimme hörte. Und er sprach über *mich*. Meine Hand hielt wenige Zentimeter über der Türklinke inne. Ich starrte sie an wie einen Fremdkörper und dachte unwillkürlich an den Sekundenbruchteil, in dem ein angeschossener Vogel reglos in der Luft verharzt, bevor er tot zu Boden fällt.

»Annie ist echt zum Schießen«, sagte Jake. »War sie schon immer so witzig? Meinst du, sie ist schon zu Hause?«

»Anita Quintana?«, fragte Julia und benutzte meinen vollen Namen, als kenne sie mich nur flüchtig. Ihr spitzes Kichern klang so gar nicht nach dem herzhaften Lachen, das ich sonst

von ihr gewohnt war. »Ach, Jake. Annie ist das Wohltätigkeitsprojekt der Familie St. Clair. Sie ist die Tochter unserer Haushälterin, mehr nicht. Unser lieber kleiner wuschelhaariger Sozialfall. Es ist wirklich süß von dir, dass du nett zu ihr bist, aber hast du es noch gar nicht mitbekommen? Sie ist diejenige, die an der Schule die ganzen Sachen klaut!«

In diesem Moment fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Etwas in ihrer Stimme bestätigte mir, was schon den ganzen Nachmittag lang in meinem Unterbewusstsein rumort hatte: Julia hatte diese Gerüchte über mich in die Welt gesetzt. Ohne Jakes Antwort abzuwarten, drehte ich mich um und schlich mich stumm weinend die Treppe hinunter.

Im Laufe der nächsten Wochen verwandelte sich das gutmütige Desinteresse, mit dem ich bislang an der Schule behandelt worden war, in unverhohlenen Hass. Auf den Fluren wurde ich böse angezischt und im Klassenzimmer mit Stiften beworfen; bei jeder Gelegenheit wurde mein Rucksack umgedreht und ausgeleert. Und dann kam jener Tag im April, als ich mein Schließfach öffnete und unzählige Papierschnipsel mit den in Großbuchstaben aufgedruckten Worten »DU GEHRÖST NICHT HIERHER« herausquollen. Ich versuchte, die Schnipsel aufzusammeln, die um mich herum zu Boden schwebten, doch die anderen Schüler wirbelten sie im Vorbeigehen absichtlich wieder auf, bis ich mich wie in einer schrecklichen Schneekugel gefangen fühlte.

Später an diesem Tag zitierte mich der Schuldirektor in sein Büro und teilte mir mit, dass ich bis auf weiteres suspendiert sei.

»Es ist zu deinem eigenen Besten, solange diese Sache nicht geklärt ist«, sagte Mr. Crane, aber sein vorwurfsvoller Blick sprach Bände.

Als ich früher als sonst nach Hause kam, setzte die Miene meiner Mutter – eine herzerreißende Mischung aus Sorge, Mitgefühl und Enttäuschung – einen bitteren Schlusspunkt unter diesen ungerechten Tag.

Bei einer Suspendierung vom Unterricht mussten auch die Colleges informiert werden, bei denen ich mich beworben hatte, und so bekam ich schon bald einen Brief von der Zulassungskommission in Berkeley, dass mein Fall genau geprüft würde. An die Devon Prep durfte ich nicht mehr

zurückkehren, doch da die Schule mir nichts nachweisen konnte, schickte sie mir irgendwann mein Abschlusszeugnis. Erst im Herbst, nachdem meine Mutter bereits gestorben war, ertappte eine Sportlehrerin die Schulsekretärin, Ms Sherman, dabei, wie sie einen Flakon Chanel No. 5 aus der Feldhockeytasche einer Schülerin klappte. Wie sich herausstellte, hatte Ms Sherman eine Vorliebe für Designersachen, die sie sich von ihrem Gehalt nicht leisten konnte. Seltsamerweise tat sie mir fast ein bisschen leid. Ich erinnerte mich, wie sie in ihren Zigarettenpausen immer ein Stück von der Schule entfernt gestanden hatte, in gestärkten Hosen, in denen sie mager und unglücklich aussah. Offenbar war sie nicht damit klargekommen, von lauter Jugendlichen mit unerschwinglichen schönen Sachen umgeben zu sein. Bestimmt war sie nicht die Erste, die an dieser Schule in den Wahnsinn getrieben wurde. Ich hoffte für sie, dass ihr Anwalt auf unzurechnungsfähig plädierte.

Und jetzt waren genau diese Worte, die mich zehn Jahre zuvor so schwer traumatisiert hatten, mitten im Cupcake-Café aufgetaucht. Ich hatte fest geglaubt, mit den Ereignissen von damals abgeschlossen zu haben, doch bei diesem Anblick rissen die alten Wunden wieder auf. Julia hingegen stellte sich ungerührt in das grelle Licht der Baustellen-Beleuchtung und tupfte sich frischen Lipgloss auf. Ihre bloße Gegenwart brachte mich zur Weißglut. Diese mit glänzendem Pearl-Nagellack bepinselten Fingernägel. Diese schmale goldene Armbanduhr. Dieser perfekt geschlungene Schal. Am liebsten wäre ich auf sie losgegangen. Als sie meinen bösen Blick bemerkte, wurde sie blass.

»Annie«, sagte sie, »reg dich nicht auf. Das Ganze ist einfach ein schrecklicher Zufall.« Ich starrte sie stumm an, und ihre Lider begannen nervös zu flattern. »Wenn du mir keine zweite Chance geben willst«, fragte sie, »wie soll ich dir je beweisen, dass du mir vertrauen kannst?«

»Wenn ich dir keine zweite Chance gebe«, schoss ich zurück, »muss ich nie wieder daran erinnert werden, dass ich dir nicht vertrauen kann.«

Julias Mundwinkel zuckten, und plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen. Ich war fassungslos. Während unserer gesamten Kindheit hatte ich sie nur zweimal weinen gesehen – einmal, als Curtis aus Versehen ihre Katze überfahren hatte

und Lolly, die seit Jahren über die Katzenhaare auf ihren Orientteppichen jammerte, kein weiteres Haustier in ihrer Villa dulden wollte; und dann noch einmal bei der Beerdigung meiner Mutter. Aber jetzt brach sie schon zum zweiten Mal innerhalb weniger Monate vor mir in Tränen aus. Meine Wut kühlte sich um ein paar Grad ab. Irgendetwas musste bei ihr passiert sein, irgendeine seltsame Wendung in ihrem Leben hatte sie auf die fixe Idee gebracht, ein Cupcake-Café mit mir eröffnen zu wollen. Ich stand vor einem Rätsel.

Julia ist eine Vampirin, hatte ich Becca vor kurzem erzählt, *nur dass sie mir nicht das Blut, sondern meinen Sinn für Humor aussaugt*. Julia zehrte an meiner Energie. Aber ganz ehrlich: Glaubte ich tatsächlich, dass Julia etwas mit dem Graffiti zu tun hatte? Nein. Und erwartete ich allen Ernstes, dass sie ihren Stolz lange genug im Zaum halten konnte, um sich für die Intrigen und Lügen in unserer Schulzeit zu entschuldigen? Nein. Ich musste endlich aufhören, mich mit der vergeblichen Hoffnung auf späte Einsicht zu quälen. Ich sah mich im Laden um, während sie sich die Mascara-Spuren unter den Augen wegwischte. Es war höchste Zeit, sich wieder aufs Geschäftliche zu konzentrieren.

»Tja«, sagte ich und wies mit dem Kinn auf die Holzplatte, »wenigstens passt Orange ganz gut zu unserem Farbkonzept.«

Julia blinzelte und lachte unsicher. »Wie aufmerksam von diesen Typen.« Sie schniefte und blickte sich ebenfalls um. »Es geht voran, nicht wahr?«

Die dunklen Holzdielen verschwanden zwar noch unter einer dicken Staubschicht, verliehen dem Laden aber schon jetzt eine viel wärmere Ausstrahlung. Die Fensterfront und die Glastür mit ihren Rahmen aus schwarzem Stahl, die große Vitrine und die Regale waren bereits an ihrem Platz. In der nächsten Woche sollte der Fenstertresen aufgestellt werden (falls das Graffiti diesen Plan nicht verzögerte). Dann würde noch der Kronleuchter aufgehängt und das dunkelrote »Treat«-Logo auf Fenster und Tür angebracht werden. Auch die Umbauarbeiten in der Küche würden bis dahin abgeschlossen sein. Ich hatte bereits zwei Küchenhilfen angestellt, und Julia hatte zwei Mitarbeiterinnen für die Kasse, die Gebäckauslage und die Kaffeebar ausgesucht.

»Ja, es nimmt allmählich Gestalt an«, sagte ich.

Julia seufzte sichtlich erleichtert. Sie kramte ihr Telefon aus ihrer voluminösen Ledertasche und sah auf ihre To-do-Liste. »Wie sieht es bei den Rezepten aus?«

»Gut«, sagte ich und ging im Kopf meine Ideen durch. »Es wäre allerdings noch besser, wenn ich das Backbuch meiner Mutter hätte ... Ich denke da an diesen *Tres-leches*-Kuchen mit Rumsirup, den sie immer gemacht hat. Das ergäbe einen tollen Cupcake. Und ihr Maracuja-Baiser. Erinnerst du dich?«

»Ja!«, rief Julia. »Das war himmlisch. Wir *müssen* das Buch einfach finden. Warum kommst du nicht diese Woche noch mal vorbei, und wir stellen das ganze Haus auf den Kopf?«

Ich nickte. »Das kann nicht schaden. Aller guten Dinge sind drei.«

»Dann sollten wir vielleicht auch eine erste Verkostung deiner Kreationen einplanen.«

Es hätte nicht viel gefehlt, und Julia hätte sich die Lippen geleckt. Ich musste gegen meinen Willen lachen. »Sehr raffiniert, wie du das so beiläufig angebracht hast.«

»Was?«, fragte Julia mit einem unschuldigen Augenaufschlag. »Ich stelle die Milch und den Champagner.« Sie studierte ihre Liste. »Was ist mit den Zulieferern? Obst, Mehl und so weiter, darum hast du dich gekümmert, oder?«

»Ja. Julia, ich habe dir doch gesagt, dass ich mich um *alles* kümmere, was mit der Küche zu tun hat, also auch die Lebensmittellieferungen. Ich habe da meine Kontakte und meine Quellen. Das ist mein Metier, damit musst du dich nicht beschäftigen.«

»Perfekt.« Julia tippte eine Notiz in ihr Smartphone und verstaute es wieder in der Tasche. Dann zögerte sie kurz. Die Art, wie sie dabei ihre Lippen aufeinanderpresste, erinnerte mich auf geradezu unheimliche Weise an ihre Mutter. »Hör zu, Annie«, sagte sie. »Dieses Graffiti ... das ist wirklich nur ein bizarrer Zufall. Das glaubst du mir doch, oder?«

Ihre Augen schimmerten immer noch feucht, und als ich sie anblickte, sah ich zum ersten Mal nicht die vollendete Heuchlerin vor mir, als die ich sie kannte. Meine Schultern, die sich in dem Moment, als ich die Schmiererei gesehen hatte, schmerzhaft verkrampft hatten, entspannten sich endlich wieder. Es war anstrengend, ständig wütend auf sie zu sein, und sie schien sich tatsächlich um eine Aussöhnung zu bemühen, aus welchem Grund auch immer. »Ja«, erwiderte

ich. Denn es stimmte: Obwohl ich ein gebranntes Kind war, glaubte ich ihr.

10 – Julia

»Julia St. Clair, wenn du noch einen Termin, der mit den Vorbereitungen deiner Hochzeit zu tun hat, platzen lässt, brennen mir die Lampen durch!«, jammerte die Stimme meiner Mutter durch die Auto-Lautsprecher, als ich mich vom Cupcake-Café auf den Rückweg machte. Der altmodische Ausdruck amüsierte mich. Es war einer der Lieblingssprüche meiner Mutter. Sie hatte ihn von ihrer eigenen Mutter, die ihn wiederum von ihrer Großmutter übernommen hatte, als wäre die Redensart »mir brennen die Lampen durch« so kostbar wie Familienschmuck. Ich ging davon aus, dass meine Mutter sie endgültig mit ins Grab nehmen würde und ich sie niemals, niemals mehr hören musste.

»Ich komme, versprochen!«, sagte ich, als ich vom Mission District kommend auf die Dolores Street mit ihren steilen Hügeln und dem palmenbestandenen Mittelstreifen abbog. Nach dem versöhnlichen Ende meines Treffens mit Annie war ich guter Laune, auch wenn unser Café von irgendwelchen Gangstern aus dem Mission heimgesucht wurde.

»Und wie viel später kommst du diesmal, Julia? Das wird man ja noch fragen dürfen.«

Ich warf einen Blick auf die Uhr im Armaturenbrett. »Zwanzig Minuten. Ich bin auf der Dolores.«

»Du bist immer noch im Mission?«, ereiferte sich meine Mutter. »Fährst du den Mercedes? Dann verriegle die Türen. Und lass bitte das Telefonieren bleiben, konzentrier dich auf die Straße! Ich begreife einfach nicht, warum du dich nicht von Curtis fahren lässt. Genau dafür haben wir ihn doch *angestellt*. Er hätte dafür gesorgt, dass du heil und gesund und pünktlich zurückkommst.«

Verriegle die Türen. Offen gestanden hatte ich das sofort getan, als ich in der Twentieth Street losgefahren war, aber sogar mir fiel auf, wie sich diese Worte aus dem Mund meiner Mutter anhörten. »Mach dir keine Sorgen, ich komme«, wiederholte ich, beendete das Gespräch und gab Gas.

Und ich hatte auch wirklich fest vor, zu dem Treffen mit dem Hochzeitsfotografen zu fahren. Innerlich war ich schon ganz darauf eingestellt, die Mappen des Fotografen zu

studieren, das angemessene Verhältnis von formellen Porträts zu fotojournalistischen Aufnahmen zu besprechen und zu entscheiden, welches überbezahlte Paket überbezahlt genug war, um den Ansprüchen einer St.-Clair-Hochzeit gerecht zu werden. Doch als ich einige Blocks vom Cupcake-Café entfernt an einer roten Ampel hielt, überquerte direkt vor mir eine schlanke Frau in enger Jeans und einem schicken Tweedmantel mit Trompetenärmeln die Straße. Sie trug ein in einem Tragesitz eingekuschelt Baby an ihrer Brust. Die Straße verschwamm. Ich presste die Augen zu, während die Verzweiflung wie eine schwarze Welle über mir hereinbrach und mein Herz in tausend schmerzende Stücke zersprang. Hinter mir hupte es, und ich schaffte es irgendwie, unter Tränen den Wagen an den Straßenrand zu steuern, bevor ich meinen Kopf auf das Lenkrad sinken ließ. So allein hatte ich mich wohl noch nie in meinem Leben gefühlt.

Nach einer halben Ewigkeit beruhigte ich mich wieder. Im Rückspiegel sah ich, dass ich unter den Augen bläuliche Ringe hatte, und meine Wangen wirkten fahl und rau. An der Schläfe hatte ich einen kleinen Fleck, der mir vorher noch nie aufgefallen war. *Und älter werde ich auch noch.* Ich seufzte. Was würde meine Mutter wohl sagen, wenn sie meine Haut in diesem Zustand sähe? Lolly St. Clair, die jeden Monat einen festen Termin beim Dermatologen hatte und jeden Fleck, jedes Muttermal, jedes noch so kleine Pünktchen auf der Haut sofort entfernen ließ? Meine Mutter hielt diese kleinen Unregelmäßigkeiten für die ersten Vorboten des Sensenmanns. *Wer will schon am eigenen Leib daran erinnert werden, dass der Tod längst seine Klinge wetzt?*, fragte sie und schüttelte voller Abscheu den Kopf, wenn sie mir von dieser oder jener Freundin erzählte, die sich keine Gedanken über die Altersflecken an ihrem Dekolleté machte.

Ich war eindeutig nicht in der Verfassung, mich mit meiner Mutter zu treffen. Aber wenn ich nicht zu dem Termin mit dem Fotografen fuhr, wohin sollte ich dann?

Der 500 Club an der Kreuzung Guerrero/Seventeenth Street war eine einfache Eckkneipe, die Jake Logan vorschlug, als ich ihm sagte, wo ich war. Das Lokal war dunkel und fast leer, und vor allem musste ich nicht befürchten, hier jemandem zu begegnen, den ich kannte. Mit anderen Worten, es war ideal.

»So sollten wir uns immer treffen«, sagte Jake und nahm mir gegenüber Platz. Der Scotch in seiner Hand roch süß und erdig, als er sich über den Tisch beugte, um mich auf die Wange zu küssen. Wir hatten uns seit dem Tag im Balboa Café im Juni nicht mehr gesehen; der zeitliche Abstand zwischen diesen spontanen Verabredungen gab mir das willkommene Gefühl, auch mal aus meinem durchgeplanten Alltag auszubrechen zu können. »Welchen Termin schwänzen wir heute?«

»Den Fotografen. Aber das kann ich ruhig meiner Mutter überlassen. Sie weiß, was ich will.«

Jakes blaugrüne Augen verengten sich. »Und weißt *du* es auch?«

»Hm?« Ich nippte an meinem Drink und sah zur Bar hinüber. Auf einem der Hocker ganz am Ende des Tresens saß ein bärtiger Riese in einer ledernen Bikerjacke, einen zufrieden hechelnden weißen Shih Tzu neben sich.

»Weißt du, was du willst?«, fragte Jake. »Man braucht keine detektivischen Fähigkeiten, um festzustellen, dass du dich vor allem drückst, was mit deiner Hochzeit zu tun hat. Versteh mich nicht falsch, ich finde diese unbekannte Seite von Julia St. Clair super. Wie du dich gehenlässt«, er grinste, »das ist echt sexy.«

»Jetzt mach mal halblang«, sagte ich. Ich hatte vergessen, dass er manchmal etwas too much sein konnte. Als ich meinen Drink mit einem Schluck leerte und das Glas abstellte, blieb mein Pulloverärmel kurz am Tisch kleben.

»Ehrlich, ist alles in Ordnung?«, fragte er.

»Ja doch.« Mit einem Seufzen winkte ich dem Barkeeper, aber der zuckte nur mit den Achseln und wandte sich ab. Offenbar musste man sich seine Getränke hier selbst holen. Jake ging mit meinem Glas an die Bar, um es nachfüllen zu lassen, und setzte sich dann neben mich. »Danke«, sagte ich und umklammerte das eiskalte Glas.

»Bitte«, sagte er. »Also nochmal von vorn. Ich habe das Gefühl, die Rolle der besorgten Trauzeugin spielen zu müssen. Tun wir einfach so, als hätte ich gerade zweihundert Dollar für einen hässlichen gelben Taftfetzen ausgegeben, in dem ich Mäusetitten und einen Pferdearsch habe. Jetzt musst du mir die Wahrheit sagen, das bist du mir schuldig. Hast du Zweifel an der ganzen Sache?«

»Was? Nein«, sagte ich. Mir fiel selbst auf, wie wenig überzeugend das klang. »Außerdem würde ich nie zulassen, dass jemand wegen mir Taftkleider trägt.«

Jake lächelte. »Ich weiß zwar nicht, in welchem Gefühlschaos du gerade steckst, aber es macht es bestimmt nicht leichter, deinen gut aussehenden ersten Lover wieder um dich zu haben.«

»Ha, ha«, sagte ich trocken, doch ich konnte nicht umhin, ihn voller Zuneigung anzusehen. Er war wie ein ausgelassenes Hundebaby, das man einfach süß finden musste, auch wenn es gerade auf den neuen Teppich gepinkelt hatte. Hatten wir jemals übers Heiraten gesprochen? Ich konnte mich an nichts dergleichen erinnern. *Puh, nochmal davongekommen*, dachte ich bei mir. Und trotzdem – seine Gesellschaft versetzte mich zurück in eine Zeit, in der mir mein Leben unfassbar leicht und glücklich erschienen war. Das war auch der Grund, warum ich ihn angerufen hatte. *Wäre das Leben doch nur so unbeschwert weitergegangen wie damals, als wir das Traumpaar der Schule waren.*

Natürlich hatte es die Devon Prep nicht jedem so leicht gemacht wie mir. Kaum hatte ich am ersten Tag das Schulgebäude betreten, ahnte ich, dass Annie es in den folgenden zwei Jahren sehr schwer haben würde. Es war eine kleine Schule, und ich kannte schon fast alle unserer Mitschülerinnen von irgendwelchen Reit- und Ballettstunden, Skikursen und Tanznachmittagen. Doch obwohl ich von vertrauten Gesichtern umgeben war, begann mit diesem Schritt über die Schwelle der Schule eine neue Phase in meinem Leben. Ich ging unwillkürlich langsamer und sah mir alle genau an: die Mädchen, die die karierten Röcke unserer Schuluniform gerade so hoch gegürtet hatten, dass man einige Zentimeter ihrer glatten Oberschenkel sah, und die Jungs mit ihren lässig gelockerten Krawatten und den zu kurzen Spikes gegelten Haaren. Ich fühlte mich wie unter Strom gesetzt und zugleich vollkommen wohl in meiner Haut – kurzum, ich war absolut in meinem Element. Noch am selben Nachmittag überredete ich meine Mutter, mit mir zum Union Square zu fahren, wo wir Stunden damit zubrachten, den perfekten Mantel zu suchen. Am nächsten Morgen befragten meine Klassenkameradinnen mit angehaltenem Atem und vor Neid geweiteten Augen die silbernen

Knebelknöpfe meines himmelblauen Dufflecoats. Eine Woche später kamen zwei Mädchen mit einem identischen Modell in Elfenbein und Camel an, auch wenn sie natürlich hoch und heilig schworen, sie hätten nicht bemerkt, dass es sich um den gleichen Mantel handelte. Mir konnte es egal sein, denn ich trug mittlerweile ein schwarzes Kaschmir-Cape, auf dem die riesige tahitianische Perlenbroche meiner Großmutter prangte. Dagegen hatte keine eine Chance.

Rückblickend wurde mir klar, dass es relativ leicht gewesen wäre, Annie beim Aushandeln der Rangordnung einen Platz an meiner Seite zu verschaffen. Und vielleicht hätte ich das auch getan, aber ehrlich gesagt schienen die ungeschriebenen Gesetze an der Devon Prep Annie bis zum Schluss überhaupt nicht zu kratzen; sie blieb die ganzen zwei Jahre lang so unbekümmert, witzig und furchtlos wie eh und je, während wir anderen krampfhaft versuchten, unsere Rollen zu spielen. Hätte sich die Gelegenheit dazu ergeben, hätte ich sofort zugegeben, dass ich die Bestätigung durch eine echte Freundin brauchte wie eine Biene den Nektar, aber Annie? Annie war so unabhängig, und gleichzeitig hatte sie ein so enges Verhältnis zu ihrer Mom. Sie brauchte mich nicht.

Passend zu meinem mentalen Ausflug in die Vergangenheit dröhnte plötzlich Will Smiths »Gettin' Jiggy wit It« durch die Bar. Ich sah Jake an und lachte.

»Ach du meine Güte«, sagte ich. »Sind wir wieder in den Neunzigern?«

»Schön wär's«, sagte Jake augenzwinkernd. Dieser Song war in unserem Abschlussjahr an der Devon Prep im Radio rauf- und runtergelaufen – zu der Zeit, wo Jake und ich zum ersten Mal miteinander geschlafen hatten. Er war der erste Junge, mit dem ich Sex gehabt hatte, und er hatte von mir das Gleiche behauptet, auch wenn ich schon damals nicht so dumm gewesen war, ihm zu vertrauen, was Bettgeschichten anging.

Bevor ich überhaupt registriert hatte, dass mein Glas leer war, hatte Jake sich auch schon wieder auf den Weg zur Bar gemacht. Ich schrieb meiner Mutter schnell eine SMS, dass mir unterwegs etwas dazwischengekommen sei und ich es doch nicht zum Fotografen schaffen würde. Dass ich ihr per SMS absagte, würde zwar noch Öl ins Feuer gießen, aber ich

fühlte mich schon ein bisschen zu beduselt, um ihr mündlich Bescheid zu geben.

Das Letzte, woran ich mich erinnerte, war eine Runde Tequila – die *dritte*? – zu den Klängen von ›N Syncs ›I Want You Back«, für das Jake die Jukebox extra mit einer Handvoll Münzen gefüttert hatte. Draußen dämmerte es bereits, doch in der Bar war das Licht noch nicht angeschaltet, so dass alles angenehm verschwommen wirkte, als würde man durch ein altes Butzenscheibenfenster schauen. Nachdem wir den Tequila heruntergekippt hatten, wischte Jake mir einen Tropfen Schnaps von der Lippe. Dann beugte er sich zu mir vor wie zu einem Kuss, und ich stieß ihn kopfschüttelnd weg und lachte. Durch den Alkohol war mir ganz schwindlig im Kopf; mein Herz fühlte sich größer und weiter an, als könne es mehr und mehr in sich aufnehmen, ja sogar wieder Freude empfinden. Danach glitt die Nacht in einem dunklen Strom dahin, und ich mit ihr.

Später wachte ich in einem stockfinsternen Raum in einem Bett auf. Ich fuhr hoch und fasste mir sofort stöhnend an den Kopf, weil sich alles zu drehen begann. Nachdem ich den Schalter der Nachttischlampe gefunden hatte, verstärkte die plötzliche Helle die Schmerzen noch. Ich war allein. Und Gott sei Dank vollständig angezogen.

Ich blickte mich langsam um. Das Zimmer war geschmackvoll eingerichtet. Zwischen dunklen Holzmöbeln im asiatischen Stil hingen einige stark vergrößerte Sechzigerjahre-Fotografien mit Surfern und Stränden darauf. Obwohl es keine privaten Bilder gab und ich noch nie vorher hier gewesen war, war ich mir sicher, in Jake Logans Schlafzimmer zu sein.

Vorsichtig stand ich auf und tappte auf die Tür zu. Jake hatte sich im Wohnzimmer auf der Couch ausgestreckt und schaute *Top Gun* auf einem riesigen Flachbildschirm. Auf dem Fußhocker aus schwarzem Leder standen mehrere Cola-light-Dosen, und an einer marineblau gestrichenen Wand lehnten drei Surfboards. Es war die Junggesellenwohnung par excellence, vorausgesetzt, man war ein Junggeselle mit fettem Bankkonto. Von der riesigen Fensterfront sah man auf die schwarze, stille Bucht hinunter. In der Ferne blinkten die Lichter von Sausalito.

»Dornröschen ist aufgewacht!«, rief Jake und machte mir

Platz auf der Couch. »Ich hätte fast vergessen, wie wunderschön du bist, wenn du aufrecht stehst.«

Ich zog eine Grimasse, ließ mich neben ihm auf die Couch fallen und winkte ab, als er mir eine Cola anbot. Er warf mir ein amüsiertes Lächeln zu.

»Ich fürchte«, sagte er, »du leidest an akuter Tequilaritis. Die einzigen bewährten Gegenmittel sind Eier, Kaffee und Schlaf.«

Ich stöhnte. »Wie spät ist es?«

Jake schaute auf das Display seines Digitalempfängers und lachte. »Mitternacht. Dich kann man wirklich leicht abschleppen. Um neun Uhr schon total blau.«

Ich vergrub das Gesicht in den Händen, um ihn nicht ansehen zu müssen. »Es ist aber nichts passiert zwischen uns, oder?«

Jake war so grausam, einige Sekunden verstreichen zu lassen, bevor er antwortete. »Wäre das denn so schlimm?«

»Sei kein Arsch«, sagte ich und spürte, wie mir die Tränen kamen.

»Autsch. Keine Sorge, Jules. Es ist nichts passiert.« Er lehnte sich zurück und sagte fast bockig: »Aber davon abgesehen bist du ja auch noch nicht verheiratet.«

Ich sah ihn an und fragte mich, wie er nur so bescheuert und gleichzeitig so liebenswert sein konnte. »Nein«, sagte ich leise. »Aber du.«

Jake wirkte überrascht. Er zuckte mit den Schultern und rubbelte über den Ansatz seines linken Ringfingers, wo man noch einen ganz leichten Bräunungsrand erkennen konnte.

»Nur auf dem Papier«, sagte er schließlich. Seine Grübchen blitzten auf und verschwanden dann wie Steine, die ganz kurz die Wasseroberfläche berühren, bevor sie untergehen.

September

11 – Annie

»Da vorne ist schon die Farm«, sagte Ogden Gertzwil. Er schaffte es irgendwie, gleichzeitig zu reden, dabei den Finger auszustrecken, zu nicken, sich einen weiteren langen Streifen Beef Jerky in den Mund zu stopfen *und* seinen 1980er-Pick-up mit dem Knie zu lenken.

»Da bin ich ja mal gespannt«, sagte ich und rang meinem verkrampften Kiefer ein Lächeln ab.

Ogden sah zu mir hinüber und hielt mir zum ungefähr siebten Mal die Beef-Jerky-Tüte hin. Dabei trudelte der Geländewagen auf die Gegenfahrbahn, um gleich darauf mit quietschenden Reifen wieder nach rechts gerissen zu werden. Ogden grummelte und rutschte auf dem Fahrersitz hin und her.

»Tod durch Trockenfleisch«, murmelte ich. Auch wenn der Snack nur aus Biofleisch aus der Region bestand, wie Ogden mir versichert hatte, war ich nicht sonderlich darauf erpicht, auf diese Weise den Löffel abzugeben.

»Was hast du gesagt, Anita?«

»Du kannst wirklich Annie zu mir sagen. So nennen mich alle.« Das hatte ich ihm auf der Fahrt mindestens schon genauso oft gesagt, wie er mir sein Beef Jerky angeboten hatte.

»Deine Großmutter bestimmt nicht«, sagte Ogden und kaute nachdenklich. »Ich wette um eine Million Dollar, dass deine Oma dich Anita nennt.«

Ich verdrehte die Augen, verzichtete aber darauf, meine Familienverhältnisse zu erklären. Stattdessen konzentrierte ich mich auf die Straße und betete darum, dass endlich das Schild zur Gertzwil Farm auftauchen und diesen Höllentrip beenden würde. Der Wagen war zwar erstaunlich sauber und rostfrei für sein Alter, doch Stoßdämpfer schien er nicht zu haben. Nach einer Stunde Fahrt fühlte mein Hintern sich an wie das Gesicht von Mike Tysons Sparringspartner nach einigen Runden im Ring. Dazu kam, dass Ogden die Luft mit dem unverwechselbar penetranten Hundeatem-Geruch seiner Rindfleischstreifen verpestete und mich mit seinen heiteren Geschichten aus dem Leben eines Biobauern so sehr

langweilte, dass ich am liebsten laut losgeheult hätte. Es war wirklich höchste Zeit für ein bisschen frische Landluft.

In San Francisco war jede Küchenchefin, die etwas auf sich hielt, mit ihren Fischern und Landwirten per Du, und in diesem kulinarischen Mikrokosmos hatte der Name Ogden Gertzwel ein gewisses Prestige. Jeder wusste, dass die Feigen, Äpfel, Birnen, Persimonen und Zitronen der Gertzwel Farm das Beste waren, was die Bay Area zu bieten hatte, aber ich hatte Ogden noch nie persönlich kennengelernt – bis zu diesem Tag, als er mich mit seinem Pick-up zu einer Besichtigungstour abholte. Für die Valencia Street Bakery waren die Gertzwel-Produkte viel zu teuer, doch die Treat Cupcakery konnte sich die astronomischen Preise für asiatische Birnen aus biologisch-dynamischem Anbau locker leisten. Zumindest hatte ich das so entschieden. Ich hatte eine geradezu diebische Freude daran, all die Lieferanten anzurufen, die ich in den vergangenen sechs Jahren im Auftrag verschiedener mickriger Gastronomiebetriebe durchtelefoniert hatte, ohne mit ihnen ins Geschäft gekommen zu sein. Endlich konnte ich in die Vollen gehen; selbst die kostspieligsten Zutaten würden sich auf Julias Bankkonto kaum bemerkbar machen.

Von Kolleginnen hatte ich schon gehört, dass Ogden Gertzwel etwas exzentrisch veranlagt war, aber ich hatte nicht damit gerechnet, dass er potenzielle Kunden vor Vertragsabschluss zu einer Tour auf seiner Farm verpflichtete. Zunächst war ich mit dieser Bedingung auch ganz und gar einverstanden. Es war ein wunderschöner Herbsttag, sonnig und windstill, und je weiter wir nach Norden und ins Landesinnere kamen, desto wärmer wurde es – das ideale Wetter für eine kleine Spritztour und einen anschließenden Spaziergang zwischen Obstbäumen. Beziehungsweise es wäre ideal gewesen, wenn mein Begleiter sich nicht als überaus redseliger Fleischliebhaber entpuppt hätte. Ogden, ein kräftiger, muskulöser Mann mit sandbraunem Haar und einer markanten Nase, deren braun gebrannte Haut sich wie bei einem Zehnjährigen schälte, konnte kaum älter als Mitte dreißig sein, aber er quasselte auf mich ein wie ein einsamer alter Mann, der überglücklich war, dass seine Zuhörerschaft zur Abwechslung mal nicht nur aus Bäumen und Erdklumpen bestand. Sein Mund war ständig in Bewegung – wenn er

nicht kaute, dann redete er, wobei das eine das andere nicht ausschloss. Sobald er seinen Monolog kurz unterbrach, um Luft zu holen, machte ich eine nichtssagende Bemerkung zu diesem oder jenem. Ich wollte damit eigentlich nur Aufmerksamkeit signalisieren, doch er fiel mir immer sofort ins Wort und widersprach jedem Einzelnen meiner nett gemeinten Kommentare so heftig, dass ich es irgendwann aufgab und seinen Redeschwall genauso stumm über mich ergehen ließ wie das Gerüttel und Geschüttel des Pick-ups.

»Da wären wir!«, verkündete Ogden plötzlich und riss am Lenkrad, um in letzter Sekunde in einen Schotterweg abzubiegen.

Ich wurde bei diesem abrupten Manöver gegen die Tür geschleudert und rieb meine schmerzende Schulter, während wir den Feldweg entlangrumpelten. Schließlich hielten wir vor einem kleinen, gepflegten, butterblumengelben Farmhaus mit Solardach, das im gleißenden Sonnenlicht glitzerte. Noch bevor die Staubwolke sich gelegt hatte, sprang Ogden vom Fahrersitz, stiefelte um den Wagen herum und riss meine Tür auf. Offensichtlich animierte ihn der Anblick seines Bauernhofs dazu, als Gentleman-Farmer aufzutreten.

»Willkommen auf der Gertzwell Farm«, sagte er und streckte mir eine seiner Pranken hin. »Endlich kann ich nach Herzenslust mit den Früchten meiner Arbeit protzen.«

Oje, dachte ich beim Aussteigen. *Der Wortwitz eines Obstbauern.* Vorsichtig streckte ich meine geschundenen Glieder aus und versuchte, mir möglichst unauffällig den Hintern zu massieren.

Die Gertzwell Farm war fünfundzwanzig Hektar groß, und gut ein Zehntel davon erkundeten wir zu Fuß. Ich hatte den Eindruck, dass Ogden am liebsten die gesamte Fläche abgelaufen wäre. Unter der sengenden Sonne sah die Erde viel zu trocken aus, um irgendetwas hervorzubringen, doch wir marschierten an schier endlosen Reihen niedriger, knorriger Obstbäume mit grauer Rinde vorbei, die über und über mit dunkelroten oder blassgrünen Früchten beladen waren. Ogden zeigte mir Äpfel mit wunderschönem, rosigen, sonnenverwöhnten Rotschimmer und pflückte zum Vergleich ein Exemplar mit schwarzen Pünktchen – ein nicht besonders schöner, aber trotzdem harmloser Schimmelbefall, der Ogden zufolge unvermeidlich war, wenn es im Juni regnete.

»Entweder man nimmt diese schwarzen Flecken in Kauf, oder man entscheidet sich für Äpfel, die zwölfmal mit Pestiziden besprüht worden sind«, sagte Ogden. In seinem arroganten Ton schien mir ein gewisser Zwang zur Rechtfertigung mitzuschwingen. »Das ist jedem selbst überlassen. Aber wer perfekt aussehende, giftige Äpfel sucht, für den ist die Gertzwell Farm nichts. Uns geht es um Geschmack und Nachhaltigkeit, und wie wir alle wissen, gehören diese beiden Aspekte untrennbar zusammen.« Ich ließ ihn reden und stellte mir vor, wie die Biobauern in der Region wie frustrierte Kinder mit den Füßen stampften, wenn die Luft im Juni unheilvoll feucht und drückend wurde.

In der nächsten Reihe hingen die Äste voll mit Birnen, die so groß und schwer wie Dinosauriereier waren. Ogden streckte sich und pflückte mit einer überraschend anmutigen Drehbewegung eine blassgrüne Frucht, wobei er den kostbaren Stiel für den Neuwuchs am Baum ließ, wie er mir zuvor erklärt hatte. Als er den Arm hob, klappte sein Ärmelaufschlag um, und eine alte Narbe kam auf der braun gebrannten Oberseite seines Unterarms zum Vorschein. Ich fragte mich, wie weit sie den Arm wohl hinaufgehen mochte. Ogden zückte ein Taschenmesser und schnitt mir ein Stück Birne ab.

Sie war knackig und erfrischend, mehr wie ein Apfel als eine Birne. »Sehr lecker«, sagte ich und wartete auf den subtilen Nachgeschmack, bevor ich mein Urteil abgab. »Süß, aber auch angenehm herb.«

»Herb? Wohl kaum«, sagte Ogden mit gerunzelter Stirn und nahm einen Bissen. »Ich glaube, du schmeckst einen Hauch Zitrone.«

Fast hätte ich die Augen verdreht, doch ich riss mich zusammen. Allmählich gewöhnte ich mich an Ogdens belehrende, rechthaberische Art, was nicht hieß, dass ich sie sympathisch fand. Er war eindeutig einer dieser nervtötenden Hobbygourmets, die ununterbrochen übers Essen redeten. Und das sagte ausgerechnet ich als Bäckerin, die für Früchte aus biologisch-dynamischem Anbau stundenlang durch die Gegend fuhr! Die Qualität seiner Produkte war jedenfalls nicht zu leugnen.

»Das ist die ›Twentieth Century‹ – eine asiatische Birne«, sagte Ogden und reichte mir großzügig ein weiteres Stück.

»Meine Liebessorte.« Währenddessen dachte ich schon über einen Birnen-Zimt-Cupcake mit einem zartschmelzenden Kern aus Bourbonvanille-Creme nach.

»Die Farm gehörte vor Urzeiten mal meinem Vater«, erzählte Ogden, als wir weitergingen. »Aber er hat sie total heruntergewirtschaftet. Er erwartete einfach zu viel von allem und jedem. Er war nicht gerade ein feinfühler Typ.«

Überrascht sah ich zu Ogden hinüber. *Kein feinfühler Typ.* Erzählte er mir die Geschichte der Farm oder die seiner Kindheit? Wahrscheinlich war es für ihn ein und dasselbe. Ich betrachtete ihn in der gleißenden Nachmittagssonne. Aus seinem Hemd lugten oben ein paar Brusthaare hervor, mit vereinzelten grauen Härchen dazwischen. Seine buschigen Brauen waren blonder als sein Haupthaar und überschatteten die braunen Augen, deren Wimpern so lang waren wie die einer Kuh. In einem anderen Leben hätte er Football-Trainer an einer Highschool im Speckgürtel von San Francisco sein können, kumpelhaft und gebräunt und gepflegt-leger gekleidet anstatt todernst, sonnenverbrannt und in verschwitztem Hemd.

»Bei Insektenbefall hat Dad die Haine immer sofort mit Pestiziden besprüht. Dass diese winzigen Lebewesen von ihrem Biotop vielleicht sogar gebraucht würden, dass die Insekten, das Land, die Jahreszeit und die Früchte alle in einem harmonischen Gleichgewicht zueinander stehen könnten, dieser Gedanke ist ihm nie gekommen.« Ogden lachte bitter auf. »>Harmonisches Gleichgewicht<, das sind zwei Wörter, die mein Vater sowieso niemals benutzt hätte, weder einzeln noch in Kombination.«

»Wie auch immer«, fuhr er fort, »zum Glück für dieses Land ist er jung gestorben. Das war vor ungefähr zwanzig Jahren. Meine Mutter hat den Hof übernommen, die Pestizide verbannt und ein paar Haine umgepflanzt. Wie bei einem Schachspiel: Die Aprikosen kamen weiter nach hinten, die Birnen hoch auf den Südhang. Nach einigen Jahren hatten wir Früchte, die gleichzeitig aromatisch und sehr widerstandsfähig waren. Und das nur, weil wir absolut autark geworden waren, so wie eigentlich jede Farm wirtschaften sollte. Der Kompost, mit dem wir unsere Bäume düngen, entsteht hier auf diesem Gelände. Wir verwenden Enzyme, die ...«

Während Ogden eine Lobeshymne auf das moderne Selbstversorgerleben anstimmte, schweiften meine Gedanken ab. Was Jake Logan wohl gerade machte? Seit unserem Surfausflug sahen wir uns alle ein oder zwei Wochen, und die Zeit zwischen unseren Verabredungen überbrückte er mit witzigen kleinen Geschenken, die er in die Valencia Street Bakery schickte: Gasluftballons, auf denen in schnörkeligen rosa Buchstaben »Gute Besserung« geschrieben stand, eine Mixkassette, die ich mir nicht anhören konnte, weil ich keinen Kassettenrekorder mehr besaß (Jake Logan musste der Einzige sein, der noch so ein Ding hatte), oder einen dieser albernsten Obstkörbe, die wie ein Strauß tropischer Blumen zurechtgemacht sind. Verglichen mit Jake, der voller schräger Überraschungen steckte, wirkte Ogden bodenständig und hundertprozentig berechenbar. Ein ganz normaler Langweiler eben. Na ja, so normal nun auch wieder nicht, einen Farmer traf ich schließlich nicht alle Tage. Aber er hatte einfach nicht dieses schelmische Blitzen in den Augen, auf das ich achtete, wenn ich einen Mann kennenlernte. Blendendes Aussehen war nicht das Wichtigste, solange im Blick meines Gegenübers etwas lag, was mich magnetisch anzog – Humor, Neugier oder Abenteuerlust. Solche Männer waren seltener, als man erwarten würde. Auch bei Ogden, der alles furchtbar ernst zu nehmen schien, konnte ich keinen solchen Funken erkennen, während Jake Logans Augen praktisch einen Waldbrand entfachen konnten.

»Und auf einmal haben wir die Art von Persimonen geerntet, die aufgeschnitten neben einer Kugel Vanilleeis auf den Titelblättern von Kochzeitschriften präsentiert werden«, sagte Ogden gerade. »Früchte, bei denen die Nachbarn grün vor Neid werden. Mom hatte schnell den Spitznamen ›die Baumflüsterin‹ weg. Solche ›Flüsterer‹ sind ja groß in Mode gekommen – Pferdeflüsterer, Hundeflüsterer ...« Er warf mir einen vielsagenden Blick zu. »Durch dein zweites Standbein hast du bestimmt schon mal was von diesen Hundetypen gehört. Aber damals war es eher unangenehm, wenn die Leute behaupteten, man würde nach Einbruch der Dunkelheit über die Felder streifen und seinen Bäumen Gutenachtgeschichten erzählen ...«

»Woher weißt du, dass ich Hunde ausführe?«, unterbrach ich ihn. Die spitze Bemerkung über mein »zweites Standbein«

hatte mich aus meinen Tagträumen gerissen. »Hast du Nachforschungen über mich angestellt?«

Er zuckte mit den Achseln. »Eins muss dir klar sein: Als aufstrebende Marke müssen wir unsere Abnehmer sorgfältig auswählen. Unsere Menge an Früchten ist begrenzt«, sagte er mit einer weit ausholenden Geste. »Wir tun uns also keinen Gefallen, wenn wir an Kunden verkaufen, die kein erfolgversprechendes Geschäftskonzept haben.«

»Ich kann dir nicht ganz folgen«, sagte ich, obwohl ich das ungute Gefühl hatte, ihn sehr wohl zu verstehen. Ich wollte nur nicht wahrhaben, was ich da hörte.

»Nun ja, du bist Bäckerin. Und in den einschlägigen Kreisen nicht gerade bekannt, wenn ich das so sagen darf. Und nebenher führst du Hunde aus. Das sind nicht unbedingt Tätigkeiten, die sich gut ergänzen. Wenn du jetzt ein ... wie hast du es genannt ... ein Cupcake-Café eröffnest, dann ist das für uns natürlich weniger geschäftsfördernd, als die Chefkonditorin von Chez Panisse zu beliefern.«

Ich traute meinen Ohren nicht. Hatte ich mich wirklich von diesem Bauerntempel an den Arsch der Welt fahren lassen, nur damit er mich hier runtermachen konnte?

»Hör zu«, sagte ich. »Es geht dich zwar nichts an, aber meinen Nebenjob gebe ich auf, sobald das Treat offiziell eröffnet. Bis dahin muss ich meine Miete zahlen, und da hilft jeder kleine Zuverdienst. Meinem Talent oder meiner Motivation tut das keinen Abbruch. Und wenn du schon entschieden hast, dass du dein Obst nicht an ein dummes kleines Café verkaufen willst, wozu hast du mich dann bitte hierhergeschleppt?«

»Ich habe noch gar nichts entschieden«, erwiderte Ogden nur. Er legte sich die Hände ins Kreuz und dehnte sich ausgiebig. Als seine Wirbelsäule knackte, stoben aus dem Baum, unter dem wir standen, zwei kleine Vögel auf. »Aber ich bin froh zu hören, dass das Ganze nicht nur ein netter Zeitvertreib werden soll.«

Der Sinn und Zweck unseres Ausflugs war also nicht, mir die Farm und ihre Produkte schmackhaft zu machen, sondern mich auf Herz und Nieren zu prüfen. Eigentlich hatte ich nichts gegen komische Käuze – ich fiel ja selbst oft genug aus dem Rahmen –, aber dieser Typ wurde sogar mir zu viel. »Ich glaube, es wird Zeit, dass wir zurückfahren«, sagte ich.

»Noch nicht ganz«, sagte Ogden. »Ich muss erst zu Ende erzählen, was ich in den letzten fünf Jahren alles getan habe, seit meine Mutter mir die Farm übergeben hat. Die Kunst des biologisch-dynamischen Anbaus liegt nämlich darin, die wissenschaftliche und die spirituelle Ebene miteinander zu verschmelzen.«

»Ich habe deine Homepage gelesen, Ogden«, wehrte ich ab. »Ich kann dir versichern, dass deine Ausführungen dort ... ausführlich genug sind.«

Auf dem Weg zurück zum Wagen konnte ich zum ersten Mal, seit Ogden mich in der Stadt abgeholt hatte, ungestört meinen Gedanken nachhängen. Ein sanftes Lüftchen wehte durch das Laub der Obstbäume. Eine Libelle kam geräuschlos angeschwirrt und schwebte einen Augenblick lang neben mir her. Meine Haut wurde von der Sonne angenehm gewärmt und allmählich verflog mein größter Ärger. Als wir uns dem Pick-up näherten, sah ich eine ältere Frau auf den Stufen zur Veranda des Farmhauses sitzen. Sie trug einen marineblauen, bodenlangen Hippie-Rock, ein weißes T-Shirt und eine Halskette aus gelben Glasperlen. Ihre langen grauen Haare waren zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Nachdem sie aufgestanden war, um uns lächelnd zuzuwinken, erkannte ich an der lustig gekrümmten Nase und ihren munteren hellbraunen Augen, dass sie Ogdens Mutter sein musste.

»Sie sind sicher Miss Quintana«, sagte sie und küsste mich auf die Wange. »Ich bin Louise Gertzwell.« Ihre pergamentene Haut fühlte sich weich und warm an, wie Cupcake-Papier, das erst wenige Minuten auf dem Abkühlgitter steht. »Seit Ogden mir von Ihrem Café erzählt hat, freue ich mich darauf, Sie kennenzulernen. Gertzwell-Früchte in Cupcakes!«, rief sie entzückt aus und klatschte dabei in die Hände. »Ist das nicht wunderbar?«

»Oh ja«, erwiderte ich. »Ganz wunderbar.« Dabei grinste ich Ogden sarkastisch an. Er wurde rot. Man konnte es dieser liebenswürdigen, cupcakepapiergesichtigen Frau schwerlich zum Vorwurf machen, dass ihr Sohn ein Idiot war. Ich drehte mich wieder zu Louise um. »Sagen Sie doch bitte Annie zu mir. Wir haben gerade eine kleine Runde durch Ihre Obsthaine gedreht. Es ist noch viel schöner hier, als ich gedacht hätte.« Aus dem Augenwinkel sah ich ein

selbstzufriedenes Lächeln über Ogdens Gesicht huschen.

Louise blickte zwischen uns beiden hin und her. Sie seufzte. »Ach Ogden, mein Lieber, du hast Miss Quintana doch hoffentlich gesagt, dass es uns eine Ehre wäre, ihren Laden zu beliefern? Haben wir heute Morgen nicht lang und breit darüber gesprochen?«

Zu meiner Überraschung hörte ich Ogden gutmütig lachen. »Klar, haben wir. Es ist alles unter Kontrolle, Mom.« Er sah seine Mutter belustigt und voller Zuneigung an. An der Art, wie Louise ihn mit sanftem Tadel musterte und er diesem zarten Persönchen seinen massigen Körper zuwandte, wurde deutlich, dass sie nicht nur Mutter und Sohn, sondern auch Freunde waren. Ich stellte mir vor, wie innig das Verhältnis zwischen den beiden gewesen sein musste, als Ogden auf der Farm aufwuchs. Ihr zwangloser, liebevoller Umgangston erinnerte mich an meine eigene Kindheit, und plötzlich war das allzu vertraute Gefühl des Verlustes wieder da.

»Wissen Sie was, Louise?«, sagte ich. »Ich glaube, Ogden wollte mir gerade sagen, wie sehr er sich freuen würde, unser Cupcake-Café zu beliefern, aber im Überschwang unserer Begrüßung kam er nicht mehr dazu. Stimmt's oder hab ich Recht, Ogden?«

Ogden sah mich an. In seinen Mundwinkeln zuckte ein leises Lächeln, und seine Antwort klang ruhig und ehrlich. »Stimmt. Ich denke, unsere Zusammenarbeit könnte durchaus fruchtbar für die Gertzwell Farm sein.«

»Na dann«, sagte ich. Mehr fiel mir erst einmal nicht ein, obwohl ich sonst nie um Worte verlegen war. Aber ich hatte ja vorgesorgt. Ich ging zum Wagen, stemmte die schwere Beifahrertür auf und holte die glänzende Schachtel heraus, die ich unter dem Sitz verstaut hatte. Dann ging ich zurück zu Ogden und Louise und hielt die Schachtel absichtlich so, dass man das dunkelrote Treat-Logo, das Julias Marketingteam gerade frisch von der Druckerpresse geliefert hatte, gut sehen konnte. Als ich ihnen die zwölf verschiedenen Cupcakes präsentierte, die so bunt und fröhlich wie Partyhüte unter dem Deckel zum Vorschein kamen, leuchteten Louises Augen auf.

»Wie hübsch!«, sagte sie und klatschte wieder in die Hände.

Ich reichte ihr einen Red-Velvet-Cupcake, den ich nach

traditioneller Art mit Roter Bete statt mit Lebensmittelfarbe gebacken hatte. Danach hatte ich mir zwanzig Minuten lang die lila Farbe von den Fingern schrubben müssen, doch das Ergebnis war es wert: ein schwerer Schokoladenkuchen, durchzogen von einer leichteren, kaum identifizierbaren erdigen Süße und gekrönt von einem Frischkäse-Topping mit einem Federhut aus Kokosraspeln. Für Ogden wählte ich einen mit echter Vanille und der Gewürzmischung für Kürbiskuchen verfeinerten Cupcake, den ich zu Halloween anbieten wollte. Das war nichts für zarte Gemüter. An Ogdens Miene konnte ich ganz genau ablesen, wann die Schärfe – der Effekt einer großzügigen Prise Cayennepfeffer – auf seiner Zunge explodierte und wie sich einen Sekundenbruchteil später der süße Vanillegeschmack wie eine kühlende Salbe über seinen brennenden Gaumen legte.

»Oh«, sagte er, nachdem er heruntergeschluckt hatte. Er sah mich an, und diesmal war er es, dem die Worte fehlten.

Ich lächelte.

Louise hingegen schwankte zwischen seligem Kichern und genießerischem Stöhnen, während sie sich über einen zweiten Cupcake hermachte, einen Zitronen-Rührkuchen mit einem Topping aus knallrosa Baiser-Buttercreme, die sich so festlich und prinzeßinengleich auftürmte wie das Geburtstagskrönchen eines kleinen Mädchens.

»Köstlich!«, sagte sie mit vollem Mund. Und zu ihrem Sohn gewandt fügte sie mit vergnügt funkelnden Augen hinzu: »Was ist? Ich habe nicht zu Mittag gegessen.«

12 – Julia

»Julia, mein Liebes, du wirkst rundum zufrieden«, sagte mein Vater an einem Morgen im September wie aus heiterem Himmel. Ich hob den Kopf und sah ihn vom anderen Ende des Esstisches zu mir herüberblicken, während er sich mit genießerischer Miene die letzten Krümel Coffee Cake von den Händen rieb.

Im Grunde hatte er Recht. Der mit Sonnenlicht durchflutete Kronleuchter malte winzige Regenbogen auf den Tisch, das butterige Croissant auf meinem Teller duftete nach Schokolade, und das Rascheln der Zeitung, die mein Vater gerade las, lullte mich angenehm ein. Ja, ich fühlte mich – vielleicht nicht zufrieden, aber doch wohltuend abgelenkt.

»Wer wäre das nicht bei diesem wunderschönen Herbstwetter? Ich hatte ganz vergessen, wie deprimierend dieser nebelige Sommer in San Francisco sein kann.«

»Wir wissen beide, dass ein bisschen Nebel einem Energiebündel wie dir nicht aufs Gemüt schlägt«, erwiderte mein Vater und lachte sein dröhnendes Lachen. Ich zuckte lächelnd mit den Schultern, und zu meiner Erleichterung schien ihm das als Antwort zu genügen. »Ich glaube eher, das Cupcake-Café macht dir gute Laune.«

»Momentan macht es mir eher Sorgen.«

»Warum?«

»Ach, nichts Schlimmes. Sachbeschädigung und solche Sachen. Wahrscheinlich ein paar Herumtreiber aus der Nachbarschaft. Das ist lästig, aber nicht weiter wild.«

Ein paar Tage zuvor hatte unser Handwerker beim Aufschließen des Cafés festgestellt, dass die nagelneue Eingangstür mit einem Schlüssel verkratzt worden war. Für mich sah die Kerbe eher nach einem Eispickel als nach einem Schlüssel aus, aber welches Werkzeug nun genau benutzt worden war, war letztendlich egal. Wir ließen die Tür am selben Tag reparieren und neu streichen, erstatteten Anzeige gegen unbekannt und gingen zur Tagesordnung über, ohne die Sache noch einmal zu erwähnen. Wahrscheinlich hätte ich den Vorfall ernster nehmen sollen, doch als Ortsfremde schrieb ich das Ganze dem Umstand zu, dass es im Mission

District eben rauer zugeht als in anderen Vierteln. Damit musste man in so einer Gegend rechnen, dachte ich mir und fügte dem Posten »monatliche Instandhaltungskosten« in meinem Budgetentwurf eine weitere Null hinzu. Im Rückblick ärgert man sich immer leicht, dieses oder jenes Zeichen übersehen zu haben; aber zu jener Zeit kamen mir all diese Zwischenfälle zu vereinzelt und beliebig vor, um ein Muster dahinter zu erkennen.

»Pass auf dich auf«, sagte mein Vater und hob seine Kaffeetasse vor sich in die Höhe, »aber mach diese Kerle fertig! Lass dich davon nicht runterziehen.« Er setzte die Tasse an die Lippen und nahm einen geräuschvollen, genüsslichen Schluck.

»Natürlich nicht.«

»Zusammen seid ihr unschlagbar, du und Annie. Das sieht jeder Trottel aus hundert Metern Entfernung. Ich bin nur ...« Er zögerte und räusperte sich. Ich spürte, wie sich eine Gänsehaut in meinem Nacken ausbreitete. Es war ganz und gar nicht seine Art, nach dem richtigen Wort suchen zu müssen; mir schwante nichts Gutes. »Ich bin wirklich stolz auf dich, Kleines«, sagte er schließlich. »Es freut mich sehr, dass du deine Freundschaft mit Annie wieder aufleben lässt. Ich weiß, dass es dir nicht immer leichtfällt, dich anderen Menschen ganz zu öffnen, aber man kann es mit der Unabhängigkeit auch übertreiben. Wir sind nicht dazugeboren, als Einzelkämpfer durchs Leben zu gehen. Jeder braucht einen besten Freund oder eine beste Freundin.«

Mein Vater nahm den nächsten großen Schluck Kaffee, während ich ihn ungläubig anstarrte. Bei dem Gedanken, dass er oder überhaupt irgendjemand mich auf diese Weise analysierte, sträubte sich alles in mir. »Ich habe einen besten Freund«, protestierte ich. »Ich habe Wes.«

Mein Vater warf mir einen unergründlichen Blick zu, sagte aber nichts.

»Und, wer ist dein bester Freund?«, fragte ich verärgert.

»Ich habe zwei«, erwiderte er ohne zu zögern. »Zum einen natürlich Kip Shanahan.« Kip war der Mitbewohner meines Vaters aus ihrer gemeinsamen Studienzeit in Stanford und außerdem mein Patenonkel – ein lauter, gutmütiger Orthopäde, der die Vorliebe meines Vaters für Kobe-Steaks und Bordeaux teilte. »Und Curtis. Wir haben viel zusammen

erlebt und er kennt alle meine Geheimnisse.«

»Was ist mit Mom?«, fragte ich rasch. Mir lag nicht daran, die Geheimnisse meines Vaters zu erfahren.

»Drei!«, rief er und lachte schallend, wobei er sich mit gespielter Nervosität im Zimmer umsah. »Ich wollte natürlich sagen, dass ich *drei* beste Freunde habe! Und du wirst mir nie nachweisen können, dass ich etwas anderes behauptet habe.«

»Nein«, sagte ich lachend. »Ich meinte, wer ist Moms beste Freundin?«

»Ach so. Die beste Freundin deiner Mutter? Das ist eine schwierige Frage. Sie kennt ja einfach jeden. Vor zehn Jahren hätte ich gesagt, es ist Lucia. Jetzt bin ich mir nicht so sicher. Ich glaube, sie hatte Probleme, die Lücke zu füllen.«

Über diese Antwort musste ich erst einmal nachdenken. Ich hatte immer gewusst, dass meine Mutter und Lucia befreundet gewesen waren, doch dass Lucia eine so wichtige Rolle in ihrem Leben gespielt hatte, war mir bislang nicht klar gewesen.

»Das waren schöne Jahre damals«, sagte mein Vater leise und schob die Krümel auf seinem Teller hin und her. Seine gute Laune schien auf einen Schlag verschwunden. »Wir hatten einen guten Lauf.«

Sein Stimmungsumschwung erschreckte mich, aber er hatte Recht. Es hatte eine Zeit gegeben, in der bei uns zu Hause eine wunderbare Harmonie herrschte. Meine Mutter hatte Lucia, mein Vater hatte Curtis, und ich hatte Annie. Zum allerersten Mal beschlich mich der Gedanke, ich könnte diesem Glück den ersten Kratzer verpasst haben, als ich meine Freundin im Stich ließ.

»Erinnerst du dich an das Thanksgiving, als wir Lucia, Annie und Curtis eingeladen hatten, mit uns zusammen zu feiern?«, fragte mein Vater. »Das ist fünfzehn Jahre her. Mir ist unerklärlich, warum wir das nicht jedes Jahr gemacht haben. Es war eine wunderschöne Feier.«

Diese nostalgische Anwandlung war so untypisch für meinen Vater, sein in sich gekehrter Blick so anders als sein sonst so munterer, fröhlicher Gesichtsausdruck, dass ich nicht wusste, was ich sagen sollte. Ich spürte einen Stich im Herzen und startete stumm auf den Tisch. Die Vorstellung, dass mein Vater mit dem Alter weicher und wehmütiger werden könnte,

gefiel mir gar nicht. Er hatte mein Unbehagen wohl bemerkt, denn er lachte laut auf. Der vertraute durchdringende Klang seiner Stimme beruhigte mich etwas.

»Mach nicht so ein Gesicht, mein Liebes«, sagte er heiter. »Ich will damit nur sagen, dass ich mich freue, dich wieder hier zu haben! Das bringt ein bisschen mehr Leben in die Bude, und das finde ich schön. Und nebenbei bemerkt, nur weil du dich an dieses eine Thanksgiving nicht erinnerst, bin ich noch lange kein sentimentaler Tattergreis, der alles durcheinanderbringt.«

Ich antwortete nichts, denn ich erinnerte mich sehr wohl an das Fest, aber nicht in einer Weise, die mich ins Schwärmen gebracht hätte.

Eigentlich war es Tradition in unserer Familie, das lange Wochenende zu Thanksgiving im Four-Seasons-Hotel auf Maui zu verbringen, doch aus irgendeinem Grund hatte meine Mutter in jenem Jahr beschlossen, dass wir zu Hause feiern sollten. Mir war unbegreiflich, warum wir mit dieser schönen Tradition brachen – der Trip war ideal, um mich kurz vor dem langen regnerischen Winter in San Francisco noch einmal von der Südseesonne bräunen zu lassen und meine blonden Haare auf natürliche Art aufzuhellen. Meine Mutter ließ sich jedoch nicht von ihrer fixen Idee abbringen, das Fest zur Abwechslung bei uns auszurichten, und sie lud Lucia, Annie und sogar Curtis dazu ein. Im Nachhinein betrachtet, hatte dieser Plan vielleicht etwas mit meinem und Annies Alter zu tun gehabt. Wir besuchten gerade die achte Klasse und lebten noch in der wohlbehüteten kleinen Welt unserer Mittelschule, doch schon bald sollten wir in die viel erwachsenere Umgebung der Devon Prep eintreten. Wer weiß, vielleicht hatte meine Mutter wahrsagerische Fähigkeiten und sah bereits voraus, dass die friedliche Eintracht unter unserem Dach nicht mehr lange Bestand haben würde. Zugetraut hätte ich es ihr.

So kam es, dass unsere seltsame kleine Sechserunde fast den ganzen Tag zusammen in der Küche verbrachte. Im Mittelpunkt stand natürlich Lucia, die ein so dezidiert amerikanisches Menü aufgestellt hatte, als sei sie in Massachusetts und nicht in Ecuador aufgewachsen. Als ich nach dem Aufstehen ins Erdgeschoss ging, roch es bereits verführerisch nach Süßkartoffeln, Cranberrys, Truthahn und

Pumpkin Pie. Ich hatte fest damit gerechnet, Lucia allein in der Küche anzutreffen, doch zu meiner Verblüffung saß meine Mutter auf einem Hocker vor der Kücheninsel, ein Glas eisgekühltes Wasser neben sich, und hackte vorsichtig Kräuter.

»Guten Morgen, mein Liebling«, sagte sie mit ihrer heiseren Stimme und winkte mit dem Messer durch die Luft. »Ist das nicht herrlich? Das Four Seasons könnte so einiges von unserer Lucia lernen – wenn ich sie denn hergeben würde!«

Lucia hatte ihre Haare im Nacken zu einem straffen Knoten gebunden; ihre dunklen Wangen brannten, und ihre Hände hasteten von einer Aufgabe zur nächsten. Wie immer, wenn sie zu einem besonderen Anlass kochte, steigerte sie sich in einen geradezu fiebrigen Rausch hinein. Dennoch sah sie glücklich aus. Die Flecken auf ihren Wangen hatten wohl eher mit dem Kompliment meiner Mutter zu tun als mit innerer Anspannung. Sie unterbrach ihre Arbeit kurz, um mich an sich zu drücken; ohne einen körperlichen Ausdruck der Zuneigung war eine Begrüßung oder ein Abschied für sie undenkbar. Da ich gerade einen Wachstumsschub hinter mir hatte, mussten wir unsere Umarmungen neu koordinieren, was dazu führte, dass Lucia ihr Kinn auf meine Schulter legte und mir ein Küsschen auf den Wangenknochen gab. Als sie mich losließ, deutete sie auf einen ganzen Turm von Gebäckstücken und eine riesige Kristallschüssel mit frisch geschnittenem Obst auf dem Küchentisch.

»Guten Morgen, *mi amor*«, sagte sie und hielt noch einen Moment lang Blickkontakt, bevor sie sich wieder dem Herd zuwandte. »Wenn du fertig gefrühstückt hast, gebe ich dir auch etwas zu tun. Deine erste Aufgabe wird sein, Annie zu wecken. Sonst schläft sie noch den ganzen Tag.«

Ich setzte mich in die Essecke, pickte müde an ein paar Melonenstücken herum und hörte mit halbem Ohr der Unterhaltung zwischen meiner Mutter und Lucia zu.

»Und wie geht es Mrs von Dreiden?«, fragte Lucia. Irgendwie hatte sie es geschafft, das Schneidebrett an sich zu nehmen, ohne dass meine Mutter sich davon irritieren ließ. Nun fuhr sie mit geräuschlosen, wiegenden Handbewegungen durch die grünen Stängel. »Ich habe in letzter Zeit nicht oft von ihr gehört.«

Ich horchte auf. Judith von Dreiden gehörte zum

erweiterten Freundeskreis meiner Mutter, und ihre Tochter war einige Klassen unter mir. Ich fand es äußerst interessant mitzubekommen, was Erwachsene übereinander zu sagen hatten.

»Ach, ich habe Judith letzte Woche getroffen«, erzählte meine Mutter. »Sie hat mir die übliche Litanei vorgejammert – Erschöpfung, Gelenkschmerzen, Kopfschmerzen. Ich will mir gar nicht vorstellen, wie lang ihre Arzttermine erst sein müssen, wenn sie mir schon stundenlang von ihren Beschwerden berichtet. Wahrscheinlich zahlt sie da ein Sonderhonorar! Ich sage ihr immer wieder, dass sie sich ein Ehrenamt suchen soll. Es ist nicht gesund, zu viel über sich selbst nachzudenken.«

»Wie schade. Sie ist ein so netter Mensch«, sagte Lucia. Sie schabte die fein gehackten Kräuter vom Brett in eine kleine Schüssel. »Vielleicht kann sie mit dir in einem Komitee des Museums mitarbeiten? Sammelt sie nicht Kunst?«

Meine Mutter dachte kurz nach. Ich erwartete eine spitze Bemerkung, vielleicht einen Kommentar zu der »Hausfrauenkrankheit«, über die sie bei ihren Freundinnen so gern lästerte und die sich ihr zufolge in akuter Faulheit und Shoppingsucht äußerte. Stattdessen zuckte sie nur mit den Schultern und sagte: »Sie ist tatsächlich eine große Kunstliebhaberin. Das ist eine gute Idee, Luce. Ich werde sie fragen.«

In diesem Moment kam Annie mit ungekämmten Haaren und verschlafenem Blick durch den Dienstboteneingang hereingeschlurft. Sie blieb überrascht stehen, als sie uns drei sah, aber dann brummte sie eine Begrüßung und gab mir einen freundschaftlichen Schubs, damit ich ihr am Esstisch Platz machte.

»Jetzt sind wir ja endlich komplett«, sagte meine Mutter fröhlich. Dafür, dass sie normalerweise voller Ehrgeiz und Elan durch ihr Leben rauschte, wirkte sie an diesem Tag ungewöhnlich entspannt.

»*Buenos días, mi amor*«, sagte Lucia und kam zu uns, um Annie zu umarmen und einen Kuss auf die Wange zu drücken. »Happy Thanksgiving!«

»Morgen, allerseits«, sagte Annie. »Frohes Erntedankfest. Ich hoffe, ihr seid dem Anlass entsprechend auch besonders dankbar für meine Wuschelhaare und ungeputzten Zähne.«

»Igitt«, sagte ich lachend.

Lucia sah meine Mutter an und hob kopfschüttelnd die Hände. »Das ist nicht meine Schuld. Ich habe ihr Manieren beigebracht.«

»Oh, unsere Arbeit ist getan, Luce«, antwortete meine Mutter. »Die beiden jungen Damen sind jetzt selbst verantwortlich für ihr Handeln.« Sie hob mahnend den Zeigefinger und sagte zu Annie, die gerade herzhaft in einen riesigen Muffin biss: »Du musst mir nur versprechen, dass du einen kleinen Abstecher ins Bad machst, bevor wir uns heute Nachmittag zum Essen zusammensetzen.«

Annie grinste, und obwohl Lucia und meine Mutter großzügig über die Krümel hinwegsehen, die ihr dabei aus dem Mund fielen, bekam ich einen der hysterischen Lachkrämpfe, die nur Annie bei mir hervorrufen konnte.

Als mein Vater und Curtis vom Golfplatz zurückkamen, saßen wir immer noch in der Küche. Es war gerade erst elf Uhr, und mein Vater trank eigentlich lieber Martini, aber er ging geradewegs zum Kühlschrank und holte vier Bier heraus. Der Anblick meiner Mutter mit einer Bierflasche in der Hand reichte schon aus, um Annie und mich wieder zum Kichern zu bringen, und auch Lucia, Curtis und mein Vater schienen große Mühe zu haben, sich das Grinsen zu verkneifen.

»Was guckt ihr denn so?«, fragte meine Mutter. »Ihr macht ein Gesicht, als hättet ihr Mutter Teresa beim Pferderennen mit einem Gin erwischt!« Sie setzte die Flasche an und nahm unter unserem Gelächter einen kräftigen Schluck.

Zwar verbrachten wir alle tagtäglich viel Zeit miteinander, aber es kam nur selten vor, dass wir sechs uns zugleich im selben Raum aufhielten. Curtis war wie immer recht schweigsam, doch Lucia spannte ihn zum Kartoffelstampfen ein, und nach einer Weile taute er etwas auf. Mir war schon früher aufgefallen, dass Annie in seiner Gegenwart sehr auf ihn fixiert war; sie neckte ihn ständig und versuchte, ihn in eine Unterhaltung zu verwickeln. In seiner typischen stoischen Art ließ er ihre Scherze über sich ergehen und zeigte sogar ab und an ein kleines Lächeln.

Im Laufe des Vormittags fand ich unsere seltsame Sechsergruppe mehr und mehr befremdlich. Als ich uns so beobachtete, wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass zwei der vier Erwachsenen im Raum unsere Angestellten waren.

Hatten sie überhaupt Lust, mit uns zusammen zu sein? Ich betrachtete meine geliebte Lucia. Sah sie heimlich auf die Uhr, wann sie endlich Feierabend machen könnte, während meine Eltern und ich hier unseren Spaß hatten? Bei diesem Gedanken war meine gute Laune plötzlich wie weggeblasen. Lucia wurde dafür *bezahlt*, sich nach den Freundinnen meiner Mutter zu erkundigen. Curtis wurde dafür *bezahlt*, an Feiertagen mit meinem Vater auf den Übungsplatz zu fahren. Und das Schlimmste: Lucia wurde dafür bezahlt, mich gernzuhaben. Ich sah zu, wie sie Annie an sich zog, als sie beide am Kühlschrank vorbeikamen, und wie Annie sie mit gespielter Empörung abschüttelte. Die Szene erfüllte mich mit Eifersucht und einer unbestimmten Traurigkeit – Gefühle, die mir völlig neu waren.

Später gingen wir alle duschen und zogen uns schickere Sachen an, bevor wir uns zum großen Festessen im Speisezimmer versammelten. Nachdem Lucia die letzte dampfende Servierplatte auf den Tisch gestellt und sich neben Annie gesetzt hatte, hob mein Vater sein Weinglas.

»Darauf, dass wir Thanksgiving zu Hause feiern«, sagte er in dem ernsten Ton, den er zu solchen Anlässen anschlug, »und auf den unschätzbaren Beitrag, den jeder von euch leistet, um diese vier Wände zu einem echten Zuhause zu machen. Dafür danken wir euch von Herzen.«

Ich bemerkte, dass Lucia und Curtis einen verstohlenen Blick wechselten, und spürte ein Brennen in den Augen, das ich schnell wegblinzelte.

»Dem schließe ich mich an«, sagte meine Mutter, die keine Missklänge zu spüren schien. »Happy Thanksgiving!«

Wir stießen an und machten uns über das her, was unser einziges gemeinsames Thanksgiving-Essen bleiben sollte. Im Jahr darauf buchten meine Eltern und ich ohne große Diskussionen, aber zu meiner unendlichen Erleichterung wieder einen Flug nach Maui, um unter Kokospalmen zu feiern.

13 – Annie

Es war lange her, seit ich zum letzten Mal in der Küche der St. Clairs gebacken hatte, aber als ich die nötigen Utensilien zusammensuchte, fühlte sich immer noch jeder Handgriff vertraut an. Manche Gegenstände, die ich in den Schränken fand, waren neu, darunter ein glänzender Standmixer; andere wiederum, wie die Rührschüsseln aus verkratztem Stahl, die Julia von einem der oberen Regale herunterholte, hatte ich meine Mutter regelmäßig benutzen sehen. Ich bemühte mich krampfhaft, die in jedem Winkel dieses Raumes spürbare Gegenwart meiner Mutter als etwas Positives und Aufbauendes zu empfinden, doch es fiel mir schwer, mich nicht von einer dunkleren, melancholischeren Stimmung überwältigen zu lassen. Julia und ich hatten noch einmal in sämtlichen Schubladen und Fächern nachgesehen und auch die Speisekammer auf den Kopf gestellt – vergebens. Allerdings hatte ich mir auch keine großen Hoffnungen gemacht, dass das Backbuch meiner Mutter noch auftauchen würde.

»Und, findest du noch alles?«

Ich kramte gerade in einem der Unterschränke herum und sah in das breit grinsende Gesicht von Tad St. Clair hinauf. Da ich die Benefizparty im Juni so fluchtartig verlassen hatte, war ich ihm bislang noch nicht begegnet und staunte nun, dass er sich äußerlich kaum verändert hatte. Seine Haare waren schon weiß gewesen, als ich zum Studium weggezogen war; abgesehen von einem etwas blässeren Unterton in seiner stets perfekt gebräunten Haut und einigen Zentimetern mehr um die Hüften sah Tad noch ganz genauso aus wie damals. Er zog mich hoch und klopfte mir ein paarmal kräftig auf den Rücken, während er mich in eine herzliche Umarmung schloss.

»Schön, dich zu sehen, Annie! Wirklich schön!«, dröhnte er. »In den letzten Monaten bist du hier rein- und rausgeschlichen wie eine Katze. Endlich erwische ich dich mal!«

»Ich freue mich auch, dich zu sehen«, sagte ich. Ich meinte es ernst. In meiner Kindheit war Tad eine liebenswerte Randfigur gewesen: Meistens kam er frühmorgens in die

Küche marschiert, klemmte sich eine Zeitung unter den Arm und drückte uns einen lauten Schmatzer auf die Stirn, bevor er zu dem riesigen schwarzen Bentley eilte, mit dem Curtis draußen schon vorgefahren war.

»Annie will ein neues Cupcake-Rezept ausprobieren«, verkündete Julia, die an der Kücheninsel aus weißem Marmor in der Mitte des Raumes lehnte. Sie sah von ihrem Handy auf. »Wir legen heute das Angebot für das Café fest. Falls du auch dein Urteil abgeben möchtest: Annie hat ein paar Sorten mitgebracht, die sie schon bei sich zu Hause gebacken hat.«

Tad öffnete die Cupcake-Schachtel auf der Arbeitsplatte und warf einen Blick hinein. »Für diesen Job bin ich genau der Richtige«, sagte er und tätschelte seinen Bauch. Dann nahm er einen Minzschokolade-Cupcake mit einem Icing aus dunkler Schokolade, das im Licht der Küchenlampe verführerisch glänzte, und biss herzhaft hinein. Nur wenige Dinge in meinem Leben machten mich so glücklich wie der Anblick eines Menschen, der eine meiner süßen Kreationen hinunterschlang, als wäre er am Verhungern. Julias bedächtige, fast neurotische Art, einen Cupcake zu essen, ging mir dagegen gehörig auf die Nerven. Im Gegensatz dazu war meine eigene Methode ziemlich simpel – einfach drauflosmampfen, bis nichts mehr übrig ist, fertig. Ich musste mich immer sehr zusammenreißen, nicht zu viel zu naschen, wenn ich den ganzen Tag lang neue Rezepte ausprobierte oder Cupcake-Toppings mixte. Wenn ich schon einmal einen Cupcake zu meinem Privatvergnügen aß, dann wollte ich auch richtig reinhauen.

»Annie!«, sagte Tad, als er den letzten Bissen hinuntergeschluckt hatte. »Wo hast du die ganze Zeit gesteckt? Dieser Cupcake ist wirklich allererste Sahne. Ich habe keine Ahnung, was für eine Sorte das war, aber der gehört definitiv auf eure Karte.«

Ich lachte. »Du hast die anderen ja noch gar nicht probiert!«

»Die können unmöglich noch besser sein. Lucia, meine Liebe, du bist eindeutig die beste Bäckerin von ganz San Francisco.«

Ich öffnete den Mund, aber es kam kein Ton heraus.

»Annie, wolltest du sagen«, verbesserte Julia ihn leise.

»Hm?«, fragte er.

»Annie ist die beste Bäckerin von ganz San Francisco. Du hast Lucia gesagt.«

Tad fuhr mit der Hand, die das Cupcake-Förmchen hielt, vor sich durch die Luft und bröselte dabei die Arbeitsplatte voll. »Annie! Natürlich meinte ich Annie. Tut mir leid.« Einen Augenblick lang sah er sich verwirrt in der Küche um. »Aber Lucias Backkünste sind ... waren ... einfach nicht zu toppen. Erinnert ihr euch an den Kuchen, den sie zu meinem fünfzigsten Geburtstag gebacken hatte? Den werde ich nie vergessen.« So wehmütig hatte ich ihn noch nie erlebt. Julia und ich wechselten einen verblüfften Blick.

»Wie auch immer, Mädels«, sagte Tad und zerknüllte das Cupcake-Papier zu einer Kugel, »ihr müsst meinem Gedächtnis nochmal auf die Sprünge helfen. Wann ist eure Eröffnungsfeier im Treat? Die will ich auf keinen Fall verpassen, und ihr wisst ja, wie oft mich Lolly für irgendwelche gesellschaftlichen Anlässe verplant.«

»Dad!«, rief Julia. »Wir eröffnen am fünften Oktober. Das habe ich dir schon x-mal gesagt. Ich habe dir die Einladung per E-Mail geschickt. Und die gedruckte Einladung liegt auf deinem Schreibtisch. Ich habe es sogar in deinen Online-Kalender eingetragen.«

Tad machte ein empörtes Gesicht und fuhr sich mit der Hand durch sein schütteres weißes Haar. »Seit wann kannst du auf meinen Online-Kalender zugreifen, junge Dame?«

Julia sah mich an und verdrehte die Augen. »Schon immer, Dad. Seit Anbeginn der Welt.«

»Und am siebten Tag sprach Gott: ›Lasset unsere Online-Kalender frei zugänglich sein!‹«, sagte ich fröhlich.

»Ach so«, sagte Tad grinsend. »Gut. Dann sollte ich den Termin wohl besser nicht verpassen, was?«

»Untersteh dich«, sagte Julia.

Tad wandte sich zu mir um. »Sie kommandiert ganz schön gerne herum, nicht wahr?«

»Und wie«, sagte ich. »Sie sollte eigentlich irgendwo im Urwald Armeen anführen und verarmte Völker dazu bringen, unerschlossene Rohstoffquellen kampfflos aufzugeben.«

Tad lachte. »Lass dich von ihr nicht verrückt machen«, riet er mir. »Leider hat sie meistens Recht. Darin ähnelt sie ihrer Mutter mehr, als sie oder ich zugeben würden.«

Julia musterte ihren Vater schweigend.

»Es hat mich gefreut, dich wiederzusehen, Annie. Wir sind alle sehr froh, dass du in den Schoß der Familie zurückgekehrt bist. Ich bin zum Lunch verabredet, aber wir sehen uns dann am sechsten Oktober.«

»Am fünften!«, rief Julia.

»War nur Spaß«, sagte Tad und zog seine Hose ein Stückchen höher. »Meine Güte!«

Nachdem er weg war, sagte Julia eine Weile lang gar nichts, während ich die restlichen Zutaten bereitstellte. Ich hatte eine kleine Kiste mit Twentieth-Century-Birnen von der Gertzwell Farm mitgebracht, die wie Weihnachtskugeln glänzten, als ich sie in einem Sieb in dem großen Keramikspülbecken wusch.

»Kam er dir irgendwie komisch vor?«, fragte Julia schließlich. Ich drehte den Wasserhahn zu. »Inwiefern komisch?«

»Ich weiß nicht. Anders.«

»Ich habe ihn seit über zehn Jahren nicht gesehen, Julia. Da fragst du wohl kaum die Richtige.« Eigentlich wollte ich es dabei belassen und mich an die Arbeit machen, doch dann fiel mir auf, dass Julia irgendwie blass aussah und dunkle Ringe unter den Augen hatte. »Machst du dir Sorgen um ihn?«, fragte ich.

»Vielleicht. Immerhin ist er mein Vater, verstehst du?«

»Klar«, sagte ich, obwohl ich natürlich die Letzte war, die gute Ratschläge zum Umgang mit dem eigenen Vater geben konnte.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Curtis kam herein. Er stutzte kurz, als er mich sah, und hob zur Begrüßung die Hand.

»Hi, Annie. Was für eine Überraschung.« Ohne jede Gefühlsregung auf seinem zerfurchten Gesicht betrachtete er die Unordnung in der Küche. »Hi, Julia.«

»Hey, Curtis«, sagten wir gleichzeitig. Der Klang unserer beiden Stimmen, Curtis' Anwesenheit in der Küche – all das verstärkte das schmerzliche Déjà-vu-Gefühl in diesem Raum nur noch mehr. Die Einzige, die fehlte, war meine Mutter. Ohne nachzudenken trat ich auf ihn zu und umarmte ihn. Er roch immer noch genauso wie damals, als wir Kinder waren, eine Mischung aus scharfer Pfefferminze und Tabak, auch wenn ich ihn noch nie mit einer Zigarette gesehen hatte.

Curtis tätschelte mir unbeholfen den Kopf und machte

einen Schritt zurück. »War Mr St. Clair hier?«, fragte er Julia so förmlich wie eh und je. *Curtis, der Knurrhahn*, dachte ich, verbiss mir aber eine neckende Bemerkung. Manche Dinge änderten sich eben nie.

»Ja, vor ein paar Minuten«, sagte Julia. »Warum?«

»Ich habe den Wagen geholt. Er wollte zum Golfplatz.«

Julia runzelte die Stirn. »Vielleicht hat er es vergessen? Seine Sportsachen hatte er jedenfalls nicht an.«

Curtis zuckte die Achseln. »Dann hat er es sich wohl anders überlegt. Ich werde ihn schon finden.« Er winkte noch einmal und spazierte ins Foyer hinaus.

Ich sah zu Julia hinüber, doch sie starrte schon wieder auf ihr Telefon. Sie wirkte geistesabwesend und bedrückt. Nicht einmal ihre heilige To-do-Liste schien sie an diesem Tag zu interessieren. *Misch dich da nicht ein*, ermahnte ich mich. Ein Teil meiner selbst war fest entschlossen, ihre Traurigkeit zu ignorieren und so zu tun, als sei alles in Ordnung. Seit wann kümmerte es mich, wenn Julia St. Clair schlecht drauf war? Ich musste mir eingestehen, dass unsere einträchtige Zusammenarbeit in den letzten Monaten und ihr souveräner Umgang mit diversen Hindernissen (eine zweite Kerbe in der frisch reparierten und gestrichenen Tür des Cafés war der neueste Sabotageakt) das Eis zwischen uns zwar nicht gebrochen hatte, aber doch kräftig schmelzen ließ. Inzwischen war die Schicht dünn genug, dass ich Julias Umrisse klar erkennen konnte. Was in ihr vor sich ging, war mir hingegen immer noch ein Rätsel. Immerhin war sie sowohl eine knallharte Geschäftsfrau als auch eine gute Schauspielerin. Eine gefährliche Kombination. Und so warnte mich eine innere Stimme, den St. Clairs und insbesondere Julia zu nahezu kommen, auch wenn ich es allmählich satt hatte, böse auf sie zu sein. Aber wer würde sonst auf mich aufpassen, wenn ich es selbst nicht tat? Ich war auf mich allein gestellt.

Sind wir letztendlich nicht alle auf uns allein gestellt? Sogar Julia St. Clair? Während ich sie dabei beobachtete, wie sie über das Display ihres Smartphones wischte und sich zwischendurch immer wieder durch die glänzenden langen blonden Haaren fuhr, fiel mir auf, dass ich sie seit unserem Wiedersehen im Juni kein einziges Mal mit einer Freundin hatte sprechen hören. Nicht einmal mit ihrem Verlobten. Wo

steckte der eigentlich? War er nicht erst vor kurzem von einer seiner vielen Geschäftsreisen zurückgekommen? Ich hatte erwartet, dass seine Rückkehr sie wieder fröhlicher stimmen würde, aber in den Momenten, in denen ihre Fassade bröckelte, sah ich immer nur diesen Schatten der Traurigkeit auf ihrem Gesicht. Wollte ich wirklich wissen, wo sie der Schuh drückte? Es war ja nicht meine Schuld, dass sie immer solche Designer-Schühchen trug, die aussahen, als ob sie einem die Knöchel blutig rieben und den kleinen Zeh verstümmelten. Doch ehe ich mich versah, zog ich mir ihre Miu Mius an.

»Julia«, rief ich und warf ihr eine Birne zu. Sie hob den Kopf und fing sie mit einer geschmeidigen Handbewegung auf. »Es wird Zeit.«

»Zeit wofür?«

»Dass du lernst, den besten Cupcake der Welt zu backen.«

Oktober

14 – Julia

Zu meiner eigenen Überraschung war ich furchtbar nervös, als unsere Eröffnungsparty im Treat losging. Arbeit? Partys? War das nicht beides genau meine Welt? Nachdem mir meine Eltern fast dreißig Jahre lang vorgelebt hatten, wie man den souveränen Gastgeber spielte, hätte ich eigentlich die Ruhe und die entspannte Liebenswürdigkeit in Person sein müssen. Stattdessen verspürte ich einen unangenehmen Druck auf der Brust. Als ich meine Stirn berührte, fühlte sie sich feucht an. *Ich und eine glänzende T-Zone? Unmöglich!* Vielleicht lag es daran, dass ich immer noch einen leichten Kater vom Vorabend hatte – beim Dinner mit Wes, dem ich aus irgendeinem Grund wieder nicht erzählt hatte, was geschehen war, hatte ich offenbar ein, zwei Gläser Wein zu viel getrunken. Oder vielleicht lag es auch daran, dass sich einfach schon zu viele Leute in dem kleinen Cafébereich drängten – der definitiv nicht für fünfzig Personen ausgelegt war –, und ich leicht klaustrophobisch veranlagt war (es hatte schließlich seinen Grund, dass ich auf Pearl-Jam-Konzerten nie wie meine Mitschüler von der Devon Prep in den Moshpit gesprungen war, und das war der, dass ich keine Lust hatte, mich *totquetschen* zu lassen). Vielleicht war es aber auch das unheimliche Gefühl, beobachtet zu werden, das mich den ganzen Abend verfolgte. Fünfzig Augenpaare, die sich immer wieder auf mich hefteten – normalerweise hätte ich diese Aufmerksamkeit genossen, doch diesmal trug sie nur zu meiner Anspannung bei. Oder es hatte mit dem Umstand zu tun, dass ich zum ersten Mal ein Unternehmen finanzierte, dessen Miteigentümerin ich war, und – hauptsächlich für Annie, aber ein wenig auch aus Stolz – natürlich hoffte, dass das Treat ein Erfolg werden würde.

Davon abgesehen hatte ich einen höllischen Durst, und der in reichlichen Mengen bereitgestellte Champagner erwies sich als ideales Mittel gegen meinen trockenen Mund und die Nervosität. Zumindest am Anfang. Erst viel später ging mir auf, dass es vielleicht klüger gewesen wäre, nicht so viel zu trinken – wäre ich nüchtern geblieben, hätte ich Annie und mich möglicherweise vor dem Schlimmsten bewahren können.

Als ich am Anfang der Party den Blick durch das Café schweifen ließ und feststellte, dass sich die harte Arbeit der vergangenen Monate wirklich gelohnt hatte, erfüllte mich das mit einer gewissen Befriedigung, die meine Unruhe vorübergehend etwas dämpfte. Ich staunte immer noch über Annies Erfindungsreichtum, was neue Geschmackskombinationen und die Verzierung der Cupcakes anging; die fertigen Törtchen, die in der Vitrine funkelten und auf schwarzen Lacktablets herumgereicht wurden, sahen aus wie riesige Schmuckstücke. Annie hatte sich vorher tagelang in die Küche zurückgezogen gehabt und mit ihrer hingebungsvollen Konzentration unzählige Äpfel und Birnen in winzige Stücke gewürfelt, bis sie wie Goldnuggets aussahen – *was sie bei dem Preis gefälligst auch sollten!* – und die zu puren süßen, warmen Geschmacksexplosionen wurden, wenn man in den Kuchen biss. Es war unglaublich, wie geschickt, präzise und schnell Annie mit dem Schneidemesser hantierte. Mein Beitrag zum Eröffnungsabend war vergleichsweise unspektakulär: Ich hatte die Vorstellungsgespräche mit den Aushilfskräften geführt, den Abschluss der Bau- und Einrichtungsarbeiten beaufsichtigt und die Warenlieferungen organisiert, die nicht in Annies Zuständigkeitsbereich fielen. In der schummrigen Partybeleuchtung glühte das Treat geradezu vor erotisch aufgeladener Energie; Gelächter und Musik erfüllten den Raum, und um die Tablets mit den Cupcakes drängten sich lauter schöne, hippe Menschen. Hätten wir den Laden im Marina District eröffnet, hätte ich ihn zu einem meiner Stammcafés auserkoren. Aber man konnte nun mal nicht alles haben.

»Na, mein Schleckermäulchen?«, sagte Wes und legte mir den Arm um die Hüfte. »Herzlichen Glückwunsch an die Chefin!« Als er mich auf die Wange küsste, ließ ich mich einen Moment lang gehen und schloss die Augen, um die Leute, die süßlich-stickige Luft und die mit coolem französischem Rap unterlegten John-Coltrane-Jazz-Remixes, die Annie Gott weiß wo aufgetrieben hatte, vorübergehend auszublenden. Ich hatte auf einmal das Bedürfnis, mich ganz in Wes' starke Arme zu schmiegen und unbemerkt mit ihm von dieser Party zu verschwinden, doch gleichzeitig verwirrte und ärgerte mich dieser Impuls. Wenn ich nicht aufpasste, würde ich mich noch in eines dieser stillen Mäuschen verwandeln, die bei

Geschäftstreffen immer schüchtern in der Ecke standen.

»Ich weiß nicht, ob du mich noch weiterhin Schleckermäulchen nennen solltest«, sagte ich und öffnete die Augen. »Schließlich sollte man Berufliches und Privatvergnügen nicht miteinander vermischen.«

»So ein Quatsch. Ich habe den Spitznamen schon verwendet, als du nicht mal im Traum daran gedacht hättest, deine Freundschaft mit der Bäckerin wiederaufleben zu lassen. Apropos, wo steckt Annie eigentlich? Ich kann es gar nicht erwarten, diese geheimnisvolle beste Freundin aus Kindheitstagen endlich kennenzulernen.«

Ich blickte mich suchend um. Eigentlich konnte man Annie an diesem Abend nur schwer übersehen. Sie trug ein bodenlanges hawaiianisches Muumuu-Kleid in einem dunklen Türkiston, der zugegebenermaßen wunderbar zu ihrem honigfarbenen Teint passte. Ihre dunklen Locken waren zu einem Haarberg aufgetürmt, der sie ein paar Zentimeter größer machte und von einem goldenen, mit Strasssteinen besetzten Esstübchen zusammengehalten wurde. Für mich zumindest ähnelte das Ding einem Esstübchen, aber keine Ahnung, wie es hieß, wenn es bei jemandem im Haar steckte. Vielleicht einfach ein Stübchen? Jedenfalls sah Annie einfach großartig aus, wie ein schillernder kleiner Vogel, der mitten in einer geschäftigen Fußgängerzone gelandet ist und alle Umstehenden mit seiner Kühnheit und exotischen Schönheit überrascht.

Wie erwartet entdeckte ich Annie sofort. Sie lehnte an der Küchentür, unterhielt sich angeregt und strahlte dabei ihren Gesprächspartner an, der mit dem Rücken zu mir stand. Gerade als ich Wes auf sie hinweisen wollte, stützte sich der Mann dicht neben ihrem Ohr mit einer Hand an der Tür ab und küsste sie auf den Mund. Im selben Moment erkannte ich, wer es war. Ein Schauer lief mir über den Rücken. *Jake Logan! Jake Logan und Annie?* Als Jake sich von ihr löste, leuchtete Annies gerötetes Gesicht vor Überraschung und Freude, was sie irgendwie noch hübscher aussehen ließ als zuvor. Ich drehte mich hastig zu Wes um. Meine Befremdung verwandelte sich in Wut, gepaart mit einer altbekannten Anwendung von Eifersucht.

Gibt es nicht ein ungeschriebenes Gesetz, dass Freundinnen die Finger vom Ex der anderen zu lassen haben? Ich startete in

mein Champagnerglas, um meine Gefühle vor Wes zu verbergen. Doch als ich daran dachte, wie verliebt Annie Jake angesehen hatte, machte ich mir ernsthaft Sorgen. Niemand wusste besser als ich, dass Jake, der mit einem schier unerschöpflichen Vorrat an Charme und Kreditkartenguthaben durchs Leben segelte, für jemanden wie Annie nicht gut war. So witzig und unbekümmert Annie sich auch geben mochte, in den vergangenen Wochen und Monaten hatte ich sie vor allem als zielstrebige und hoch konzentrierte Frau kennengelernt – die sie eigentlich auch schon immer gewesen war. Sie hätte einen richtigen Mann verdient, keinen Luftikus wie Jake. Einen Luftikus, der noch dazu mit einer anderen verheiratet war.

Da tauchten auf einmal meine Eltern vor uns auf und hauchten erst Wes und dann mir ihre in jahrelanger Übung perfektionierten Links-Rechts-Küsschen auf die Wangen.

»Herzlichen Glückwunsch, mein Liebes«, säuselte meine Mutter mit ihrer heiseren Stimme. Sie hob einen Halloween-Cupcake in die Höhe, von dem sie ein winziges Stückchen abgebissen hatte. »Ein großes Lob an die Küche und an das hervorragende Management. Da ist euch beiden wirklich ein glänzendes Debüt gelungen.«

»Meine Rede!«, donnerte mein Vater und prostete meiner Mutter mit seinem schon halb verspeisten Schokoladen-Cupcake zu. Dabei strahlte er mich an.

»Danke«, sagte ich und warf mit einer leichten Kopfbewegung meine Haare zurück, fest entschlossen, mir von Jakes und Annies Geturtel nicht den Abend verderben zu lassen. »Es scheint ja ganz gut zu laufen, nicht wahr?«

»Und ob. Wenn du nur halb so viel Zeit in deine Hochzeitsvorbereitungen investieren würdest wie in diesen Laden, dann wäre die Sache mit dem schönsten Tag deines Lebens schon längst in trockenen Tüchern«, sagte meine Mutter ohne Umschweife. »Wesley, wusstest du eigentlich, dass deine Zukünftige in den letzten Monaten so gut wie jeden Termin für die Hochzeitsplanung versäumt hat? Was ist das für ein Gefühl, weniger wichtig zu sein als diese reizenden kleinen Törtchen?« Sie sah Wes unschuldig an und knabberte an ihrem Cupcake, wobei sie die Lippen schürzte, um ihren Lippenstift nicht zu verschmieren.

»Lolly ...«, begann mein Vater.

»Mom!«, unterbrach ich ihn eine Spur zu laut. Wes warf mir durch seine schwarze Clark-Kent-Brille einen verwirrten Blick zu. Ich bemühte mich, in gedämpftem Ton weiterzusprechen. »Dieses Thema ist jetzt wirklich fehl am Platz.«

»Natürlich!«, erwiderte meine Mutter spöttisch. »Aber mittlerweile bleibt mir ja nichts anderes übrig, als drastische Maßnahmen zu ergreifen. Findest du nicht, dass Wesley wissen sollte, wo deine Prioritäten liegen?«

Sprachlos startete ich sie an. In diesem Moment nahm Wes meine Hand und drückte sie fest. Prompt wanderte meine Aufmerksamkeit von meiner Mutter zu meinem zukünftigen Ehemann, und ich schmolz dahin wie immer, wenn er mir auf seine subtile und unvergleichliche Art seine Liebe und Loyalität bewies.

»Mrs St. Clair – Verzeihung, *Lolly*«, verbesserte sich Wes in dem Moment, in dem meine Mutter zu einem Tadel ansetzen wollte. »Da würde ich meine Verlobte aber schlecht kennen, wenn ich nicht wüsste, wie wichtig ihr diese reizenden kleinen Törtchen sind. Zum Glück liebe ich ihre Schwäche für Süßes aber genauso, wie ich ihre vielen Stärken liebe. Ich möchte dieses Mädchen unbedingt heiraten. Von mir aus können wir uns auch hier in diesem Tempel der Versuchung das Jawort geben, wenn das einfacher zu organisieren ist.«

Meine Mutter machte ein so entsetztes Gesicht, dass ich beinahe laut aufgelacht hätte. Unwillkürlich nahm sie einen weiteren, etwas größeren Bissen von ihrem Cupcake und schaute mit großen Augen von mir zu Wes und wieder zurück. Als wir beide nichts sagten, tupfte sie sich mit einer schwarzen Cocktailserviette die Mundwinkel ab und seufzte. »Verstehe. Nun, wir wollen nichts überstürzen. Dann plane ich die Hochzeit eben allein. Es gibt keinen Grund, zum Friedensrichter oder zu einer Hochzeitskapelle in Vegas zu fahren oder, Gott bewahre, in einem *Cupcake-Café im Mission District* zu heiraten – nichts für ungut, mein Liebes. Hebt euch die Blumenkinder-Romantik für die Flitterwochen auf, und überlasst das große Fest ruhig mir. Ich hoffe nur, dass ihr meine Vorliebe für üppige Blumenarrangements, Chiavari-Stühle und goldene Damast-Tischdecken teilt.«

»Ich bin sicher, dass Julia und Wesley deinem Geschmack blind vertrauen«, sagte mein Vater und zwinkerte mir zu.

»Bestimmt hat sie dich deswegen alle Termine allein wahrnehmen lassen.« Er legte meiner Mutter die Hand auf den Rücken. »Und jetzt müsst ihr uns entschuldigen. Als Ehrengäste und mutige Vorkoster sollten wir nicht versäumen, der jungen Dame, die für diese himmlischen Minzschokoladen-Törtchen verantwortlich zeichnet, unsere Aufwartung zu machen.«

Sobald sie außer Hörweite waren, lachte Wes los. »Unsere ›Blumenkinder-Romantik‹? Was um alles in der Welt sollte das denn?«

Ich zuckte grinsend mit den Schultern und winkte eine Kellnerin herbei, um mein leeres Champagnerglas gegen ein volles zu tauschen. Dann nahm ich einen großen Schluck, setzte das Glas aber schnell wieder ab, als ich Wes' nachdenklichen Blick auf mir ruhen sah. Er beugte sich hinunter zu meinem Ohr.

»Baby«, sagte er leise, »ist alles in Ordnung?«

In meinem Nacken begann es zu kribbeln. Noch ein Satz in diesem besorgten Ton, und ich würde meine mühsam aufrechterhaltene Fassung endgültig verlieren.

»Würdet ihr bitte endlich aufhören, mich das alle zu fragen? Ich habe einfach viel zu *tun*, Wes! Seit Monaten stecke ich meine ganze Energie in dieses Café, und dieser Abend hier ist ziemlich anstrengend für mich. Meine Mutter nervt mich schon die ganze Zeit mit ihrer Hochzeitsplanung, und jetzt fängst du auch noch damit an. Wie kommt ihr alle auf die Idee, euch über etwas anderes als Cupcakes mit mir unterhalten zu wollen? Ich würde mich gerne über Catering-Angebote und Marketingkonzepte mit dir austauschen! Ist das vielleicht möglich?«

Wes' Gesicht verdüsterte sich. »Nein, Julia, ich fürchte nicht. Jedenfalls nicht jetzt gleich.« Er wischte sich mit den Händen über die Hosenbeine, als hätte er aus Versehen etwas Unappetitliches angefasst. »Ich werde mal sehen, ob ich noch einen Cupcake abkriege, und dann lasse ich dich am besten in Ruhe. Du musst dich ja um die Veranstaltung kümmern.«

Sage ich doch die ganze Zeit, dachte ich missmutig, während ich ihm nachschaute. Doch meine Gedanken waren mittlerweile so träge geworden, dass ich Mühe hatte, sie zu ordnen. *Warum habe ich ihn eigentlich gerade angefaucht?* In

meiner Erinnerung war die Szene schon verblasst.

Ich wagte einen verstohlenen Blick Richtung Küchentür, wo Jake und Annie immer noch standen, sich tief in die Augen sahen und kleine Zärtlichkeiten austauschten. Meine Sicht trübte sich. *Sie sollte sich unter die Leute mischen!*, dachte ich ungehalten. *Es ist wichtig, dass sie bei den Leuten genauso gut ankommt wie die Cupcakes!* Es war ja schließlich nicht allein meine Aufgabe, mich um die Gäste zu bemühen. Ich wollte mir gerade einen Weg Richtung Küche bahnen, als eine schlaksige, rothaarige Frau, die mir entfernt bekannt vorkam, auf mich zutrat.

»Hallo, Julia?«, sagte die Frau in fragendem Ton und entblöbte mit einem verlegenen Lächeln ihr unnatürlich weißes Gebiss. »Ich bin Lainey – Lainey Pruott? Vom *San Francisco Magazine*? Wir haben uns letztes Jahr bei der Benefizgala für *Meals on Wheels* unterhalten.«

Scheiße! Ich straffte die Schultern und versuchte, wieder möglichst klar zu sehen und zu denken. »Lainey!«, gurrte ich und deutete zwei rasche Küsschen auf ihre Wangen an. Gleichzeitig legte ich eine Hand auf ihren Oberarm, um die Herzlichkeit meiner Begrüßung zu verstärken. »Wie schön, dass du kommen konntest! Wie geht es dir? Und wie geht es ...« Ich grub in meinem Gedächtnis nach dem Namen ihres Ehemanns, der für den *San Francisco Chronicle* schrieb und mir damals auch vorgestellt worden war. *Warum habe ich nur so viel getrunken?* Ein Glas Champagner weniger, und ich hätte den Namen sofort präsent gehabt. Eigentlich hatte ich ein unfehlbares Gedächtnis, das mir im Job und im gesellschaftlichen Nahkampf als verlässliche strategische Waffe diente. Doch diesmal ließ es mich im Stich. Ich erinnerte mich nur, dass Lainey Pruott nach jedem Satz eine fragende Pause machte, was ihre Gesprächspartner nach einer Weile völlig aus dem Konzept brachte. Und wenig später durfte man dann auf den Hochglanzseiten ihres Magazins wenig schmeichelhafte und aus dem Kontext gerissene Zitate lesen, zum Beispiel die Behauptung, man habe die Obdachlosen der Stadt als »unschönen Fleck auf einem ansonsten makellos reinen Diamanten« bezeichnet – ganz egal, ob es sich bei der Unterhaltung um eine unverfängliche Plauderei oder ein Interview gehandelt hat – es kommt eben immer ganz auf den Kontext an.

»Tim?«, half Lainey mir bereitwillig aus. Sie war sichtlich erfreut, dass ich mich überhaupt an sie und ihren Mann erinnerte. Ich nippte an meinem Champagner, um meine Erleichterung zu verbergen.

»Ach ja, natürlich«, sagte ich. »Ist Tim auch hier?«

»Leider nein! Er war schon anderweitig verpflichtet ... Aber ich habe ihm versprochen, uns beide zu vertreten ... Er hat fest vor, irgendwann in den nächsten Wochen selbst mal vorbeizuschauen.«

»Wunderbar! Wir werden ihm einen würdigen Empfang bereiten. Hast du schon einen Cupcake probiert?«

»Ähm ... drei?« Als Lainey nervös kicherte, sah man den Schokoladenrand an der Oberkante ihres rechten Eckzahns. »Ich weiß, das ist ein ganz besonderer Abend für dich ... Aber hättest du Zeit für ein kurzes Interview?«

»Ein Interview?«, wiederholte ich. »Jetzt?« Offensichtlich waren Laineys verwirrende Fragezeichensätze ansteckend. Ich räusperte mich. »Gern. Ich hole nur schnell meine Geschäftspartnerin, Annie Quintana.«

»Ist dafür nicht später noch Zeit?«, sagte Lainey hastig und zückte ein Notizbuch. »Außerdem bist du bei unserer Leserschaft viel bekannter. Du schmückst doch schon seit der Zeit unseres Debütantinnenballs unsere Seiten. Julia St. Clair eröffnet ein Cupcake-Café! Ist das nicht eine tolle Story?«

Ich schüttelte den Kopf. »Unser Erfolgsrezept beruht einzig und allein auf Annies Backkünsten.« Ich warf einen Blick zu Annie, die immer noch neben Jake stand und mit ihm schäkerte, als wäre sie ein unbeteiligter Gast und nicht die Chefin des Lokals, dessen Eröffnung gerade gefeiert wurde. *Undankbar.* Kaum war mir dieses Wort durch den Kopf geschossen, packte mich das schlechte Gewissen. *Aber warum sollte ich bei all der Großzügigkeit, die ich in den letzten Monaten an den Tag gelegt habe, ein schlechtes Gewissen haben?* Schuldig sollte ich mich da nun wirklich nicht fühlen.

Lainey lächelte mich ermutigend an und brachte ihren Stift in Anschlag.

»Ja, ich verstehe, was du meinst«, sagte ich langsam. »Dann sollen deine Leser auch bekommen, was sie wollen.«

Eine Stunde später genoss ich diesen himmlischen Zustand

der Trunkenheit, in dem man von einer anregenden Energie durchströmt wird und die Nerven angenehm in Watte gepackt sind. Angesichts der vielen Gläser Champagner, die ich schon intus hatte, hatte ich mich noch hervorragend im Griff; ich plauderte fröhlich mit jedem, der mich ansprach, ohne dabei zu aufgedreht zu wirken. Als Jake zu mir kam und witzelte, dass man mir wohl K.-o.-Tropfen an den Cupcake getan hatte, erwähnte ich die Szene zwischen ihm und Annie nicht einmal. Seine Bemerkung hingegen fand ich übertrieben, denn unter Kontrollverlust litt ich meiner Meinung nach kein bisschen, im Gegenteil. Ich war mir sicher, mich bestens unter Kontrolle zu haben, und empfand eine kindische Freude deswegen, als wäre es ein Art Initiationsritus ins Erwachsenenleben, in betrunkenem Zustand Geschäftstermine zu absolvieren und dabei souverän zu bleiben.

Als die Party langsam begann sich aufzulösen, hatte ich zum ersten Mal an diesem Abend das Gefühl, Luft zum Atmen zu haben. Wes erschien wieder an meiner Seite – wo hatte *er* eigentlich die ganze Zeit gesteckt? Der Mann konnte wirklich mit jedem reden.

»Ich habe Annie kennengelernt«, sagte er. »Das Mädels hat echt Humor. Du hast mir gar nicht erzählt, was für eine Stimmungskanone sie ist.«

»Allerdings«, sagte ich. »Vor ihr ist keiner sicher. Nimm dich besser in Acht.«

Wes warf mir einen rätselhaften Blick zu. »Julia«, sagte er, »ich glaube, du hast ein bisschen zu viel getrunken.«

»Nein, mir geht's gut.« Ich sah nach unten, klaubte einen Fussel vom Dekolleté meines schwarzen Cocktailkleids und hielt ihn Wes hin, als wäre er ein Beweisstück für irgendetwas. Nach kurzem Zögern nahm er ihn mir ab und ließ ihn auf den Boden fallen.

»Soll ich dich nach Hause bringen? Mein Auto steht gleich hier in der Straße. Die letzten Gäste kann Annie bestimmt auch alleine verabschieden.«

»Was redest du da? Ich kann jetzt nicht gehen! Das ist *mein* Laden!« Sofort war die gereizte Stimmung von vorhin wieder da. Mir wurde klar, dass es mir in letzter Zeit oft so ging, wenn ich mit Wes zusammen war. Da war ich wochenlang allein und musste alle meine Ängste und

Probleme mit mir selbst ausmachen, und er dachte, er könnte mal eben so ankommen und sich um mich kümmern, wenn es ihm gerade in den Kram passte? Dass er von meinen Ängsten überhaupt gar nichts wusste, war keine Entschuldigung.

Mehr bekam Wes von meinem Zorn allerdings nicht zu spüren, denn in diesem Moment trat ein Mann zu uns, der mir schon den ganzen Abend über in der Gruppe von Köchen und Bäckerinnen, die Annie eingeladen hatte, aufgefallen war. Der Mann hatte sandfarbene Haare und war kräftig gebaut; zwischen den vielen Hipstern mit ihren engen Hosen und Intellektuellenbrillen wirkte er wie ein Fremdkörper, doch das schien ihm nichts auszumachen. *Ist er etwa auch ein Journalist?* Obwohl ich das bezweifelte, setzte ich sicherheitshalber mein liebenswürdigstes Lächeln auf.

»Sie sind Julia, nicht wahr?«, fragte er.

»Ja. Julia St. Clair. Und das ist Wesley Trehorn«, sagte ich. Ich stellte Wes bewusst nicht als meinen Verlobten vor, und aus dem Augenwinkel sah ich, dass dieser Pfeil getroffen hatte.

»Freut mich sehr. Ich bin Ogden Gertzwel.« Nachdem ich den ganzen Abend lang irgendwelchen mir völlig unbekannten Schleimern die schlaffe Hand geschüttelt hatte, fühlte sich Ogdens Händedruck angenehm warm und fest an.

Aha, dachte ich. *Der Biobauer*. Ich fuhr die Wärme meines Lächelns um ein paar Grad herunter. Annie hatte mir ihren Ausflug auf die Gertzwel Farm in allen Einzelheiten geschildert. In ihrer unnachahmlichen Art hatte sie Ogden als rechthaberischen Langweiler beschrieben, der seine Energie lieber in langatmige Belehrungen steckte, anstatt sie für den Betrieb seiner Farm zu nutzen. Allerdings hatte sie nicht erwähnt, wie gut er aussah. Zumindest wenn man stattlichen Männern mit großen Nasen und fetten Bizeps etwas abgewinnen konnte.

»Einen Ogden trifft man nicht alle Tage«, sagte Wes und erwiderte den kräftigen Händedruck des Farmers.

»Ogden, der Herr der köstlichen Birnen«, sagte ich und musterte seine grob gerippte Cordhose, die an den Knien schon ganz blankgescheuert war, das simple schwarze T-Shirt, das sich über seinen breiten Schultern spannte, und seinen stillen, nachdenklichen Blick. »Wie ich höre, können wir uns geehrt fühlen, Ihre edlen Früchte unter die Leute bringen zu

dürfen.«

Ich sah, wie sich Ogdens Gesicht vom Nacken aufwärts etwas rot färbte. Er sah Wes an. »Ogden Nash«, erklärte er. »Meine Mutter hat eine Vorliebe für scherzhafte Gedichte.«

»Reklametafeln sind wohl kaum / so herzerfreuend wie ein Baum. / Ja, lässt man diese Tafeln stehn, / bekomme ich keinen Baum zu sehn«, zitierte Wes voller Pathos.

Während sich die beiden Männer anerkennend ansahen, hätte ich am liebsten die Augen verdreht.

»Haben Sie Annie schon gesehen?«, fragte ich.

»Gesehen schon, aber nicht gesprochen«, sagte Ogden. »Sie ist ja der strahlende Mittelpunkt des Abends. Man kommt kaum an sie heran.«

Wir blickten alle zu dem Fenstertresen hinüber, wo Annie und ihre Freundin Becca die Köpfe zusammensteckten und herzlich lachten. Der sarkastische Zug, der sonst immer um Annies Mundwinkel spielte, verschwand, und die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter trat noch deutlicher zutage. Früher hatte ich oft den Eindruck gehabt, dass Lucia selbst die introvertiertesten Menschen magisch anzog – ihr offenes, sanftes Gesicht schien ganz unterschiedliche Charaktere dazu zu bewegen, mit ihr Freundschaft schließen zu wollen. Bei Annie, so zynisch sie sich oft auch gab, war es genauso. Sie hatte eine bunte Mischung von Freunden und Bekannten eingeladen, und jeder Einzelne – von diesem stämmigen Bauern mit den Schmutzrändern unter den Fingernägeln bis hin zu dem betuchten Casanova von einem Exfreund – versuchte ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Im Vergleich dazu war mein Anhang, der nur aus meinem Verlobten und meinen Eltern bestand, ziemlich kümmerlich. Ich kippte meinen Champagner so schnell hinunter, dass ich mir vormachen konnte, das plötzliche Brennen im Hals käme vom Alkohol und nicht vom Neid.

»Möchten Sie ihr etwas Bestimmtes sagen?«, fragte ich Ogden in einem Säuseln, dem der Spott deutlich anzuhören war. »Ich kann ihr gern etwas ausrichten.«

Wes warf mir einen irritierten Seitenblick zu.

»Ach, nicht nötig«, sagte Ogden. Selbst wenn man ihn in Verlegenheit brachte, wirkte er wie die Ruhe selbst. Einen Augenblick lang kam er mir inmitten der schnatternden Gäste vor wie der sprichwörtliche Fels in der Brandung. »Ich wollte

mit ihr über die nächste Lieferung sprechen. Wir sehen schon die ersten schönen Ergebnisse der neuen Kompostmischung, die wir seit kurzem verwenden. Die Fuyus, die jetzt reifen, sind so groß und prall wie Tomaten.«

»Ach so, die Fuyus«, erwiderte ich. Ich hatte es eigentlich ganz neutral sagen wollen, aber Wes runzelte missbilligend die Stirn.

»Persimonen«, sagte Ogden und räusperte sich. »Fuyus sind eine Persimonen-Sorte.«

»Verstehe«, sagte ich. »Ganz der stolze Papa. Ich werde Annie die frohe Nachricht überbringen.«

Ogden antwortete nichts und spähte noch einmal in Annies Richtung. Ich hatte den Verdacht, dass sie schon den ganzen Abend lang absichtlich jeden Blickkontakt mit ihm vermied. Er tat mir fast ein wenig leid. Schließlich wusste ich aus eigener Erfahrung, wie es sich anfühlte, wenn Annie einem die kalte Schulter zeigte.

»Na dann«, sagte er. »Ich sollte mal los, ich muss ja recht weit fahren. Schönen Abend noch.« Er dachte kurz nach. »Und herzlichen Glückwunsch. Die Eröffnung scheint ein großer Erfolg gewesen zu sein.«

»Es war schön, Sie kennenzulernen, Ogden«, sagte Wes und gab ihm einen kräftigen Klaps auf den Rücken. »Ich freue mich schon darauf, diese Fuyus zu probieren.«

Ich lächelte und nickte, spürte aber, dass ich wohl doch nicht mehr ganz auf der Höhe war. Mit einem Mal kam mir das Licht viel zu schummrig vor, und die Musik dröhnte merkwürdig laut durch den kleinen Raum, in dem sich gar nicht mehr so viele Leute aufhielten.

»Wer hat das Licht heruntergedimmt?«, fragte ich mich laut, nachdem Ogden gegangen war. »Das habe ich nicht erlaubt.«

»Es ist noch genauso hell wie vorhin«, sagte Wes seufzend. »Julia, du warst sehr unhöflich zu Ogden.« Und dann fügte er mehr zu sich selbst als an mich gewandt hinzu: »So habe ich dich noch nie erlebt.«

»Dann solltest du vielleicht besser gehen«, fuhr ich ihn an. »Ich will dich nicht enttäuschen.«

»Ich habe nicht gesagt ...«

»Ich weiß genau, was du nicht gesagt hast«, unterbrach ich ihn mit schwerer Zunge. »Es mag ja sein, dass mein

Verhalten dich überrascht, aber *ich* kenne *dich* sehr gut. Du könntest mich nicht überraschen, selbst wenn dein Leben davon abhinge.«

»Tatsächlich?«

»Ja«, sagte ich und wandte den Blick ab.

»Wie bedauerlich«, sagte er. »Vielleicht hätte ich heute Abend besser nicht kommen sollen. Meintest du vorhin nicht, man sollte Privates und Berufliches besser trennen? Vielleicht hattest du Recht damit. Versprichst du mir, dass du sicher nach Hause kommst?«

»Versprochen.« Ich wollte es kühl und herablassend klingen lassen, doch es hörte sich so piepsig an, als wäre ich ein kleines Mädchen.

»Na gut.« Er küsste mich auf die Wange und ließ seine Hand noch kurz auf meiner Schulter liegen, bevor er sie zurückzog. »Wir reden morgen.«

Und dann stand ich alleine da, während sich die Party um mich herum allmählich auflöste.

15 – Annie

Die Eröffnungsparty im Treat wurde der Abschlussball, den ich während meiner Schulzeit nie erlebt hatte. Ich hatte mich in Schale geworfen, die Musik sorgte für Stimmung, und ich konnte keinen Schritt tun, ohne auf Freunde zu stoßen, die mich mit begeistertem Lob überschütteten. Die ersten Komplimente wehrte ich noch ab, aber dann gab ich nach und sonnte mich in der bewundernden Aufmerksamkeit, die mir entgegenschlug. Klar, ich war ungefähr zehn Jahre zu alt für die Rolle der Ballkönigin, doch das Volk – *mein Volk* – hatte gesprochen.

Ich hatte so gut wie alle eingeladen, die ich kannte – Jake, Becca und Mike, Ernesto, Lorena und Carlos von der Valencia Street Bakery und jede Menge Bäckerinnen, Köche und andere Leute aus dem kulinarischen Netzwerk, in dem ich seit Jahren verkehrte. Und weil sie auch alle gekommen waren, fühlte sich die Party für mich an wie das *Who's Who* meines Lebens – ich war umringt von Menschen, die mich in verschiedenen Lebensabschnitten begleitet und unterstützt hatten. Die Einzige, die fehlte, war meine Mutter. In diesem Monat jährte sich ihr Tod zum zehnten Mal, aber ich versuchte, nicht zu lange darüber nachzudenken. Lieber stellte ich mir vor, dass sie sich irgendwo unter die Gäste gemischt hatte und mit vor Stolz leuchtendem Gesicht jede einzelne Cupcake-Sorte probierte. Einmal hätte ich sogar schwören können, ihren charakteristischen Vanille-Zitrus-Duft zu riechen. Als ich mich umdrehte, begriff ich, dass es nur das Aroma der Limetten-Cupcakes war, die gerade auf einem Tablett vorbeigetragen worden waren, doch der kurze Augenblick, in dem ich Mom hinter mir geglaubt hatte, erfüllte mich noch stundenlang mit einem warmen, wohligen Gefühl.

»Das muss die berühmte Becca sein«, sagte Julia, als sie gegen Ende der Party neben Becca und mir am Fenstertresen auftauchte. In ihrem kleinen Schwarzen war sie wie immer die Eleganz in Person, nur ihre Aussprache klang überraschend wenig ladylike. »Ich bin Julia St. Clair«, lallte sie und streckte Becca die Hand hin.

Becca warf mir einen Blick zu, während sie Julia die Hand

schüttelte. »Julia St. Clair, wie reizend!«, sagte sie und verlieh ihren Worten den Hauch eines britischen Akzents. »Es ist mir ein Vergnügen!« Ich trat sie unter dem Tisch gegen das Schienbein.

»Es ist so nett von dir, dass du gekommen bist«, sagte Julia. »Annie und ich haben unser ganzes Herzblut in dieses Café gesteckt. Wir freuen uns wirklich sehr, dass so viele liebe Menschen gekommen sind, um uns zu unterstützen.«

Herzblut? Liebe Menschen? Uns? Julia schien mit Absicht Formulierungen zu wählen, die eine Linie zwischen uns und Becca ziehen sollten. Ich hatte erwartet, dass Becca sich unserer Freundschaft sicher genug fühlen würde, um nicht auf diese Provokation einzugehen, doch zu meinem Erstaunen blitzten ihre Augen zornig auf.

»Ach, Becca weiß ganz genau, dass ich gar nicht auf den Gedanken käme, eine Party ohne sie zu schmeißen«, sagte ich schnell. »Und wenn es Alkohol und Cupcakes umsonst gibt, wird man sie sowieso nicht mehr los, ob man sie nun eingeladen hat oder nicht.«

»Stimmt«, sagte Becca. »Wenn es eins gibt, was ich noch toller finde als Annies Gesellschaft, dann Süßigkeiten und Schampus für lau.«

»Na, da bist du hier ja goldrichtig«, sagte Julia und ordnete ihre Gesichtszüge zu einem lieblichen Lächeln. »Hast du den Pink Lemonade Cupcake schon probiert? Da hat Annie sich wirklich selbst übertroffen. Ich hole dir einen, wenn du möchtest.«

Ich fragte mich, ob Julia eigentlich bewusst war, wie distanziert sie wirkte – sogar dann noch, wenn sie beschwipst war. *Mach dich mal locker!*, hätte ich sie am liebsten angeschrien. *Das ist eine Party!* Mit ihrem Perfektionswahn hatte sie sich selbst ins Abseits gedrängt, und damit tat sie sich ganz und gar keinen Gefallen. Warum wahrte sie immer diesen hochmütigen Abstand? Während ich mich den ganzen Abend prächtig amüsiert hatte, hatte sich ihre innere Anspannung deutlich auf ihren sehnigen nackten Schultern abgezeichnet.

»Ich bin mehr der Mokka-Typ«, sagte Becca. »Aber trotzdem danke.«

Beim Anblick dieser beiden Sturköpfe kam mir plötzlich der Gedanke, dass sich Becca und Julia womöglich gut verstanden

hätten, wenn Julia nicht so wahnsinnig verkrampft gewesen wäre, sondern sich einfach mal entspannt hätte. Und irgendwie tat sie mir leid mit diesem künstlichen Leben, das sie sich aufgebaut hatte. Doch jetzt, wo sie sich ihr Bett so schön hergerichtet hatte, blieb ihr wohl nichts anderes übrig, als sich hineinzulegen.

Nachdem die letzten Gäste gegangen waren und wir die Kellnerinnen bezahlt hatten, tranken Julia und ich den Rest Champagner aus und gönnten uns noch ein paar Cupcakes. Julia schien zum ersten Mal an diesem Abend in Feierlaune zu sein. Ich drehte eine Runde durch die Küche und das Café und machte nacheinander alle Lichter aus, bis der Raum nur noch von der Straßenlaterne vor der Fensterfront erhellt wurde. Wäre ich nicht so überrascht gewesen, Julia zur Abwechslung einmal heiter und ausgelassen zu erleben, hätte ich vielleicht die dunkle Gestalt bemerkt, die draußen auf uns wartete. Doch Julias lächerlicher Versuch, einen Bananen- Toffee-Cupcake auf ihre übliche pedantische Art zu essen, obwohl sie ihre Bewegungen kaum noch koordinieren konnte, beanspruchte meine ganze Aufmerksamkeit.

»Julia St. Clair, damit ist es amtlich: Sie sind betrunken«, sagte ich lachend.

Julia hielt mit gerunzelter Stirn inne und kicherte einen Sekundenbruchteil später geradezu hysterisch los. »Stimmt«, sagte sie und betrachtete hustend und lachend die Krümel auf ihrem Kleid. »Ich bin stockbesoffen.« Als hätte ihr Körper schon den ganzen Abend auf dieses Stichwort gewartet, verlor er auf einen Schlag alle Anspannung. Sie taumelte vorwärts und hielt sich gerade noch rechtzeitig am Fenstertresen fest.

»Ach herrje«, sagte ich. »Das bist du wirklich.« Ich dachte kurz nach. »Vielleicht solltest du bei mir schlafen. Ich wohne ganz in der Nähe. Kannst du noch laufen?«

Julia bekam einen weiteren Lachanfall. »Kann ich laufen? Kann ich *laufen*? Können Schweine fliegen?«

»Hm, wohl kaum«, sagte ich. Wie sich herausstellte, waren meine Schultern genau auf der richtigen Höhe, um ihren schlaffen Arm darüberzulegen. »Dann mal los, mein kleines Ferkel.«

»Hü, hott, mein kleiner Bär«, brabbelte sie.

Als wir nach draußen in die kühle Nachtluft traten, schien wieder etwas Leben in sie zu kommen; ich spürte, wie sich ihr Körper neben mir ein wenig aufrichtete. Sie musste den Mann in exakt demselben Moment gesehen haben wie ich, denn wir blieben gleichzeitig stehen und gingen dann unwillkürlich schneller. Er war der Einzige außer uns, der um diese Uhrzeit noch auf der Straße war. Der stämmige Typ lehnte an dem heruntergelassenen Rollladen des kleinen Lebensmittelladens direkt neben unserem Café. Er trug ein schwarzes Sweatshirt, Jeans und eine Schirmmütze, die tief ins Gesicht gezogen war, und starrte uns schweigend an, als wir an ihm vorbeieilten. Gleich darauf hörten wir das Knirschen von Stiefelsohlen hinter uns. Er hatte sich unserem Tempo angepasst und folgte uns in geringer Entfernung. Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass mein Blut doppelt so schnell wie sonst durch die Adern strömte; meine Gedanken überstürzten sich.

»Hey!«, rief der Mann mürrisch.

Mein Herz setzte aus. Ich drehte mich halb zu ihm um, doch da packte Julia mich am Arm und rannte los. An der nächsten Straßenecke hing eine Gruppe junger Leute herum, auf die sie gezielt zusprintete, ohne mich loszulassen. Offenbar hatte sie vergessen, dass nicht jeder in seiner Freizeit für Marathonläufe trainierte.

»Hilfe!«, schrie sie. Wir blieben erst stehen, als wir die Gruppe erreicht hatten, und warfen einen nervösen Blick über die Schulter. Auf dem Gehweg hinter uns war weit und breit niemand mehr zu sehen; im trüben Licht der Straßenlampen war alles gespenstisch ruhig.

»Ach du Scheiße«, keuchte ich. »Das war gruselig.«

Einige Leute aus der Gruppe hatten sich zu uns umgedreht. »Alles in Ordnung?«, fragte einer der Jungs und betrachtete belustigt mein langes, weites Kleid. Er schwankte leicht, als er sich eine Zigarette anzündete. Wir standen in einer Wolke von Rauch und Biergestank, und mir drehte sich der Magen um.

Auf der Straße, die vor uns lag, herrschte regerer Verkehr als in der Twentieth Street. Selbst zu dieser späten Stunde fuhren noch zahlreiche Autos vorbei, und zwischen dem Verkehrslärm hörte man einige Nachtschwärmer reden und lachen. »Ja, alles okay, danke«, antwortete ich. Julia, die mit

aschfahlem Gesicht neben mir stand, sagte nichts. »Komm, lass uns weitergehen«, sagte ich zu ihr. »Meine Wohnung ist gleich hier die Straße runter.«

Unterwegs kam mir wieder das Graffiti in den Sinn, das Burt von der schönen Redwood-Platte mit den Tigerstreifen geschrubbt hatte. *IHR GEHÖRT NICHT HIERHER*. Die Hochstimmung, in die die Eröffnungsparty mich versetzt hatte, verwandelte sich in eine Mischung aus Niedergeschlagenheit, Erschöpfung und Verwirrung.

»Du hast doch die Alarmanlage eingeschaltet, oder?«, fragte Julia mit dünner Stimme.

»Klar.« Normalerweise ließ ich bei diesem Thema keine Gelegenheit aus, sie darauf hinzuweisen, dass ich mich im Mission District genauso sicher fühlte wie überall sonst in der Stadt, doch diesmal verzichtete ich auf einen Kommentar.

Das restliche Stück bis zu meiner Wohnung legten wir schweigend zurück. Erst als ich die Stahltür vor dem Hauseingang hinter mir zugezogen und verschlossen hatte, fiel mir auf, dass meine Zähne klapperten. Die mit Teppich ausgelegte Treppe kam mir schier endlos vor, und ich musste sehr gegen den Wunsch ankämpfen, mich einfach auf dem nächsten Absatz zusammenzurollen und einzuschlafen.

»Ich wusste gar nicht, dass es hier auch Hochhäuser gibt«, sagte Julia, als wir gefühlte zehn Etagen hinter uns gebracht hatten.

»Ich wohne im dritten Stock. Ganz oben«, sagte ich. »Du legst das Wort Hochhaus ganz schön großzügig aus. Ich werde meiner Vermieterin sagen, dass sie meine Wohnung als Penthouse anpreisen soll, wenn sie wieder mal eine Anzeige schaltet.«

Kaum hatten wir es in meine Wohnung geschafft, marschierte Julia geradewegs auf die smaragdgrüne Samtcouch zu, die ganz in der Nähe der Tür stand. Sekunden später schlief sie so tief und fest, dass sie sich nicht einmal rührte, als ich ihr ein Kissen unter den Kopf schob. Ich ließ mich auf mein Bett fallen und versuchte, etwas von dem Hochgefühl wiederzuerlangen, das mich noch eine Stunde zuvor berauscht hatte, aber das Unbehagen, das sich später eingestellt hatte, beschäftigte mich noch die ganze Nacht.

16 – Julia

Als ich aufwachte, schien mir die Sonne ins Gesicht, irgendwo klapperte Besteck gegen Geschirr, und es duftete nach Kaffee. Ich hatte einen sauren Geschmack im Mund. Blinzelnd setzte ich mich auf, um dem grellen Licht auszuweichen. *Annies Wohnung*. Wie ein Puzzle, das sich Stück für Stück zusammenfügt, kehrte meine Erinnerung an die einzelnen Szenen vom Vorabend zurück. Annie und Jake. Die Diskussion mit meiner Mutter. Das Interview mit Lainey. Die Begegnung mit Ogden Gertzwil. Der Streit mit Wes. Der Mann, der uns vor dem Cupcake-Café aufgelauert hatte und dann in der Dunkelheit verschwunden war. *Annie und Jake*.

Am anderen Ende des Wohnzimmers stand die Badezimmertür halb offen, und ich ging auf Zehenspitzen zum Waschbecken, wo ich mir den Mund mit kaltem Wasser ausspülte und die Mascara-Spuren unter meinen Augen wegwischte. Ich holte eine kleine Bürste aus meiner Handtasche und fuhr mir damit durch die Haare. Mein kleines Schwarzes war erstaunlich wenig zerknittert dafür, dass ich darin geschlafen hatte. *Was der Schurwollanteil doch ausmacht*, dachte ich und setzte bei einem letzten Blick in den Spiegel ein halbherziges Lächeln auf. *Auf Prada-Kleider ist eben Verlass*.

Zurück im Wohnzimmer sah ich mich erstmalig etwas genauer um. Ein übervolles Bücherregal – wahrscheinlich IKEA, mutmaßte ich schauernd – trennte den in Karamellfarben gehaltenen Wohnbereich von einer Schlafecke. Ich sah zwischen dem *Demolition-Desserts*-Backbuch von Elizabeth Falkner, Starköchin und Besitzerin vom Citizen Cake in San Francisco, und einer Ausgabe von Allen-Ginsberg-Gedichten hindurch auf ein ungemachtes Bett mit einer Decke in leuchtenden Blautönen. Darüber hing ein ganzes Sonnensystem von weißen Papierlampions. Im Wohnzimmer gab es außer der smaragdgrünen Couch, mit der ich schon Bekanntschaft geschlossen hatte, nur einen Beistelltisch mit einem aufgeklappten Laptop – *wie hatte ich nur neben einem flimmernden Bildschirm schlafen können, wo ich doch sonst absolute Dunkelheit um mich herum brauche?*

– und ein volles Weinregal, auf dem iPod-Lautsprecher und ein Foto von Annie als Schülerin mit ihrer Mutter Lucia standen. Dieses Foto hatte ich gemacht, daran erinnerte ich mich noch genau, und zwar im Zoo von San Francisco, neben dem Pinguenteich. Obwohl Curtis angeboten hatte, uns hinzufahren, hatten wir lieber die öffentlichen Verkehrsmittel genommen – ein seltenes Abenteuer, bei dem ich mit Hingabe die anderen Fahrgäste beobachtete. Annie hatte mir gezeigt, wie ich vorne beim Busfahrer eine Münze in den Schlitz des kleinen Metallkastens werfen musste, und diese Belehrung verdarb mir für den Rest der Fahrt die Laune. Offenbar waren Lucia und Annie Mitglieder in einem Club, zu dem ich nicht gehörte, und das passte mir gar nicht. Als ich mir das Foto in Annies Wohnzimmer ansah, kam dieses Gefühl des Ausgeschlossenenseins wieder hoch. *Du bist nur deswegen nicht auf dem Bild, wies ich mich zurecht, weil du selbst es gemacht hast.*

»Hey, Julia, ich bin hier«, rief Annie von nebenan. Die Küche war klein, aber lichtdurchflutet, mit safrangelben Schrankfronten und blitzblanken Arbeitsflächen. Wenn ich nicht an bohrenden Kopfschmerzen gelitten und mich nach Dunkelheit gesehnt hätte, hätte ich den Raum wahrscheinlich als »einladend« bezeichnet. Annie trug einen flauschigen weißen Bademantel. Ihre Mähne war völlig verstrubbelt, und die Mascara um ihre hellbraunen Augen ließ sie aussehen wie einen Waschbär. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich in diesem Zustand präsentierte, imponierte mir und verstörte mich zugleich. Es konnte doch nicht so schwer sein, sich morgens kurz die Haare zu bürsten? Ich persönlich zog es ja vor, nicht so auszusehen, als würde ich mit einem Einkaufswagen voller Decken und Bierdosen auf dem Hippie Hill im Golden Gate Park leben. Allerdings musste ich mir widerstrebend eingestehen, dass Annies Look auch eher an eine unkonventionelle Künstlerin als an eine verlotterte Obdachlose erinnerte.

Das Sonnenlicht war so grell, dass ich die Augen zusammenkneifen musste, als ich mich auf den zweiten Stuhl an den kleinen weißen Tisch setzte und den dampfenden Kaffee entgegennahm, den Annie mir reichte. *Tja, das wird wohl nichts mit Tee, Obst und Schokocroissants.* Beim Gedanken an mein übliches Frühstück knurrte mein Magen

ungehalten.

»Ich backe uns Schokocroissants«, sagte Annie, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Sie wies mit dem Kopf Richtung Backofen, und tatsächlich lag auch schon ein süßer, buttriger Geruch in der Luft. *Wie konnte ich das nicht bemerkt haben?*

»Toll«, sagte ich. *Aber du solltest trotzdem nichts mit meinem Ex anfangen.*

»Ich muss sagen, abgesehen von unserer Begegnung mit diesem unheimlichen Typen lief es gestern doch ziemlich gut«, meinte Annie.

Als ich mich daran erinnerte, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. »Das war schrecklich.« Ich versuchte, mich an das Gesicht des Mannes zu erinnern, aber es war zu dunkel gewesen – oder ich zu betrunken. Ich legte die Hände um den angeschlagenen Kaffeebecher und nahm einen großen Schluck. Der bittere Kaffee verdrängte den üblen Geschmack in meinem Mund. »Aber ja, ansonsten lief die Party wirklich perfekt.«

»Jetzt muss ich mir nur noch den Champagner aus der Leber spülen, mich auf den Weg machen und mit Backen anfangen. Das Café öffnet um zehn.«

Ich stöhnte. »Wie spät ist es jetzt?«

»Sieben. Aber keine Angst, ich habe vorgesorgt«, sagte Annie lachend. »Du brauchst heute nicht zu kommen. Tanya und Eduardo sind schon in der Küche. Und Devi übernimmt die erste Kassenschicht.«

Devi war eine der beiden Studentinnen, die ich für den Cafébetrieb und den Verkauf angestellt hatte. Sie war eine heitere Person, aber sie machte auch einen cleveren, um nicht zu sagen weisen Eindruck. Sie hatte hübsche große Mandelaugen, einen eisteefarbenen Teint und trug einen glitzernden Nasenring, über den ich mich jedes Mal ärgerte, aber der den Leuten aus dem Mission District bestimmt das Gefühl geben würde, im Treat zu Hause zu sein.

»Klar komme ich. Ich werde doch unseren ersten Tag nicht verpassen«, sagte ich. »Ich muss nur erst noch nach Hause und mich umziehen. Aber dann bin ich da, versprochen.«

»Da mache ich mir keine Sorgen«, sagte Annie.

Wir saßen eine Weile schweigend da und sogen den Schokoladenduft ein, der die Küche erfüllte.

»Übrigens«, sagte ich mit einem leichten Räuspern. Meine

Augen fühlten sich immer noch geschwollen und trocken an, aber ich blinzelte so lange, bis sie sich gehorsam öffneten. »Ich habe dich gestern Abend mit Jake gesehen.«

»Mmh.« Annie tippte sich nachdenklich mit dem Zeigefinger an die Lippen. »Na ja, wir haben auch gar nicht versucht, irgendetwas zu verheimlichen.«

»Ja, das war offensichtlich.«

Sie wurde rot. »Ich wollte es dir erzählen, aber ehrlich gesagt wusste ich nicht so richtig, was ich sagen sollte. Wir sind ja noch kein festes Paar oder so. Ich weiß nicht, was wir sind. Wahrscheinlich sollte ich noch nicht einmal von ›wir‹ sprechen.«

»Aber du magst ihn?«

Annie sah mir direkt in die Augen. »Julia, du weißt, dass ich Jake schon immer gemocht habe.« Wie so oft hatte ich das Gefühl, als läse sie in mir wie in einem offenen Buch. *Was steht da?*, wollte ich sie fragen und es zugleich doch nicht wissen.

»Wir waren damals vierzehn«, wandte ich ein. »Dass ich früher Gummibärchen und Samthaarbänder mochte, heißt nicht, dass ich es immer noch tue.«

Annie lächelte. »Du vergleichst Jake mit einem Samthaarband?« Sie schien diese Unterhaltung kein bisschen ernst zu nehmen.

»Du weißt schon, was ich meine. Wir sind nicht mehr auf der Highschool. Er ist nicht der, für den du ihn hältst. Ich will nicht, dass er dich verletzt.«

Immer wenn Annie sich über etwas aufregte oder wütend wurde, blähten sich ihre Nasenflügel wie die Nüstern eines Pferdes. Oder, angesichts ihrer kleinen Körpergröße, eines Ponys. Auch jetzt begannen sie zu beben. Ich sah geradezu vor mir, wie sie innerlich mit ihren winzigen Hufen stampfte.

»Du willst nicht, dass er mich verletzt«, wiederholte sie. »Wie fürsorglich von dir.«

»Lass das, Annie. Vertrau mir. Ich kenne Jake wirklich gut. Ich weiß, wie witzig und charmant er ist. Aber ich weiß auch, dass er verheiratet ist.«

Annies Augen blitzten. »Was?«

»Das hat er dir nicht gesagt, oder?« Ich seufzte. »Wahrscheinlich liegt es daran, dass ihm die Ehe nicht viel bedeutet. Für ihn ist das Leben ein einziges Spiel. Ich will

nicht, dass er auch mit dir spielt.« Ich befürchtete, dass mit jedem Wort, das ich sagte, das Eis zwischen uns wieder fester werden würde, aber ich konnte einfach nicht an mich halten.

»Jake ist verheiratet«, sagte Annie langsam. Auf ihren Wangen hatten sich rote Flecken gebildet, was mich an ihre Mutter erinnerte.

»Er hat seine College-Freundin geheiratet«, sagte ich und trank einen Schluck heißen Kaffee. »Ein bildhübsches Mädchen, Typ weißblonde Surferbraut, die den ganzen Tag im Bikini rumläuft. Wie ich gehört habe, war es eine absolute Traumhochzeit. Jake hat mich natürlich eingeladen, aber als seine Exfreundin fand ich es irgendwie unpassend, zur Trauung zu gehen. Ich wollte nicht, dass sie ein komisches Gefühl hat, weil ihre Vorgängerin auch da ist. Soweit ich weiß, arbeitet sie jetzt als Stylistin in L. A.«

»Also sind sie geschieden?«

»Nein. Getrennt. Aber immer noch verheiratet.«

Annies Augen verengten sich. »Und du machst dir aus lauter Freundschaft Sorgen um mich. Das hat nichts mit der Tatsache zu tun, dass er dein Ex ist?«, fragte sie mit vor Misstrauen tiefender Stimme. »Absolut gar nichts?«

»Gar nichts«, wiederholte ich. »Ehrlich.« Sogar ich merkte, wie verlogen das klang. *Warum kann ich ihr nicht einfach die Wahrheit sagen? Dass es ein bisschen von beidem ist, einerseits Eifersucht und andererseits der aufrichtige Wunsch, sie vor einer Enttäuschung zu bewahren? Wäre es denn so schlimm, das zuzugeben?* Einen Augenblick lang war ich versucht, Annie alles zu erzählen – was im Krankenhaus geschehen war, meine heimlichen Treffen mit Jake, die versäumten Hochzeitstermine. Ich wollte, das wurde mir plötzlich klar, auch eine dieser Frauen sein, die alles mit ihrer besten Freundin besprechen können. Aber ich war keine dieser Frauen, und ich würde es wohl nie sein. Ich war nicht sicher, ob ich das Gefühlskuddelmuddel ertragen würde, das eine solche Offenheit unweigerlich mit sich brachte.

Annie sah mich erwartungsvoll an, doch ich konnte mich nicht überwinden, weiterzusprechen. Nach einer Weile stand sie auf und öffnete die Ofentür. Ein Schwall heißer, schokoladengetränkter Luft schlug uns entgegen. Das Blech mit den glänzenden Croissants schepperte laut, als sie es auf

den Herd knallte.

»Verbrenn dich nicht«, sagte sie nur und ließ mich allein in der viel zu hellen Küche sitzen.

17 – Annie

»Er ist *was*?!«, kreischte Becca, als ich ihr bei unserem nächsten Gammelsonntag das Neueste in Sachen Jake erzählte. Ich hatte meine Küchenschicht im Treat beendet, der Festplattenrekorder hielt *The Bachelorette* bereit, und ein zweites Glas Cabernet Sauvignon schimmerte dunkel und vielversprechend in meiner Hand – da bot es sich natürlich an, meiner Freundin von dem überraschenden Familienstatuswechsel meines Lovers zu berichten.

»Ist aber alles halb so wild«, sagte ich achselzuckend und versuchte, möglichst lässig zu klingen. »Sie leben seit sechs Monaten getrennt. Ich stehe nicht zwischen den beiden oder so.«

In Wirklichkeit war die Neuigkeit ein echter Schock für mich gewesen. Ich konnte einfach nicht fassen, dass Jake mir eine so wichtige Information vorenthalten hatte, und fragte mich, ob er unsere Beziehung überhaupt ernst nahm. Als ich ihn bei unserem nächsten Treffen darauf ansprach, versuchte er zu meiner Erleichterung erst gar nicht, sich herauszureden, auch wenn mich sein Geständnis empörte.

»Ich weiß nicht, warum ich es dir nicht erzählt habe«, sagte er. Zum Glück machte er keine Anstalten, nach meiner Hand zu greifen, sondern sah mir nur offen in die Augen, während seine Arme etwas verloren an seiner Seite hingen. »Wahrscheinlich, weil ich ein blöder Trottel bin. Kiley und ich sind seit sechs Monaten offiziell getrennt, aber wir hatten uns schon lange davor auseinandergelebt. Es ist nicht so, dass ich irgendeine tiefe, blutende Wunde vor dir geheim halte. Die Sache ist für mich schon lange abgeschlossen, deswegen rede ich vermutlich auch nicht darüber. Aber ich hätte es dir natürlich sagen sollen. Ich hoffe, du hast jetzt nicht das Gefühl, ich hätte dich angelogen.«

Eigentlich hatte ich sehr wohl das Gefühl, er habe mich belogen, doch ich musste zugeben, dass er mir nie irgendetwas Falsches erzählt hatte. Trotzdem klang ihr Name in meinen Ohren wie eine weitere Kränkung. *Kiley? Was ist denn das bitte für ein Name?* Mit ehrlicher, offener, entschuldigender Miene beobachtete Jake, wie ich diese

neue Information aufnahm. Mir wurde klar, dass ich nicht bereit war, ihn – beziehungsweise uns – deswegen aufzugeben, und das erleichterte und verärgerte mich gleichermaßen. Ich mahnte mich innerlich zur Vorsicht und akzeptierte seine Entschuldigung.

»Mach so einen Scheiß nicht nochmal mit mir, Jake«, sagte ich. »Ich bin keine von denen, die ihren Typen immer noch eine zweite und dritte Chance einräumen. Du bekommst nur diese eine. Und wenn du mir noch irgendetwas anderes verschweigst, dann sag es mir gefälligst jetzt.«

Nach kurzem Schweigen leuchteten Jakes Augen plötzlich auf. Ich konnte geradezu hören, wie seine Grübchen darum bitteten, losgelassen zu werden. »Ich habe neulich einen Cupcake gegessen, der nicht von dir war«, sagte er. »Auf einer Party. Alle haben es getan. Aber ich kann dir versichern, dass er mir nicht geschmeckt hat.«

Ich war unschlüssig, ob ich auf seinen scherzhaften Ton einsteigen und damit den ernststen Teil der Unterhaltung für beendet erklären sollte. Schließlich entschied ich mich dafür und schüttelte mit gespielter Entsetzen den Kopf. »Du verdammter Arsch.«

»Kannst du mir jemals verzeihen?«

»Das kann ich«, sagte ich, und obwohl wir schon wieder herumalberten, fand ich es seltsam, wie leicht mir diese Worte über die Lippen kamen.

Ich gab Jakes Darstellung der ganzen Sache wortgetreu an Becca weiter: Er und Kiley hätten unmittelbar nach dem College geheiratet und nach wenigen Jahren festgestellt, dass sie sich in ganz verschiedene Richtungen entwickelt hatten und nichts mehr füreinander empfanden. Die Scheidung, für die noch einige Formulierungen aus dem Ehevertrag zu klären waren, ziehe sich länger hin, als ihnen beiden recht sei. Es war eine unromantische, aber plausible Geschichte, und da ich Jakes Exfrau nicht kannte, musste ich mich wohl oder übel mit seiner Version begnügen.

Becca wickelte sich eine Strähne ihres kastanienbraunen Haars um den Finger und sah mich mit ihren blauen Augen nachdenklich an. Hörte es sich etwa so an, als wollte ich ihn in Schutz nehmen?

»Das kann ja alles sein. Aber es ist trotzdem scheiße von ihm, dass er dir nichts davon erzählt hat, oder nicht?«, fragte

sie. Wenn sie sich so ereiferte, schienen die Sommersprossen auf ihrer hellen Haut aufzuglühen wie winzige Funken.

»Na klar«, stimmte ich zu. »Absolut scheiße.«

Becca lehnte sich zurück und trank einen großen Schluck Wein. »Ich schätze, er kann von Glück sagen, dass er so verdammt gut aussieht.«

»Ich weiß. Es ist jetzt sehr wichtig, dass ich ihn weiterhin nur nach seinem Äußeren beurteile.«

»Eine hervorragende Strategie«, sagte Becca. »Letztendlich ist es ja nicht seine Aufrichtigkeit, die dich nachts warm hält ...«

»... sondern sein wahnsinnig heißer Körper.«

Wir lachten, und ich versuchte, mein Unbehagen mit einem Schluck Wein hinunterzuspülen. Es war leicht, meine Beziehung mit Jake zu banalisieren, aber im Grunde musste ich mir eingestehen, dass meine Gefühle für ihn alles andere als banal waren. Ehrlich gesagt war ich schwer verliebt. Und mich beschlich allmählich der Verdacht, dass ich auf ein böses Erwachen zusteuerte.

»Wie auch immer«, sagte Becca und machte es sich im Schneidersitz bequem, »vergessen wir Jake mal für eine Minute. Die Überbringerin dieser schlechten Nachricht interessiert mich genauso. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie selbstgefällig Julia sich dabei aufgeführt hat. Bestimmt hat sie ganz lieb und unschuldig getan, als wollte sie dir nur helfen, die falsche Schlange.«

Auch diese Bemerkung löste zwiespältige Gefühle in mir aus. Normalerweise hätte ich Beccas Spott sofort aufgegriffen und über Julias versnobte Art oder ihr lächerliches Konkurrenzdenken hergezogen. Doch diesmal zögerte ich. Ich dachte daran, wie entspannt und ausgelassen Julia am Ende unserer Eröffnungsparty gewesen war, ja wie lustig sie nach ein paar Gläsern Champagner sein konnte und wie sehr sie mich mit ihrer Freude über die erfolgreiche Eröffnung angesteckt hatte. Am nächsten Morgen hatte sie zwar wieder ihren üblichen Stock im Arsch gehabt, aber trotzdem – wir hatten viel Spaß zusammen gehabt, während wir den Laden abgeschlossen hatten, und diese schöne Erinnerung war stärker als mein Unmut über die unsensible Art, in der sie mich über Jakes private Verhältnisse aufgeklärt hatte. Als wir nach unserem Streitgespräch am Frühstückstisch das Treat

pünktlich um zehn Uhr öffneten, hatte sich zu unserer Verblüffung bereits eine Warteschlange vor der Tür gebildet. Ich hatte eine Menge Food-Blogger zur Party eingeladen, und einige von ihnen hatten offenbar schon positive Berichte über unsere Cupcakes und die Atmosphäre des Cafés gepostet. Aus den rund zehn Leuten, die am ersten Tag vor der Tür warteten, wurden im Laufe der Woche immer mehr, und ich beobachtete jedes Mal, wie Julia nur mit Mühe ihre coole, professionelle Ausstrahlung wahrte, während ihre Augen vor Aufregung und Stolz leuchteten. Und mir ging es genauso.

»Weißt du«, sagte ich langsam und wich Beccas durchdringendem Blick aus, indem ich den schwarzen Fernsehbildschirm anstarrte, »irgendwie nehme ich ihr sogar ein bisschen ab, dass sie mir das mit Jake erzählt hat, weil sie mich beschützen will. Ich weiß natürlich, dass die Sache noch viel komplizierter ist – mir scheint, die Frau hat zurzeit echte Probleme. Aber in diesem Fall bin ich fast geneigt, ihr zu glauben. Sie wirkte nicht sonderlich glücklich darüber, diejenige sein zu müssen, die mir Jakes kleines Geheimnis verrät.«

Becca sah mich verdutzt an. »Was redest du da?«, fragte sie. »Julia hat genau das bekommen, worauf sie es abgesehen hatte. Sie hat dich überboten. Genauso einen Scheiß hat sie in eurer Schulzeit ständig abgezogen, so hast du es mir zumindest erzählt. Sie gibt keine Ruhe, bis sie dir irgendwie reinwürgen kann, dass sie was Besseres ist. Stimmt's? Sie ist eine hinterhältige, heuchlerische Zicke. Das hast du doch immer behauptet, oder?«

»Ach hör schon auf, Becca – du musst sie nicht auf Teufel komm raus niedermachen«, sagte ich und wunderte mich über mich selbst. Offenbar war es ein gewaltiger Unterschied, ob ich diese Sachen über Julia sagte oder Becca. »Ich sage ja nur, dass es diesmal irgendwie anders war. Außerdem habe ich mir doch vorgenommen, mir nicht meinen Sinn für Humor von ihr aussaugen zu lassen.«

Becca schien etwas erwidern zu wollen, aber nach kurzem Zögern presste sie die Lippen aufeinander und ließ sich in das Polster des Sofas sinken.

»Was?«, fragte ich. »Spuck's ruhig aus.«

Sie zuckte die Achseln. »Tut mir leid«, sagte sie. »Ich hab's einfach nicht gerafft.«

»Was hast du nicht gerafft?«

»Dass Julia wie eine Schwester für dich ist.«

Ich lachte. »Bitte entschuldige, wenn ich dir gleich den Tisch vollkotze.«

»Doch, wirklich! Ihr seid neidisch aufeinander und macht euch gegenseitig das Leben schwer, aber wehe, jemand anderes spricht schlecht über sie. Julia ist deine Familie. Unglaublich, dass ich das jetzt erst kapiere.«

»Becca, ich glaube, dieses eine Psychologie-Seminar, das du auf dem College belegt hast, hat tatsächlich dauerhaften Schaden in deinem Hirn hinterlassen.«

»Kann sein. Aber ihr zwei seid euch ähnlicher, als ihr glaubt«, fuhr sie unbeeindruckt fort. Mit Erstaunen hörte ich die Eifersucht in ihrer Stimme. »Du bist sarkastisch und unabhängig. Und Julia ist ein Kontrollfreak und unabhängig. Ihr seid beide auf eure Art Einzelgängerinnen, ohne es zugeben zu wollen. Und ihr fühlt euch wahrscheinlich beide einsam.«

»Geht das nicht jedem so?«, fragte ich. »Wenn Einsamkeit das einzige Kriterium für Familienbande ist, wäre ich mit allen Menschen auf der Welt verwandt. Und wenn ich die gleichen Gene habe wie andere einsame Herzen, wie Jennifer Aniston zum Beispiel, dann möchte ich bitte schön wissen, warum ich keinen Waschbrettbauch und keine blendend weißen Zähne habe.« Die Welt konnte so ungerecht sein.

»Blendend weiße Zähne sind keine Veranlagung, sondern das Werk eines Zahnarztes«, sagte Becca mit einem schwachen Lächeln. Ich spürte, dass ich sie gekränkt hatte. Wie war es möglich, dass Becca mir meine Beziehung zu Julia übelnahm? Becca, die einen tollen Freund, eine ganze Schar von lauten, tapsig-liebevollen Brüdern und eine Mutter hatte, die ihr immer noch regelmäßig Carepakete mit Rice Crispies schickte? Sie rückte mit angespanntem Gesicht ein Stück von mir ab. Es war das erste Mal, dass sich ein Missklang in unsere Freundschaft mischte – ich wusste gar nicht, wie ich damit umgehen sollte. Das Schweigen war kaum auszuhalten. Meine Gedanken wanderten zu den albernsten Slapstick-Nummern, mit denen ich andere Leute nachgeäfft hatte, wenn meine Mutter nicht gut drauf war.

»Hör mal«, sagte ich daraufhin und stupste sie mit dem Zeh am Oberschenkel an. »Hab ich dir schon den Witz mit Jake

und seiner Kiley erzählt?«

Es wäre gelogen, wenn ich behaupten würde, dass ich mich nach dem morgendlichen Gespräch mit Julia nicht zum x-ten Mal fragte, warum ich es zugelassen hatte, dass unsere Leben sich wieder so miteinander verwoben. Wäre ich imstande gewesen, sowohl Julia als auch Jake ein für alle Mal den Rücken zu kehren, hätte ich es vielleicht getan. Und rückblickend betrachtet, hätte ich es vielleicht tun sollen; dann wären uns auf jeden Fall einige brenzlige Situationen erspart geblieben, auf die wir ahnungslos zusteuerten. Aber ich war glücklich mit Jake, trotz allem. Und Julia? Ich stellte mir vor, wie wir auf dem Bürgersteig der Twentieth Street um unsere Unternehmensanteile feilschten wie ein altes Ehepaar, das nach unzähligen Streitereien beschlossen hat, getrennte Wege zu gehen. *Hey, Jules, würde ich sagen. Ich bin dann mal weg, aber die Muffin-Backformen nehme ich mit.*

Das Problem – zumindest eins davon – war, dass ich schon längst rettungslos verliebt war, und das hatte zur Abwechslung mal nichts mit Jake Logan zu tun. In den wenigen, rasend schnell vergangenen Wochen seit der Eröffnung war ich dem Treat ganz und gar verfallen. In den frühen Morgenstunden, wenn ich ganz allein in der Küche herumwerkelte, musste ich mich manchmal zwicken und mir vorsagen: *Das ist mein Café. Es ist meins. Es ist meins.* Das leise Quietschen der Eingangstür, wenn jemand hereinkam. Die dumpfen Schritte der Kunden auf den Holzdielen und den abgewetzten Teppichen. Das gedämpfte Klirren der Cupcake-Vitrine, wenn sie auf- und zugeschoben wurde. Die Kisten voller Zucker und Mehl, Milchprodukte und Obst, die in der Morgendämmerung angeliefert wurden. Das altmodische Klingeln der Kassenschublade. Das unglaubliche Gefühl, einen Traum zu verwirklichen, und zwar früher, besser und schöner, als ich mir je erhofft hätte. Ich war wirklich bis über beide Ohren verliebt.

Und obwohl der Laden sehr gut angelaufen war, konnte es ohne Julia schnell wieder den Bach runtergehen. Natürlich brauchte ich ihr Geld, aber mir war längst klar geworden, dass sie nicht nur aus finanzieller Sicht eine wertvolle Hilfe war. Selbst bei eingeschaltetem Radio konnte ich bis in die Küche hören, wie sie mit den Kunden plauderte und ihnen unsere

Produkte auf so subtile Art schmackhaft machte, dass ihr Gegenüber es für seine eigene Idee hielt, nicht nur den üblichen Zwölferpack Zitronen-Cupcakes zu kaufen, sondern auch noch ein paar Schokoladen-Cheesecakes zu probieren. Sie hatte ein Talent dafür, den Kunden zuzuhören und sie in ein Gespräch zu verwickeln; ihr engelsgleiches Gesicht und die großen blauen Augen trugen sicherlich auch ihren Teil dazu bei, dass die Leute sofort Vertrauen zu ihr schöpften, wenn sie nur wollte. Wie kam es nur, dass sie mit Fremden so intuitiv und entspannt umgehen konnte, es aber im Privatleben nicht schaffte, andere an sich heranzulassen? Ihre angeregten Unterhaltungen mit Menschen, die sie wahrscheinlich nie wiedersehen würde, waren in dieser Hinsicht furchtbar traurig. *Traurig popaurig*, hätte Becca wohl dazu gesagt. Julia war eben die geborene Geschäftsfrau. So weit, so bekannt. Ich wünschte mir nur, dass meine Mutter hätte sehen können, wie erfolgreich das Treat war. Und dass sich eines der Rezepte, die sie mit ins Grab genommen hatte, auf unserer Karte wiederfinden könnte. Kurzum, Julia und ich beschränkten unsere Gespräche auf gemeinsame Ziele, wie ein Elternpaar, das nur seinem Kind zuliebe zusammenbleibt. *Außerdem*, sagte ich mir immer wieder, *ist es ja nur bis Mai*. Bis dahin würde das Treat eine Stammkundschaft aufgebaut haben, und Julia würde mit Wes in den Sonnenuntergang reiten.

»Die Vanille-Schokoladen-Cupcakes sind jeden Tag ausverkauft«, stellte Julia bei unserer wöchentlichen Feierabend-Besprechung fest, nachdem sie einen Blick auf ihren Laptop geworfen hatte. Wir hatten uns auf die Barhocker am Fenster gesetzt, und ich sah gar nicht Julia selbst an, sondern ihr Spiegelbild in dem großen Fenster zur dunklen Straße. Ich strich mit den Fingerspitzen über die glänzende Redwood-Platte, auf der keine Spur des Graffitis mehr zu sehen war. Trotzdem hatte ich den Schriftzug noch so lebhaft vor Augen, als wäre er nie entfernt worden. *IHR GEHÖRT NICHT HIERHER*. Die gespenstisch leuchtenden Wörter tauchten immer dann an der Oberfläche des Tisches auf, wenn ich es am wenigsten erwartete, wie eine grausame Erinnerung an meine Schulzeit – eine Mischung aus Kritik, Warnung und Drohung.

»Also ein oder zwei Fuhren Vanille-Schoko-Cupcakes mehr«,

sagte ich. »Alles klar.«

»Und wir sollten ankündigen, dass wir auch Hochzeiten beliefern. Wenn wir schwarze Zahlen schreiben wollen, können wir nicht immer nur ein, zwei oder auch zwölf Cupcakes auf einmal verkaufen. Wir müssen in Partys einsteigen.«

»Nichts lieber als das«, sagte ich.

Julia lächelte und zögerte dann einen Moment. »Ich habe ein paar neue Ideen«, sagte sie, »wenn du sie hören willst.«

»Schieß los.«

»Cupcake-Backpartys nach Büroschluss. Frauenabende, Junggesellinnenabschiede – solche Sachen. Das könnte ziemlich chaotisch werden, aber es bringt viel Geld. Und im Gegensatz zu Kindergeburtstagen würde es sich nicht mit unseren normalen Öffnungszeiten überschneiden.«

Ich überlegte, ob die Idee mit dem Junggesellinnenabschied eine versteckte Anspielung auf ihre eigene Hochzeit war. Man konnte leicht vergessen, dass Julia verlobt war. Sie sprach nie von ihrer bevorstehenden Hochzeit. Würde sie eine Junggesellinnenparty geben? Hatte sie Trauzeuginnen? Wenn sie in den letzten zehn Jahren überhaupt nur eine einzige Frauenfreundschaft geschlossen hatte, war mir diese Person jedenfalls noch nicht begegnet.

»Klingt gut«, sagte ich, ohne das Hochzeitsthema aufzugreifen. Doch Julia schien auch gar nicht zu erwarten, dass ich etwas dazu sagte. Sie nickte nur, tippte etwas in ihren Laptop – *Die blöde Kuh will offenbar keine Junggesellinnenparty für mich schmeißen*, vielleicht? – und las mir ihren nächsten Stichpunkt vor.

»Ein Cupcake-Lieferwagen. Mit Eis und Tacos geht das ja schließlich auch. Wir könnten in die Innenstadt fahren und uns zur Mittagszeit vor den großen Bürokomplexen platzieren. Wenn ich in einem dieser Gebäude arbeiten würde und in meiner Mittagspause einen Cupcake-Wagen vor der Nase hätte, würde ich jeden Tag einen essen.«

Ich zweifelte nicht daran, dass Julia problemlos mindestens einen Cupcake am Tag essen konnte, ohne auch nur ein Gramm zuzulegen. *Diese Jogger*. Die nervigste Bevölkerungsgruppe der Welt. Unser Meeting dauerte erst eine Viertelstunde, aber sie war bereits bei ihrem zweiten Schokoladen-Cupcake, den sie auf ihre langsame, disziplinierte,

Julia-mäßige Art verspeiste. Ich hingegen hatte mich bislang auf einen Coffee-Cupcake beschränkt, wobei ich mir einredete, dass das Koffein meinen Stoffwechsel anregen würde, und tröstete mich nun mit kleinen Schlucken echten Kaffees, während sich Julia unbekümmert mit ihren von Lipgloss glänzenden Lippen über ihren zweiten Cupcake hermachte. Und trotzdem sahen ihre Beine in der engen Jeans wie Zahnstocher aus. *Wenn ich so viele Cupcakes essen würde, dachte ich, würde ich sie irgendwann um die Hüften tragen wie einen genoppten Pistolenhalter.* Das Cupcake-Cowgirl. Wirklich keine Traumrolle.

»Ein Cupcake-Lieferwagen. Genial«, sagte ich. »Ich befürchte nur, dass es hier im Laden noch genug zu tun gibt. Wir haben erst seit ein paar Wochen geöffnet. Ich habe zwar schon das Gefühl, hier zu wohnen – das ist auch in Ordnung, ein Cupcake-Café eignet sich wunderbar als zweites Zuhause –, aber wir sollten uns hier vielleicht nicht zu rarmachen.«

»Ja, natürlich«, sagte Julia hastig. »Besser hätte ich es auch nicht ausdrücken können. Ich wollte nur ein paar Vorschläge für später in den Raum stellen. Wir sollten ein einige Ideen auf Lager haben, wenn wir für neue Geschäftsbereiche bereit sind.«

»Stimmt«, sagte ich. »Der Raum und das Lager. Ich habe ganz vergessen, dass du für die Ausbauarbeiten zuständig bist.«

Julia lachte und klappte ihren Laptop zu. »Du hast Recht. Ich presche zu schnell vorwärts. Vorerst konzentrieren wir uns nur auf den Laden.«

Ich spürte, dass es ihr peinlich war. Woher ich das wusste, hätte ich selbst nicht sagen können, denn nach außen hin wirkte sie so souverän und selbstbewusst wie immer. Unsere gemeinsame Kindheit hatte mich tiefer geprägt, als ich wahrhaben wollte, auch wenn ich dieses enge Band lieber als Stockholm-Syndrom interpretierte und nicht als Freundschaft. *Ich identifiziere mich mit der Geiselnehmerin.*

»Übrigens, ich fand Wes super nett«, sagte ich ganz nebenbei. Wahrscheinlich wollte ich, dass sie sich wieder besser fühlte. »Wir haben uns auf der Eröffnungsparty eine ganze Weile unterhalten.«

Trotz seines Südstaaten-Akzents hatte Wes die sonore, melodische Stimme eines Radiosprechers, und zu meiner

eigenen Überraschung fand ich ihn auf Anhieb sympathisch, als er mich auf der Party ansprach. Er war so gar nicht der überhebliche, betont vornehme Typ, als den ich mir Julias Verlobten vorgestellt hatte. Das brachte mich ins Grübeln. Wenn er Julia liebte, tat ich ihr vielleicht doch in manchem Unrecht. Bald darauf fiel mir auf, dass sie sich jeden Tag erkundigte, wie es mir ging, und das war keine höfliche Floskel, sondern ernst gemeint. Sie stellte mir Fragen über das Backen, die ich erstaunlicherweise mit Freude beantwortete. Wäre es ihr nur darum gegangen, mir Honig ums Maul zu schmieren, hätte ich längst nicht so viel Spaß daran gehabt, aber es interessierte sie wirklich. Ich hatte ganz vergessen, wie es war, wenn man mit Julia zu tun hatte und niemand anderes zugegen war: Dann sah sie einen so aufmerksam und konzentriert an, als wäre man der einzige Mensch auf der Welt. Diese Eigenschaft kannte ich von meiner Mutter. Und da wurde mir auf einmal bewusst, dass Julia sie wahrscheinlich von ihr übernommen hatte. Julias Zielstrebigkeit, ihr Elan, ihre Entschlossenheit – all das richtete sie auf die Person, mit der sie sich unterhielt, und gab ihr das Gefühl, dass sie sich ganz und gar in sie hineinversetzte. Sie war eine bemerkenswerte ZuhörerIn, und ich konnte mir nicht erklären, warum sie diese Fähigkeit nicht noch öfter nutzte. Wahrscheinlich hätte sie es getan, wenn sie es geschafft hätte, über ihren eigenen Schatten zu springen.

Aber sie hatte sich immer noch nicht für das entschuldigt, was sie mir in der Schule angetan hatte, und solange sie das nicht fertigbrachte, würde das Eis zwischen uns niemals völlig schmelzen, sondern immer eine gewisse kühle Distanz zwischen uns bleiben.

»Er fand dich auch nett«, sagte Julia. »Er mochte deinen Humor.«

Ich merkte, dass ihr irgendetwas daran nicht passte, obwohl ich mir beim besten Willen nicht vorstellen konnte, was.

»Zwei Frauen, eine fette und eine dünne, kommen in ein Cupcake-Café und ...«

»Da hast du aber bessere Witze im Repertoire«, unterbrach sie mich und verputzte den letzten Bissen ihres Cupcakes. Ich beschloss, dass sie es überleben würde, mit einem kleinen Schokofleck auf der Lippe herumzulaufen.

Damit war unsere Besprechung beendet. Ich überprüfte noch einmal, ob alle Öfen in der Küche ausgeschaltet waren, während Julia die Lichter im Café ausmachte. Sie aktivierte die Alarmanlage, die wie wild piepste, bis wir hastig die Tür hinter uns zugezogen hatten. Wir hatten uns angewöhnt, zusammen zu Julias Auto zu laufen; auf dem Rückweg nach Pacific Heights setzte sie mich dann immer vor meiner Wohnung ab.

Nachdem Julia die Tür von außen verriegelt hatte, drehte sie sich in die Richtung, in der sie geparkt hatte – und erstarrte. Das Blut begann in meinen Schläfen zu pochen, als ich ihrem Blick folgte und denselben Mann auf dem Gehweg stehen sah, der sich nach der Eröffnungsparty an unsere Fersen geheftet hatte. Die Kapuze seines dunklen Sweatshirts war so weit in die Stirn gezogen, dass sein Gesicht im Schatten lag. Die Hände hatte er in die Pullitaschen gesteckt. Er machte einige Schritte auf uns zu und zog dabei langsam eine Hand aus der Tasche. Als ich zurückwich, wandte er mir ruckartig den Kopf zu und sah mir direkt in die Augen.

»Nicht ... bewegen ...«, sagte er mit rauer Stimme und einem deutlichen Akzent.

Da stieß Julia einen gellenden Schrei aus – keinen schrillen, mädchenhaften Hilferuf, sondern eher ein wütendes, aggressives Heulen. Der Mann stolperte ein Stück zurück und warf einen Blick über die Schulter. Ich startete Julia verblüfft an, doch sie stand da wie gelähmt.

»Julia!«, bellte ich. »Schließ die Tür auf!«

Sie löste sich aus ihrer Erstarrung und entriegelte mit einer blitzschnellen Bewegung das Sicherheitsschloss. Wir stürzten im selben Moment in den Laden, in dem der Mann wieder näher kam. Julia warf die Tür zu, ließ das Schloss einschnappen und tippte in rasender Eile den Code ein, der die Alarmanlage ausschaltete.

»Scheiße!«, rief sie. »Es gibt einen Code, mit dem die Polizei verständigt wird, aber der fällt mir gerade nicht ein!«

»Schon okay«, sagte ich und holte mit zitternden Händen mein Handy aus der Tasche. »Es geht auch so.«

Während ich mit der Polizei sprach, starteten wir beide aus dem Fenster und waren darauf gefasst, den Mann jeden Moment dahinter auftauchen zu sehen. Nichts. Nach einer

Weile ging Julia zum Fenster, drückte ihr Gesicht an die Scheibe und lugte in beide Richtungen die Straße hinunter.

»Ich glaube, er ist weg«, sagte sie seufzend und setzte sich auf einen Barhocker.

Ich blieb so lange am Telefon, bis die Polizei eine Viertelstunde später eintraf. Da wir bereits das Graffiti und die verkratzten Türen gemeldet hatten, erschienen dieses Mal nicht nur mehrere Polizisten, sondern auch ein Beamter der Kriminalpolizei.

»Inspector Ramirez«, stellte er sich mit ernster Miene vor, als er uns die Hand gab. Der altmodisch klingende Titel, auf den er offenbar sehr stolz war, stand in lustigem Kontrast zu seinem Äußeren. Ramirez war jung und recht korpulent; seine freundlichen dunklen Augen wirkten zwischen seinen Pausbacken und der glatten braunen Stirn wie eingequetscht. Ich dachte unwillkürlich an ein kleines Kind, das Räuber und Gendarm spielt. Wir erklärten, was passiert war, und berichteten dabei auch von unserer ersten Begegnung mit dem Mann ein paar Wochen zuvor.

»Ich werde meine Leute hier öfter auf Streife schicken und ihnen sagen, dass sie auf alles achten sollen, was irgendwie auffällig oder verdächtig wirkt«, sagte er. Es schien ihm unangenehm zu sein, Julia direkt anzusehen, denn er wandte sich vor allem an mich. »Wir haben Ihre Beschreibung des Mannes aufgenommen, aber wir können ihm nur schwer etwas beweisen, da Sie nicht bezeugen können, dass er tatsächlich eine Waffe hatte. Ich fürchte, für eine Verhaftung haben wir nicht genug gegen ihn in der Hand.«

»Soll das heißen, dass Sie nichts tun können?«, fragte Julia. Ihre Stimme klang angespannt. Instinktiv legte ich ihr die Hand auf die Schulter. Sie warf mir einen überraschten, dankbaren Blick zu.

Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Seit der Eröffnungsparty war mir der Typ nämlich ein paarmal im Viertel über den Weg gelaufen. Einmal hatte ich ihn beim Aufschließen meiner Haustür an der nächsten Straßenecke stehen sehen, als mich Julia nach einem langen Tag im Laden vor meiner Wohnung abgesetzt hatte. Ein andermal war ich ihm am helllichten Tag begegnet, als ich zur Mittagszeit das Café verließ, um für mich und das Team Tacos aus einem nahe gelegenen Restaurant zu holen. Er saß auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf

einer Haustreppe, und unsere Blicke trafen sich kurz, bevor ich erschrocken den Kopf senkte. Als ich mich nach mehreren Hundert Metern traute, nachzusehen, war er verschwunden. Ich hatte Julia nichts von diesen Vorfällen erzählt, um sie nicht unnötig zu beunruhigen – zu diesem Zeitpunkt glaubte ich noch nicht, dass der Mann irgendetwas mit dem Graffiti zu tun hatte. Und hatten wir uns in der Nacht der Eröffnungsparty nicht einfach von dem Anblick eines unbekannten Mannes in einer dunklen Ecke ängstigen lassen, wie es Frauen in menschenleeren Straßen eben manchmal passiert? Reichte diese unheimliche Begegnung schon aus, um dem Typen üble Absichten zu unterstellen? Ich redete mir ein, dass die ganze Sache ein Missverständnis war. Der Mann wohnte irgendwo in der Nachbarschaft; dass er uns verfolgte oder gar bedrohte, bildeten wir uns nur ein.

Aber nachdem er uns vorhin so schroff und einschüchternd angegangen war, die Hände in seinem Sweatshirt vergraben, als hielte er dort etwas versteckt, konnte ich nicht länger leugnen, dass er eine wirkliche Bedrohung für uns darstellte.

»Ich habe ihn in letzter Zeit ab und zu gesehen«, gestand ich Julia und Ramirez. »Ich glaube, er hing ziemlich oft vor dem Laden herum.« Julia starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. »Ich bin davon ausgegangen, dass er hier in der Nähe wohnt«, sagte ich leise zu ihr. »Wir können nichts beweisen. Ich wollte nicht, dass du dir Sorgen machst.«

»Ich muss Miss Quintana leider Recht geben«, sagte Ramirez. »Wir wissen nicht, was dieser Kerl im Sinn hat. Nichtsdestotrotz können Sie selbst einige Vorkehrungen treffen, um sich zu schützen. Gehen Sie nach Ladenschluss nicht allein auf die Straße. Lassen Sie sich immer von einer Person Ihres Vertrauens begleiten.« Obwohl mir nicht nach Lachen zumute war, musste ich über diesen Rat grinsen. Er erinnerte mich an das Buddy-Prinzip, das Julia und ich schon in der Grundschule perfektioniert hatten. »Erzählen Sie Ihren Angestellten von den Vorfällen«, fuhr Inspector Ramirez fort. »Bleiben Sie wachsam. Tragen Sie Pfefferspray bei sich. Haben Sie immer Ihr Mobiltelefon dabei. Rufen Sie uns an, wenn Sie ihn wiedersehen oder wenn sonst irgendetwas passiert. Nutzen Sie Ihren gesunden Menschenverstand.«

Ich unterdrückte ein Prusten. Ramirez' Belehrungen klangen wie Lautsprecherdurchsagen zur Verhinderung einer

Massenpanik. Julia sah mich scharf an.

»Nimm das gefälligst ernst«, sagte sie.

»Das tue ich doch«, sagte ich mit ausdrucksloser Miene. »Und ich werde meinen gesunden Menschenverstand im Rahmen aller rechtlichen Möglichkeiten einsetzen.«

Diesmal war es Inspector Ramirez, der mich scharf ansah. »Nehmen Sie die Sache auf keinen Fall selbst in die Hand. Das wäre das Schlimmste, was Sie tun können. Lassen Sie sich von diesem Kerl nicht provozieren. Wenn Sie ihn noch einmal sehen, rufen Sie sofort die Polizei. Oder«, er nahm eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche und reichte sie mir, »rufen Sie mich direkt an.«

Seufzend nahm ich die Karte entgegen. »Keine Sorge, das habe ich nicht gemeint. Ich kann Gewalt gar nicht mit ansehen. Ich musste sogar bei *Bambi* wegschauen!«

Julia verdrehte die Augen und sagte zu Ramirez: »Vielen Dank. Würde es Ihnen etwas ausmachen, uns zu meinem Wagen zu begleiten?«

Wir gingen noch einmal das ganze Programm von vorne durch – Lichter ausschalten, Alarmanlage aktivieren, Sicherheitsschloss einrasten lassen. Inzwischen war es elf Uhr nachts, und bis auf einige wenige Autos, die an uns vorbeifuhren, war es ruhig auf der Straße. Unter der Straßenlampe an der Ecke standen dicht zusammengedrängt ein paar Männer, doch keiner von ihnen hatte die stämmige Statur unseres Verfolgers. *Verfolger*. Wir hatten jetzt also einen Stalker. Na toll. Inspector Ramirez begleitete uns wie besprochen zu Julias Auto und wartete auf dem Gehweg, bis wir die Türen verriegelt hatten und losfuhren. Julia umklammerte das Lenkrad so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten.

»Alles wird gut«, tröstete ich sie. »Den sehen wir nicht wieder. Dein Urwaldjägerinnen-Schrei hat ihm bestimmt eine Heidenangst gemacht.«

Julia gluckste. »War ich das? Ich dachte, du wärst das gewesen!«

»Ich? Spinnst du? Ich kresse wie ein kleines Mädchen. Du brüllst wie ein Wrestler beim Schaukampf. Ich dachte, du ringst den Kerl gleich zu Boden.«

Ihre Hände entspannten sich etwas. »Was will er denn bloß von uns? Alles andere läuft doch so gut. Ich komme so gerne

morgens in den Laden. Und ich bin richtig glücklich, wenn ich den ganzen Tag im Treat verbringe. Wirklich, so gut ist es mir schon ... seit langer Zeit nicht mehr gegangen. Und jetzt macht dieser Typ alles kaputt.«

Das war das erste Mal, dass ich Julia offen über ihre Gefühle sprechen hörte. In ihrer Stimme schwang jene Traurigkeit mit, die ich schon ein paar Monate zuvor erahnt hatte, als sie bei der Benefizparty ihrer Mutter nur mühsam ihre Fassade aufrechterhalten hatte. Ich verspürte das starke – *schwesterliche?* – Bedürfnis, sie für dieses Eingeständnis ihrer Verwundbarkeit zu belohnen und ihr zu zeigen, dass sie nicht allein war. Vielleicht hatte Becca doch Recht. Vielleicht hatten die Dinge, die Julia und ich zusammen erlebt und durchgemacht hatten, meine Beziehung zu Julia – unsere *Freundschaft*, bitte schön, ich gab es zu – auf eine ganz besondere Art geprägt. Jedenfalls freute ich mich ganz und gar nicht darüber, sie so unglücklich zu sehen, auch wenn sie mir damals so viel Kummer und Leid zugefügt hatte.

»Ich bin auch sehr gerne im Treat«, sagte ich. »Und ... ich bin dir wahnsinnig dankbar für alles. Wir dürfen uns von diesem Typen nicht die Tour vermässeln lassen.« Mehr Girl Power konnte ich gerade nicht aufbringen.

Julia hielt vor meinem Haus an, sah zu mir herüber und lächelte. Es war ihr echtes Lächeln, nicht das perfekte, sorgfältig arrangierte, das sie sonst immer aufsetzte, sondern das breite, etwas schiefe Grinsen, das ich von früher kannte. Ich wollte gerade die Tür hinter mir zuwerfen, da beugte sie sich über den Beifahrersitz und rief: »Buddy eins!«

»Buddy zwei«, erwiderte ich und musste gegen meinen Willen über unsere alberne, abgedroschene Verabschiedung lachen.

November

18 – Julia

»Julia!«, rief meine Mutter. »Hu-hu, Juuuuulaaaa!«

Ich kam aus meinem Zimmer, ging zur Treppe und beugte mich über das Geländer. Durch den seltsamen Blickwinkel sah es so aus, als schwebte der Kopf meiner Mutter im Nichts, denn ihr Körper verschwand, von oben betrachtet, unter ihrem sorgfältig zurechtgemachten Bob.

»Ach da bist du!«, sagte sie. »Ich verstehe nicht, warum wir in diesem Haus nicht längst eine Gegensprechanlage eingebaut haben. Hast du die Cartier-Uhr deines Vaters irgendwo gesehen? Er kann sie nirgends finden. Er würde noch seinen eigenen Kopf verlegen, wenn der nicht ...«

»Nein«, unterbrach ich sie. Ich konnte es nicht ausstehen, wenn meine Mutter über meinen Vater sprach, als wäre er gar nicht da. Dabei hörte ich ihn in eben diesem Moment mit Curtis reden. Der Klang der tiefen Stimmen, die gedämpft aus der Küche drangen, war so wohlvertraut wie ein altes Kinderlied. Umgekehrt waren wir sicher ebenso gut zu hören. »Wann hat er sie denn zum letzten Mal getragen?«

Meine Mutter hob resigniert die Hände. »Am Sonntag, sagt er. Aber er weiß es nicht genau.« Plötzlich kam sie die Treppe hoch. Ich trat vom Geländer zurück und wandte mich ihr zu, als sie oben ankam. Obwohl sie die Stufen fast im Laufschrift zurückgelegt hatte, war sie erstaunlicherweise kein bisschen außer Atem. Sie senkte verschwörerisch den Kopf. »Vor ein paar Monaten hat er die Hermès-Manschettenknöpfe verloren, die ich ihm doch erst letztes Jahr zum Geburtstag geschenkt habe. Hat er dir das erzählt? Früher war er nie so schusselig! Beim nächsten Mal werde ich es mir dreimal überlegen, bevor ich ihm etwas Schönes kaufe. Soll er doch mit Sicherheitsnadeln in den Manschetten in die Oper gehen! Das wird ihm eine Lehre sein.«

Ich ignorierte ihren entrüsteten Ton. »Müssen wir uns Sorgen um ihn machen?«, fragte ich. »So zerstreut ist er doch sonst nicht.« Ich dachte an den aufgeräumten Schreibtisch meines Vaters, an die Montblanc-Kugelschreiber, die ordentlich nebeneinander in der Schublade lagen, die mit seinem Monogramm versehene Box aus Krokodilleder, in dem

er eine kleine, alphabetisch sortierte Auswahl von Visitenkarten seiner Geschäftspartner aufbewahrte, die silberne Ablage mit der Post, die er las und entweder gleich wegwarf oder in das richtige Fach einsortierte. Bei meinem Vater hatte alles seinen Platz und blieb auch dort.

Meine Mutter hob die Augenbrauen. »Ach was. Geistig ist dein Vater noch voll auf der Höhe. Er tut das alles nur, um mich zu ärgern.«

»Bist du sicher?« Ich senkte die Stimme. »Mir ist in letzter Zeit nämlich auch so einiges aufgefallen. Neulich zum Beispiel habe ich seinen Autoschlüssel in der Besteckschublade gefunden.«

»Meine liebe Julia, wann hast du deinen Vater zum letzten Mal selbst fahren sehen? Den Schlüssel muss Curtis verlegt haben.«

»Aber es sind noch andere sonderbare Sachen passiert.«

»Für die es bestimmt eine logische Erklärung gibt«, sagte sie wegwerfend.

Kaum etwas regte mich so sehr auf wie das Gefühl, von meiner eigenen Mutter nicht ernst genommen zu werden. Ob in der Schule, auf dem College, an der Uni oder bei internationalen Meetings und Konferenzen, überall nahm man mich auf Anhieb ernst – nur zu Hause war und blieb ich immer ein Kind. In den Augen einer Mutter wurden Töchter anscheinend nie richtig erwachsen. Diese Erkenntnis hatte es mir im Laufe der Jahre immer mehr verleidet, offen mit meiner Mutter zu sprechen. Sie schien das aber gar nicht zu bemerken, sondern gab unverdrossen weiter ihre Meinungen, Anekdoten und Ratschläge von sich, bis man den Eindruck hatte, dass jedes Zimmer im Haus von ihrem Geplapper erfüllt war und niemand anders mehr Luft zum Atmen hatte.

Sie schien meine Verstimmung bemerkt zu haben, denn sie fügte hinzu: »Wenn es dich beruhigt, werde ich in nächster Zeit darauf achten, ob mir irgendetwas Ungewöhnliches auffällt. Du hast schon genug andere Sorgen.«

Welche anderen Sorgen meint sie genau? Die Arbeit, die ich mit unserem Café habe? Die Hochzeit? Oder etwas ganz anderes? Nicht zum ersten Mal fragte ich mich, ob meine Mutter sich wohl den wahren Grund dafür zusammengereimt hatte, dass ich im Sommer so unvermittelt nach Hause zurückgezogen war. Sie fuhr sich mit ihren manikürten

Fingernägeln durch die weißblonden Haare, um eine nicht existente verrutschte Strähne zurechtzupfen, und musterte mich mit ihren blassblauen Augen.

»Mein Liebes, du glaubst doch wohl hoffentlich nicht, dass diese kleinen Marotten deines Vaters mich von deinem größten Problem ablenken können.«

Mein Herz setzte einen Schlag lang aus. »Welches Problem meinst du?«

»Das *Kleid*, Liebling!«, stöhnte sie. »Dein Brautkleid! Alles andere kann ich organisieren, aber das Kleid ... wir *müssen* es einfach aussuchen gehen. Und dieses ›wir‹ ist nicht als Pluralis Majestatis gemeint. *Du* und *ich* müssen es aussuchen gehen, mit Betonung auf *du*. Die Zeit rennt! Es sind nur noch sechs Monate bis zu deiner Hochzeit! Manche Brautkleider müssen *Jahre* vorher bestellt werden!«

Ach ja, das Kleid! Diesen wesentlichen Bestandteil der Hochzeitsvorbereitungen hatte ich natürlich nicht vergessen, sondern ihn nur wie alle anderen Dinge, die mit der Hochzeit zu tun hatten, in einen mentalen Ordner mit der Aufschrift »noch zu erledigen« gepackt und irgendwo zwischen meinen Gewinnkalkulationen für das Café und den neuen Nagellack-Winterfarben aus der *Vogue* verstaut. Ich zückte mein Telefon und warf einen Blick in meinen Online-Kalender. Ich hatte jeden Tag einen Zeitblock für das Treat reserviert, und diese Stunden waren mir inzwischen so heilig wie meine großen Joggingrunden, die morgendliche Lektüre des *Wall Street Journal* und die seltenen Wochenenden, an denen Wes und ich unsere Smartphones zu Hause ließen und uns auf den Weinberg meiner Eltern in St. Helena zurückzogen. Obwohl ich mich dagegen sträubte, meine Zeit im Treat auch nur an einem einzigen Tag zu verkürzen – und dabei Annie vielleicht im Stich zu lassen und höchstwahrscheinlich eine interessante Verkaufsgelegenheit zu verpassen, wenn Devi allein an der Kasse war –, konnte ich am Gesichtsausdruck meiner Mutter ablesen, dass ich keine andere Wahl hatte.

»Kannst du dir den dritten Dezember freihalten?«, fragte ich also.

Meine Mutter nickte erfreut. »Für dich doch immer.« Dann runzelte sie die Stirn, was sich bei ihr nur in zwei kleinen Furchen rechts und links ihrer Nasenwurzel zeigte. »Aber ich warne dich, wenn du wieder in letzter Minute ...«

»Ich werde da sein, Mom. Ich verspreche es.«

»Gut.« Sie machte auf ihren Kitten Heels kehrt. »Hör mal, Tad, mein Lieber!«, sagte sie, während sie die Treppe hinunterstöckelte. Sie hatte die Angewohnheit, sich wie selbstverständlich mit Leuten zu unterhalten, die nicht einmal in Sichtweite waren. Offenbar ging sie davon aus, dass die ganze Welt innehielt und ihr lauschte, sobald sie sprach. »Wenn du die Cartier nicht findest, musst du eben die Tiffany tragen!«

19 – Annie

Eine Woche vor Thanksgiving hatten Jake und ich eines dieser schon geradezu unrealistisch perfekten Dates, die ich immer für eine Erfindung der Drehbuchautoren von Liebeskomödien mit Kate Hudson gehalten hatte. Wir aßen in einem winzigen italienischen Restaurant in North Beach zu Abend, auf einer von funkelnden weißen Lichterketten überspannten Terrasse, auf der mehrere Heizstrahler für behagliche Wärme sorgten. An solchen Abenden konnte man leicht vergessen, dass der Mann, von dem man ausgeführt wird, eigentlich mit einer anderen verheiratet ist. Der teure Wein schmeichelte meinem Gaumen mit den warmen Aromen von Feigen und Vanille. Der Mozzarella schmolz auf meiner Zunge wie Sahne, und die gemischten Waldpilze verliehen den hausgemachten Pappardelle, die auf meinem Teller glänzten, eine herzhaft-erdige Note. Das Dessert – natürlich meine Bewährungsprobe für jedes Restaurant – war ein ohne Mehl gebackener Schokoladenkuchen, der so mächtig war, dass die meisten Leute wohl nach ein paar Bissen gesättigt und zufrieden ihre Gabel beiseitegelegt hätten. Doch als der Kellner die beiden Kuchenstücke vor uns auf den Tisch stellte, ließ Jake in weiser Voraussicht meine Hand los. Binnen Minuten hatte ich das ganze Stück Kuchen verschlungen. *Und jetzt ganz ruhig*, befahl ich meinem pochenden Herzen, als ich aufsaß und feststellte, dass Jake ebenfalls alles aufgegessen hatte. *Na endlich*, dachte ich und grinste ihn an, wobei es mir egal war, dass meine Zähne wahrscheinlich in einem wunderschönen Schokoladenbraun glänzten. *Ein echter Kerl*.

Ach ja! Und die Unterhaltung? Die war ganz in Ordnung.

Scherz beiseite – unser Gespräch war ein einziges Feuerwerk an geistreichen Witzen, eifrig diskutierten Meinungen und erotischen Anspielungen. Als wir nach dem Essen den letzten Rest Wein leerten und auf die Rechnung warteten, stupste mich Jake mit dem Fuß an. Ich lächelte ihm zu, doch sein Blick hatte einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck angenommen. Ich spürte, wie sich mir die Brust zusammenzog.

»Du sprichst nie über deine Mutter«, sagte er.

Ich atmete erleichtert auf. »Doch, sehr oft sogar«, sagte ich. »Ich spreche sehr gerne über sie. Und ich spreche sehr gerne über sie, als wäre es das Normalste auf der Welt.«

Jake entspannte sich und ließ seine Grübchen aufblitzen. »Was für ein Mensch war sie?«

Ich dachte kurz nach. »Sie war ein herzensguter Mensch. Und sie war eines dieser Arbeitstiere, die keine Müdigkeit kennen und denen fünf Stunden Schlaf vollkommen ausreichen.« Mit meinen kurzen Fingernägeln malte ich kleine Kreise auf den Fuß meines Weinglases. »Sie war eine wunderbare Mutter. Natürlich habe ich sie nur als Kind und Jugendliche erlebt, darum ist meine Erinnerung an sie bestimmt etwas verklärt. Aber ich bin ziemlich sicher, dass sie bei allem, was sie tat, immer zuerst an mein Wohl dachte. Sie hatte eine schwere Kindheit. Ihre eigene Mutter war eine Tyrannin, die sie rauswarf, als sie mit sechzehn schwanger wurde. Also verließ sie Ecuador und kam hierher.«

»Das klingt mutig«, sagte Jake.

Ich nickte. »Sie kam mir immer sehr schüchtern vor, wenn sie mit irgendjemand anderem außer mir und Julia geredet hat. Aber inzwischen denke ich, dass sie damals eigentlich selbst noch ein Kind war. Ein Kind, das versuchte, sich in einem neuen Land, in einer neuen Sprache, in der Mutterrolle und im Angestelltendasein zurechtzufinden. Das muss man sich mal vorstellen! Und dann, als wir beide älter wurden, legte sie diese Zurückhaltung allmählich ab. Ihr Lachen wurde ... *größer* ... nicht nur häufiger, sondern auch lauter, länger, selbstbewusster. Ich bilde mir gern ein, dass ich etwas damit zu tun hatte.«

»Ganz bestimmt«, sagte Jake. Mein Herz wurde plötzlich ganz weit, und ich senkte den Blick auf meinen Teller. Nach einer kurzen Pause streckte er den Arm aus und legte seine Hand auf meine. Seine braunen Haare fielen ihm jugenhaft in die Stirn. »Wie ist sie gestorben?«

Ich schluckte. Zehn Jahre nach ihrem Tod hatte ich immer noch das Gefühl, als sei es erst gestern passiert. *Du solltest darüber sprechen können, ohne mit den Tränen kämpfen zu müssen*, sagte ich mir.

»Sie hatte eine Hirnblutung. Es kam völlig unerwartet.« Ich schüttelte den Kopf und gab ein gepresstes Lachen von mir. »*Völlig* unerwartet«, wiederholte ich und trank den letzten

Schluck Wein. »Keine Ahnung, warum ich das gesagt habe. Als könnte irgendetwas *ein bisschen* unerwartet sein. Oder nur *ansatzweise* ein Schock. Oder das Leben *halb* auf den Kopf stellen.«

»Es tut mir leid«, sagte Jake und streichelte meine Hand. »Ich kann es verstehen, wenn du nicht darüber reden willst.«

»Nein, es geht schon. Danke.«

Der Kellner brachte die Rechnung, und Jake legte achtlos seine Karte darauf, ohne nachzusehen, ob sie uns eine extra Flasche Wein, drei Nachtische oder den Hummer anstatt der Pasta berechnet hatten. Ich nahm das kleine bisschen Selbstbeherrschung zusammen, das offenbar in einem umschatteten, selten benutzten Bereich meines Gehirns schlummerte, und widerstand der Versuchung, den Kellner so lange aufzuhalten, bis ich einen prüfenden Blick auf die Rechnung geworfen hatte.

»Hast du je darüber nachgedacht, deinen Vater ausfindig zu machen?«, fragte Jake und riss mich damit aus meinem imaginären Ringkampf mit dem Kellner.

Ich überlegte. »Diese Idee ist mir bestimmt mal gekommen. Es wäre ja komisch, wenn nicht, oder? Aber wahrscheinlich habe ich den Gedanken sofort wieder verworfen. Meine Mutter hat nie irgendetwas von ihm erzählt. Für mich ist es fast so, als hätte es ihn nie gegeben. Ich bin einfach die Tochter meiner Mutter. Das ist meine ganze Familie.«

Jake lächelte, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und ließ den warmen Blick seiner blaugrünen Augen auf mir ruhen. »Frauen wie dich treffe ich nicht alle Tage.«

»Du meinst Cupcake-Bäckerinnen mit Migrationshintergrund, die einen Vaterlosigkeitskomplex haben? Uns gibt es doch wie Sand am Meer.«

»Anscheinend habe ich nicht an den richtigen Orten gesucht.«

»Küchen«, sagte ich. »Wir treiben uns in Küchen herum. Und in Krippen. Wie andere jungfräulich geborene Kinder auch.«

Da wir beide am nächsten Morgen früh rausmussten, beendeten wir den Abend, nachdem Jake vor meinem Haus geparkt hatte, leidenschaftlich rumknutschend in seinem Auto. Als Stadtkind, das von den Jungs meistens verschmäht worden war, hatte ich die Phase, in der alle mit irgendwem im

Auto rummachten, versäumt. Doch als ich mich jetzt unter dem Glasschiebedach zu Jake hinüberlehnte und seine Lippen heiß und fordernd an meinem Hals spürte, während er mit seinen Händen mein Haar zerwühlte und die bis zum Anschlag aufgedrehte Sitzheizung mit der Hitze unserer Körper wetteiferte, wurde mir zum ersten Mal bewusst, was mir damals entgangen war.

Meine Beziehung mit Jake war immer noch an dem Punkt, an dem mich jeder Kuss unter Strom setzte und eine schier unersättliche Gier nach *mehr, mehr, mehr* in mir auslöste. Als ich nach einer kleinen Ewigkeit die Autotür hinter mir zuschlug und Jake zum Abschied noch einmal zuwinkte, konnte ich mir im Überschwang meiner Gefühle nicht vorstellen, schon in meine stille Wohnung zurückzukehren. Ich musste mit jemandem reden – nicht unbedingt über Jake, sondern einfach nur um zu reden. Ich wollte diesen seltenen Moment, in dem ich mich nicht allein fühlte, diese innige Verbundenheit mit der ganzen Welt noch mehr auskosten. *Wir alle lieben!*, schwärmte es in meinem Kopf. *Wir alle laben uns an der Wärme anderer Menschen! Wie wunderbar!* Und die Person, mit der ich jetzt reden wollte, war zu meinem eigenen Erstaunen nicht meine beste Freundin Becca, sondern Julia St. Clair. Bevor ich es mir anders überlegen konnte, wählte ich ihre Nummer. Ich hatte keine Ahnung, was ich ihr eigentlich sagen wollte.

Sie ging sofort ran. »Du hast meine Nachricht bekommen«, sagte sie statt einer Begrüßung. Ihre Stimme klang schwach und beklommen. Ich konnte sie kaum hören.

Meine glücklichen Gedanken stürzten von ihrem Höhenflug jäh in einen schwarzen Abgrund. »Nein«, sagte ich. »Was ist passiert?«

»Jemand hat einen Ziegelstein gegen die Fensterscheibe des Cafés geworfen. Zum Glück ist sie nicht zerbrochen, sondern hat nur einen Sprung. Aber wir müssen sie natürlich ersetzen. Die Alarmanlage ist angegangen. Ich bin jetzt im Laden.«

»Oh nein«, stöhnte ich. »Ist die Polizei da?«

»Ja. Der phänomenale Ramirez ist vor Ort.«

»Gut. Ich bin schon unterwegs. Ich bin gleich da.« Erst jetzt fiel mir auf, dass ich automatisch in Richtung Laden

losgegangen war, sobald ich Julias Stimme gehört hatte.

»Okay. Sei vorsichtig.«

»Geht klar«, sagte ich und warf im gleichen Moment einen nervösen Blick über die Schulter.

»Warte ... Annie?«, sagte Julia, gerade als ich das Gespräch beenden wollte. »Du wusstest noch nicht Bescheid wegen des Fensters? Du hast also nicht deswegen angerufen?«

»Nein, ich ...« Ich zögerte. Warum hatte ich Julia angerufen? Die Seligkeit, die ich noch vor wenigen Augenblicken empfunden hatte, kam mir vor wie ein ferner Traum. »Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, warum ich angerufen habe. Vielleicht haben mich meine Cupcakes um Hilfe gerufen?«

Als Julia lachte, fühlte ich mich gleich ein bisschen besser. Es war alles halb so schlimm. »Du bist echt eine komische Nudel«, sagte sie. »Los, beeil dich.«

Dezember

20 – Julia

Nach dem Vorfall mit der kaputten Fensterscheibe wurde es merklich ruhiger im Treat. Nun ja, ruhig ist vielleicht nicht das richtige Wort – der Laden war jeden Tag brechend voll, so dass ich manchmal das Gefühl hatte, härter für dieses kleine Cupcake-Unternehmen zu arbeiten als für irgendeinen der Millionen-Dollar-Deals meiner gesamten Zeit in New York. Doch die Fensterscheibe war schnell ersetzt worden, und abgesehen von dem einen oder anderen Kondom oder Crack-Röhrchen, über das ich auf dem allmorgendlichen Weg vom Auto zum Café steigen musste, und den harmlosen Schmierereien, die gelegentlich auf der Eingangstür auftauchten, schien der Mission District uns eine wohlverdiente Pause von den Ärgernissen der ersten Wochen zuzugestehen.

Als ich an diesem Morgen im Treat ankam, hatten sich Annie und Tanya, eine der beiden Küchenhilfen, längst an die Arbeit gemacht. Auch Eduardo, der Spüler mit den stark behaarten Unterarmen, der offenbar kein einziges Wort Englisch beherrschte, war schon da.

»Morgen allerseits«, sagte ich in die Runde. »*Buenos días*«, rief ich in Eduardos Richtung.

Annie schüttelte lächelnd den Kopf. Ihr bronzefarbenes Gesicht und die bloßen Arme leuchteten in der warmen Küche regelrecht gegen ihre dunkelrote Schürze, und ihr dunkler Pferdeschwanz war mit Mehl besprenkelt. »Na, da haben wir wohl einen multikulturellen Tag erwischt«, neckte sie mich. »Was gibt's?«

»Ich wollte nur Hallo sagen.« Ich nahm einen noch nicht verzierten Birne-Zimt-Cupcake vom Abkühlgitter und brach geistesabwesend ein Stück Teig ab.

»Den bezahlst du aber, oder?«

»Setz ihn auf meine Rechnung.« Die Birne schmeckte zart und süß. Ogdens Biobirnen waren ihren stolzen Preis wirklich wert. Ich lehnte mich an den Türrahmen und brach noch ein paar kleine Brocken ab. Eigentlich wollte ich eine Idee loswerden, die ich schon länger mit mir herumtrug, doch als ich zusah, wie Annie in ihrem Reich das Regiment führte,

verspürte ich eine ungewöhnliche Scheu. Ich staunte immer wieder darüber, wie sie sich veränderte, sobald sie in der Küche am Werk war. Außerhalb des Cafés war Annies Sarkasmus wie ein Schutzschild einer etwas verloren wirkenden Frau; hier, in der Küche, war sie hingegen ganz in ihrem Element – eine Meisterin ihres Fachs, die Zuversicht und Glück ausstrahlte. Und sie wusste, dass sie gut in dem war, was sie tat. Insgeheim beneidete ich meine Freundin um diese Leidenschaft für das Backen, die ihrem Leben Sinn und Gestalt gab. Ich blickte auf den Cupcake in meiner Hand und stellte fest, dass ich ihn fast aufgegessen hatte. Im gleichen Moment schaltete Annie endlich den dröhnenden Mixer ab, drehte sich um und registrierte verblüfft, dass ich immer noch in der Tür stand.

»Oha, Tanya«, sagte sie, ohne die Hand vom Schalter des Mixers zu nehmen. »Ich glaube, die Chefin hat uns auf dem Kieker. Wer wohl als Erstes gefeuert wird?«

Tanya, die sich gerade zum Backofen hinuntergebeugt hatte, richtete sich erschrocken auf.

»Annie!«, rief ich lachend. »Hör am besten gar nicht hin, Tanya. Sie ist grausam.«

»Was willst du dann?«, fragte Annie und stützte die Hände in die Hüften. »Hast du keine Zahlen mehr, die du durchrechnen kannst?«

»Sehr lustig, du Schlaubergerin.« Trotzdem rührte ich mich nicht vom Fleck. Warum druckste ich nur so herum? Es war doch keine große Sache. »Kann ich dich kurz sprechen? Vorne im Laden?«

Annie sah mich fragend an, wischte sich die Hände an der Schürze ab und folgte mir in das noch unbeleuchtete Café. In der nachsichtigen Morgensonne wirkte die Twentieth Street vor unserem Fenster geradezu hübsch herausgeputzt.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Annie, nachdem sie die Küchentür hinter sich geschlossen hatte.

»Ja, klar. Alles bestens. Es ist nur ...« Ich wurde rot. *Nun frag sie schon endlich!* Allmählich wurde es peinlich.

Annie lehnte sich an die Theke und schob die Vitrinentür auf und zu. »Hör zu, Julia«, sagte sie plötzlich. »Ich weiß, was du willst.«

»Echt?«

»Ja, und ich muss deine Bitte leider abschlagen. Ich kann dir

nicht noch mehr Geld leihen«, sagte Annie mit ausdrucksloser Miene. »Hör auf, mich anzupumpen. Es wird mir langsam echt zu viel.«

Ich lachte und entspannte mich ein wenig. »Du bist echt gut drauf heute Morgen.«

»Na los, raus mit der Sprache. Sonst gibt es heute keine frischen Cupcakes.«

»Okay.« Ich holte tief Luft. »Meinst du, Tanya kommt heute Nachmittag alleine in der Küche klar?«

»Ich denke schon. Warum? Was steht an?«

»Wir suchen mein Hochzeitskleid aus. Du, ich und meine Mutter.«

»Eine Shoppingtour mit der lieben Lolly?« Annie grinste. »Das wird bestimmt ein Riesenspaß. Ich bin dabei.«

Ich atmete auf. »Danke.« Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie so einfach Ja sagen würde.

Annie zuckte mit den Schultern. »Kein Thema. Ich weiß ja, wie sehr du meinem Geschmack in Sachen Mode vertraust. Kann ich jetzt weiterarbeiten?«

Eine halbe Stunde, bevor wir zu unserem Einkaufsbummel aufbrechen wollten, stand plötzlich Wes vor mir an der Kasse. Er hielt eine sehr teure Flasche Champagner in der Hand.

»Hey, meine Schöne«, sagte er, »Lust auf einen kleinen Schampus?«

»Wes!«, rief ich. »Was machst du denn hier? Du hast gar nicht erzählt, dass du heute schon zurückkommst!«

»Ich glaube, das ist das, was die Leute eine Überraschung nennen.« Seine dunklen Augen blitzten hinter den Brillengläsern. »Überraschung! Soll ich meine herausragenden Fähigkeiten im Überschlagsprung unter Beweis stellen, oder kommst du rum und gibst mir einen Kuss?«

Die Schlange vor der Kasse war nicht besonders lang, also konnte ich Devi getrost die Bedienung der Kundschaft überlassen. Ich band meine dunkelrote Treat-Schürze auf, hängte sie an den Haken neben der Küchentür und wollte gerade um die Theke herum in den Cafébereich gehen, als Wes mir schon entgegenkam, mich an sich zog und küsste. In seinen Armen fühlte ich mich wie in einem sicheren Hafen. Konnte es einen schöneren und wärmeren Ort der Geborgenheit geben? Sicher nicht. Glücklicherweise erwiderte ich

seinen Kuss und führte ihn dann an der Hand zum Fenstertresen hinüber.

»Du hättest anrufen sollen«, sagte ich. »Dann hätte ich meinen Termin verschoben. Ich muss nämlich gleich los.«

»Ich weiß. Das Brautkleid. Jemand mit einem sehr großen Mitteilungsdrang hat es mir verraten. Daher der Champagner. Zur Einstimmung auf eure Shoppingtour.«

»Meine Mutter hat dich angerufen? Warum das denn?«

»Die Gedankenwege deiner Mutter sind unergründlich«, sagte Wes, »Ich glaube, sie war einfach sehr aufgeregt. Sie hat sich in letzter Zeit anscheinend Sorgen um dich gemacht.«

Er schwieg einen Augenblick, als wollte er mir die Gelegenheit geben, seine Vermutung zu kommentieren. Ich schaute auf die Tischplatte hinunter und versuchte, nicht an die gemeinen Worte zu denken, die das schöne Holz damals verschandelt hatten. Nach einer kurzen Pause zog Wes mich noch einmal an sich und küsste mich auf die Schläfe. Dann entkorkte er mit einer einzigen gekonnten Handbewegung den Champagner. Ein paar schlaksige junge Mädchen, die für Cupcakes anstanden, zuckten beim Knallen des Korkens zusammen und nahmen Wes tuschelnd in Augenschein. Er zwinkerte ihnen mit einem charmanten Grinsen zu und zog zwei Plastikbecher aus seiner Manteltasche. »Prost«, flüsterte er und beugte sich zu mir vor. »Auf meine Zukünftige, die klügste, schönste und schärfste Frau, die ich kenne.«

Ich trank einen Schluck Champagner und lehnte meinen Kopf an Wes' Schulter, während ich gedankenverloren auf die Straße hinaussah. »Annie kommt auch mit«, erzählte ich. »Ich habe sie als Beraterin eingespannt.«

»Ach ja?« Ich hörte die Überraschung in Wes' Stimme und fragte mich, wie viel er von Annies und meiner Vorgeschichte mitbekommen oder erraten hatte. »Das freut mich. Mit ihr wird es bestimmt lustig. Gottverdammich, Jules! Soll das heißen, dass ich mir jetzt doch einen Trauzeugen suchen muss? Hast du es dir doch noch einmal anders überlegt?«

»Was? Nein«, sagte ich schnell. Dann dachte ich kurz nach. »Na ja, vielleicht doch. Ich weiß es nicht. Ich lasse es mir nochmal durch den Kopf gehen.«

»Nur keinen Stress.« Wes warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich sollte mich vom Acker machen, damit ihr

beiden Hübschen nicht zu spät kommt. Nicht dass Lolly noch auf euch warten muss.« Er deutete auf die angebrochene Flasche Champagner. »Zum Vorglühen im Taxi, falls du den guten Tropfen teilen willst. Wäre doch schade drum.«

Ich stützte das Kinn in die Hand und betrachtete ihn. Es kam mir vor wie eine Ewigkeit, seit wir uns zuletzt gesehen hatten, dabei hatten wir erst eine Woche zuvor bei einem seiner kurzen Zwischenstopps in San Francisco die Nacht zusammen verbracht. Aber es stand immer noch etwas Unausgesprochenes zwischen uns, was mir das Gefühl gab, ihm nie richtig nahe zu sein; die Erinnerung an jenen Tag im Krankenhaus lag mir wie ein Stein auf der Brust und schnürte mir die Luft ab. *Vielleicht ist heute Nachmittag der richtige Zeitpunkt, um es ihm zu erzählen*, dachte ich zum ungefähr hundertsten Mal. »Ich muss das Brautkleid nicht unbedingt heute aussuchen«, hörte ich mich sagen. »Ich kann den Termin auch verschieben. Dann könnten wir den Nachmittag zusammen verbringen.«

Wes machte ein bekümmertes Gesicht. »Hm, Mist. Ich bin eigentlich auf dem Sprung nach Palm Springs, um mich mit einigen Investoren zu treffen. Aber morgen bin ich wieder zurück. Sehen wir uns dann zum Dinner?«

»Okay«, sagte ich und spürte den Stein auf meiner Brust noch schwerer werden. Ich umarmte Wes und schnupperte an seinem Hals. Er duftete immer so gut nach Kaffee und Leder und etwas Süßem, was ich nie genau definieren konnte. Was war es nur? Butter von seinem Frühstückstoast? Der Geruch einer Praline, die bei seiner letzten Hotelübernachtung auf dem Kopfkissen gelegen hatte? Vielleicht ein Hauch von dem Honig, den er sich gern über seine Äpfel träufelte? Ich lächelte und gestattete es mir für einen Moment, an die Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens voller süßer Dinge zu glauben.

In der Brautmoden-Boutique führte die Verkäuferin Annie und mich in einen kleinen Warteraum mit einem riesigen, dreiflügeligen Spiegel. Meine Mutter wartete, auf der Kante einer mit weißem Damast bezogenen Polsterbank sitzend, auf uns und stand sofort auf, als sie uns sah.

»Ah, sehr gut, du beehrst uns tatsächlich mit deiner Anwesenheit«, sagte sie und küsste mich auf die Wangen,

nachdem sie ihren taubenblauen Tweedanzug glattgestrichen hatte. Dann nickte sie der Verkäuferin zu. »Sie können jetzt die Kleider bringen, über die wir gesprochen haben.« Erst als sie sich wieder zu mir umdrehte, schien sie Annie zu bemerken. »Hallo, Annie! Was für eine schöne Überraschung. Du wirst uns sicher eine große Hilfe bei der Auswahl des Kleides sein.«

Ich verdrehte die Augen, doch Annie tat so, als habe sie die spitze Bemerkung gar nicht gehört. Erleichtert atmete ich auf, als mir klar wurde, dass sie meine Mutter gut genug kannte, um sich von ihrer hochnäsigen Art nicht abschrecken zu lassen; sie wusste, dass sich dahinter ein großes Herz verbarg. Vielleicht war ihre Toleranz aber auch dem leichten Schwips zuzuschreiben, den uns die Flasche Champagner im Taxi beschert hatte.

»Du kennst mich ja, Lolly«, sagte Annie, hob den Saum ihres rot gemusterten Shirtkleids an und machte einen kleinen Knicks. »Was Mode angeht, habe ich schon immer klare Statements bevorzugt.«

»Gut. Auffällige Akzente sind mir bei dieser Hochzeit allemal lieber als gepflegte Langeweile«, sagte meine Mutter und schlang ihre Arme um Annie. »Ich freue mich sehr, dass du mitgekommen bist.«

Als die Verkäuferin mit mehreren Kleidern zurückkehrte, folgte ich ihr in das Ankleidezimmer, während Annie und meine Mutter draußen warteten. Ich schaute mir die Kleider an, die meine Mutter für mich ausgesucht hatte, und fand sie ausnahmslos wunderschön. Genau dieselbe Auswahl hätte ich wohl auch getroffen. Klassisch, schulterfrei, zeitlos elegant. Meine Mutter kannte eben meinen Geschmack. Ich zog mich aus und schlüpfte in das hübscheste Kleid. Der Rock knisterte verheißungsvoll, als die Verkäuferin den seitlichen Reißverschluss zumachte. Mir wurde kurz schwindlig – es war einfach zu viel Champagner auf nüchternen Magen gewesen.

»Oh«, hauchte die Verkäuferin. »Wie könnten wir Vera Wang noch toppen? Sie sehen einfach traumhaft aus. Eine Braut wie aus dem Bilderbuch.«

Auf einmal schnürte sich mir die Kehle zu. Meine Stimme klang brüchig, als ich die Frau bat, mich kurz allein zu lassen. Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, drehte ich mich zum Spiegel um. Vor mir stand eine Braut –

hochgewachsen und schön und mit tränenfeuchten Augen.

In diesem Kleid war kein Entkommen mehr möglich. Sosehr ich auch versucht hatte, den Blick vor der Realität oder vielmehr den Ungewissheiten der Zukunft zu verschließen: Bald würde diese Zukunft mich eingeholt haben. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie ich durch das Spalier der Hochzeitsgäste auf Wes zuschritt, aber vor meinem inneren Auge blieb alles schwarz. Nicht einmal Wes' Gesicht konnte ich heraufbeschwören. Warum war das nur so schwer? Ich hatte ihn doch vorhin erst gesehen! Hätte ich mir nur seinen Blick, seinen klaren, liebevollen, beherzten Blick in Erinnerung rufen können, wäre es mir gleich bessergegangen. Oder? Ich schleppte dieses furchtbare Geheimnis nun schon so lange mit mir herum, dass es sich mehr und mehr wie eine Lüge anfühlte – eine Lüge, die zwar nur auf Unterlassung beruhte, aber dennoch eine Lüge war. Wie sollte Wes mir je wieder vertrauen können? Er hatte es nicht verdient, so von mir behandelt zu werden.

Ich war erst achtundzwanzig, aber fühlte mich von einem Makel gezeichnet, der jede Liebe unmöglich machte. *Werde ich diese Blöße, diese Verletzbarkeit etwa ein Leben lang mit mir herumtragen?* Ich vermisste mein altes Ich bitterlich. Verzweifelt ließ ich mich auf die Bank des Ankleidezimmers sinken. Am liebsten hätte ich mir das Kleid vom Leib gerissen. Hätte ich doch bloß keinen Champagner getrunken!

Da ging die Tür auf, und noch bevor ich irgendetwas sagen konnte, baute sich Annie vor mir auf und stemmte die Hände in die Hüften.

»Du meine Güte, Julia!«, sagte sie erschrocken. »Was ist los?«

Ich stand rasch auf und glättete meinen Rock. Die Geste erinnerte mich an meine Mutter. »Nichts«, sagte ich. »Ich bin einfach so glücklich.«

Annie legte den Kopf schräg und zog eine komische Grimasse. »Mit Freudentränen rotzt man sich aber nicht so voll.«

Wider Willen musste ich lachen. Ich merkte, wie gut es mir tat, nicht allein zu sein. Ich nahm ein Taschentuch aus der Box auf dem Beistelltisch, sah in den Spiegel und tupfte mir die Mascara-Spuren unter den Augen weg. Jetzt fühlte ich mich schon besser. »Also«, sagte ich und suchte Annies Blick

im Spiegel. »Willst du den ganzen Tag lang dastehen und mich anstarren, oder kannst du mir auch irgendwann nochmal sagen, wie toll ich aussehe?«

»Du siehst toll aus«, sagte Annie geradeheraus. Ihre Stimme klang warm, ohne jeden Anflug von Neid, Bitterkeit oder Wut. Es war die Stimme meiner alten Freundin Annie, die Stimme der besten Freundin, die ich je hatte, bevor ich alles kaputt gemacht hatte. Ich atmete tief durch, lächelte sie im Spiegel an und versuchte mit einem leisen Schniefen, wenigstens ein bisschen glücklich zu sein.

Annie drehte das Preisschild um, das an der Seite des Kleides hing, und schnaubte belustigt. »Erinnerst du dich an das Spiel, das wir mit den Zeitschriften deiner Mutter gespielt haben?«

Ich schüttelte den Kopf und vollführte eine kleine Pirouette, um den edlen Seidenrock durch die Luft schwingen zu lassen.

»Wir haben so getan, als könnten wir uns auf jeder Seite einen Artikel aussuchen«, sagte Annie. »Aber wir durften nicht auf den Preis oder die Marke gucken, sondern mussten nach dem ersten schnellen Blick sofort sagen, was uns am besten gefiel. Ich war wie eine Elster, ich habe mir immer das glitzerndste, bunteste Teil ausgesucht.«

»Als hättest du davon nicht schon genug gehabt«, lachte ich. »Noch eine lindgrüne Weste mit paillettenbesetzten Taschen.«

»Hey! Ich habe diese Weste geliebt.«

Ich zuckte mit den Achseln und grinste.

»Wie auch immer«, fuhr sie fort, »jedenfalls hast du dir immer das teuerste Teil auf der Seite ausgesucht, obwohl du geschworen hast, dass du nicht schummelst. Ich habe nie kapiert, wie du das angestellt hast! Du hattest schon damals einen äußerst exklusiven Geschmack.«

Mir kam die geschilderte Szene zwar entfernt bekannt vor, aber ich konnte mich nicht daran erinnern, dieses Spiel selbst gespielt zu haben. Es erstaunte mich, dass Annie sich offenbar an Dinge aus unserer Kindheit erinnerte, die ich total vergessen hatte. *So ähnlich muss es Schwestern gehen.* Das war ein schönes Gefühl. Ich war wirklich froh, dass ich sie gebeten hatte mitzukommen. Und obwohl mir klar war, dass der Champagner an dieser sentimentalen Anwandlung nicht

ganz unschuldig war, schwor ich mir, nie wieder irgendetwas zu tun, was meine Freundschaft zu Annie aufs Spiel setzen könnte.

Ich drehte mich noch einmal zum Spiegel um und spürte, wie sich ein Gefühl der Zuversicht in mir ausbreitete. »Das ist das richtige«, sagte ich und legte die Hände an meine Wespentaille.

»Das hier?«, fragte Annie erstaunt. »Ich meine, es ist wirklich wunderschön, aber ist es nicht das erste Kleid, das du anprobierst?«

»Manchmal ist es eben Liebe auf den ersten Blick«, sagte ich.

»Wow. Okay. Anscheinend war das Spiel mit den Zeitschriften und der schnellen Entscheidung eine gute Vorbereitung auf diesen Tag. Soll ich die Chefin holen?«

»Ja.« Lachend spazierte ich hin und her. »Hol die Chefin.«

Später, als Curtis den Bentley schweigend durch das Straßengewirr des Mission District lenkte, teilten meine Mutter, Annie und ich uns die geräumige Rückbank, obwohl Annie sich viel lieber auf den Beifahrersitz gesetzt hätte. Die freudige Erregung über unseren erfolgreichen Shoppingtrip war geradezu mit Händen greifbar. Meine Mutter löcherte uns mit Fragen über das Café, ließ uns aber nur selten zu Wort kommen.

»Ich hoffe, ihr habt auch die Maracuja-Baisers deiner Mutter auf der Karte«, sagte sie zu Annie. »Es wäre wirklich eine Schande, wenn nicht. Ich habe noch nie in meinem Leben etwas annähernd so sündhaft Perfektes gegessen. Bestimmt erfindest du gern deine eigenen Rezepte – von deinem Talent konnte ich mich ja selbst überzeugen –, aber es geht doch nichts über ein gutes altes Familienrezept. Da ist jeder Bissen pure Geschichte! Und gegen die Tradition kommt auch der Reiz des Neuen nicht an, oder?«

»Mutter«, mischte ich mich ein, »wir würden liebend gern einige von Lucias Rezepten anbieten, aber wir konnten ihr Backbuch einfach nicht finden. Das habe ich dir schon tausendmal erzählt.«

»Oh.« Ihr Blick wanderte von mir zu Annie, als erwartete sie eine Bestätigung. Annie nickte bedrückt. »Nun, wir dürfen uns nicht entmutigen lassen! Ich werde Jacqueline und die

anderen Mädchen anweisen, sich auf die Suche zu machen«, sagte meine Mutter. Mit den »Mädchen« meinte sie ihre übrigen Hausangestellten. »Operation Lucias Backbuch. Die Damen haben sicher ein Händchen dafür, die Nadel im Heuhaufen zu finden. Leider hatten sie bislang kein Glück, was den Schmuck meines Mannes betrifft.« Sie seufzte. »Andererseits würde ich an ihrer Stelle vielleicht auch zögern, eine teure Uhr abzuliefern, wenn ich sie zufällig in die Finger bekäme. Würdest du das tun?«, fragte sie Annie unverblümt.

Mir klappte die Kinnlade herunter. Annie und ich wechselten einen Blick und verzogen fast gleichzeitig das Gesicht.

»Hier wohne ich«, rief Annie schließlich, ohne auf die Frage einzugehen, und klopfte an die Fensterscheibe, als Curtis vor dem Gebäude hielt. »Meine Wohnung würde dir gefallen«, neckte sie meine Mutter. »Sie ist sehr gemütlich. Sehr originell. Und es gibt erstaunlich wenig Nagetiere. Magst du kurz mit raufkommen und sie dir ansehen?«

Meine Mutter setzte sich aufrecht hin, knöpfte ihren Blazer zu und räusperte sich. »Das wäre ganz reizend. Ein andermal gern.«

Annie zuckte mit den Schultern, grinste mir zu, verabschiedete sich mit einem Winken von Curtis und hüpfte hinaus auf den Gehweg, auf dem mehrere Passanten verstohlen auszumachen versuchten, wer sich da in einem Bentley mit getönten Scheiben durch den Mission District kutschieren ließ.

Meinen eigenen Wagen hatte ich einige Blocks weiter weg geparkt. Nachdem Curtis mich dort abgesetzt hatte, stieg ich ein, verriegelte wie immer die Türen von innen und steckte den Schlüssel in den Anlasser. Doch gerade als ich ihn herumdrehen wollte, machten sich wahrscheinlich durch den Champagner verursachte Kopfschmerzen bemerkbar. Meine gute Laune verflog schlagartig. Ich lehnte mich auf dem Fahrersitz zurück. Diese plötzlichen Stimmungsschwankungen erschöpften mich. *Genug ist genug. Morgen beim Dinner erzähle ich Wes alles.* Beim bloßen Gedanken daran begann ich zu zittern, als geriete irgendwo tief in mir ein bis zum Zerreißen gespanntes Seil in Schwingung. Wenn morgen der Tag war, an dem ich Wes alles erzählen würde, brauchte ich heute einen Drink. Ich zog den Schlüssel ab, stieg wieder aus und lief in der kühlen Abendluft zu der nächsten Bar, die ich

kannte.

Von meinem Platz in der hintersten Ecke des 500 Club hatte ich die Eingangstür gut im Blick. Als ich Jake die Bar betreten sah, überkam mich ein Gefühl von Dankbarkeit. Es war schrecklich, so ganz allein vor einem Drink zu sitzen. Diese Würdelosigkeit sollte niemand ertragen müssen, schon gar nicht in einer Kaschemme wie dem 500 Club, auch wenn ich um die Anonymität der schäbigen Bar sehr froh war. *Außerdem, rief ich mir in Erinnerung, treffe ich mich ja nur mit einem alten Freund auf einen Cocktail. Das ist nichts Verwerfliches.*

Jake zwängte sich neben mich auf die Sitzbank und nahm einen kräftigen Schluck von dem Scotch, den ich für ihn bestellt hatte. Seine größte Stärke, dachte ich, war sein offenbar sehr flexibler Terminplan. Wenn er überhaupt Termine hatte. Jake erzählte immer mal wieder von einer Surfschule für benachteiligte Stadtkinder, die er angeblich gründen wollte, doch von gemeinsamen Freunden hatte ich gehört, dass er mehr Zeit mit Surfen verbrachte als mit dem Aufbau irgendeiner dauerhaften Struktur. Im Gegensatz zu Wes, der etwas aus seinem Leben machte, hatte Jake noch nie einen seiner vielen hochfliegenden Pläne verwirklicht. Aber so war er eben, und das musste man mögen, wenn man mit Jake befreundet war. Und was maßte ausgerechnet ich mir eigentlich an, über andere die Nase zu rümpfen? Jake und ich trafen uns alle paar Wochen in irgendeiner Absteige, was jedes Mal einen gewaltigen Kater zur Folge hatte, doch trotz meines schlechten Gewissens genoss ich unser kumpelhaftes, unverbindliches Geplänkel. *Ich habe dieses Jahr so viel durchgemacht,* sagte ich mir. *Da wird man doch auch mal ein bisschen Spaß haben dürfen. Es schadet ja niemandem.*

»Übrigens, ich habe mich noch gar nicht dafür entschuldigt, dass ich Annie das mit Kiley erzählt habe«, sagte ich, als wir schon ein paar Drinks intus hatten. »Dabei wollte ich das schon längst. Es tut mir leid, wie das Ganze gelaufen ist. Ich wollte sie einfach vor einer Enttäuschung bewahren.«

Jake zuckte grinsend die Schultern. Seine Grübchen waren wirklich unfair. Wie sollte ihm ein argloses Mädchen da widerstehen können?

»Schon okay«, sagte er. »Wir sind drüber weg.«

Ich stellte mein Glas auf dem klebrigen Tisch ab und starrte ihn an. »Wie bitte? Sie hat nicht Schluss gemacht?« Die starke, hitzköpfige Annie hatte ihn nicht zum Teufel geschickt, als sie erfahren hatte, dass er sie belog? Aus Angst vor einem weiteren Streit hatte ich Annie nie gefragt, wie es nach unserem Gespräch im Oktober zwischen ihr und Jake weitergegangen war, aber ich war immer überzeugt gewesen, dass sie sich getrennt hatten. Sie hatte ihn seither mit keinem Wort erwähnt.

»Nö«, sagte Jake. »Sie hat mir zum Glück schnell verziehen.«

Er tat die Sache so locker ab, dass ich ihm am liebsten eine Ohrfeige verpasst hätte. Wütend rückte ich ein Stück von ihm ab, doch die Sitzecke war einfach zu klein. »Was machst du dann hier mit mir, wenn du immer noch mit Annie zusammen bist?«, fragte ich. »Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich nicht angerufen ...«

»Julia, ich würde die Frage eher andersherum stellen: Was machst *du* hier mit mir?«, unterbrach er mich. Es klang nicht so, als wolle er sich rechtfertigen; das Ganze schien ihn zu amüsieren. »Zwischen Annie und mir war nie von einer monogamen Beziehung die Rede, während du verlobt bist und schon die Hochzeit planst, wenn ich mich nicht irre. Ich bin nur ein Single, der mit seiner Ex abhängt, aber was bist du?«

Ich starrte auf mein Glas. Er hatte Recht. Mich traf genauso viel Schuld. Oder sogar noch mehr. Auf einmal hatte ich das Gefühl, es keine Sekunde länger mehr in dieser Bar auszuhalten. Eigentlich hätte ich in meinem Elternhaus gemütlich im Bett liegen und meinen Verlobten anrufen sollen, um ihn nach seinem Meeting in Palm Springs zu fragen, statt mit meinem Exfreund in einer schäbigen Kneipe zu sitzen. Was versuchte ich mir mit diesen Verabredungen zu beweisen? Was versprach ich mir davon? Plötzlich kam mir unser Treffen nicht mehr wie ein unkomplizierter Abstecher in eine sorglosere Vergangenheit vor – es machte mir jetzt noch mehr Angst, als ich ohnehin schon hatte. Die rosarote Brille war zerbrochen.

Jake legte den Arm um mich und schüttelte mich sanft wie ein guter Freund, der mich nur trösten wollte. Doch als ich aufsaß und seinem Blick begegnete, lag nichts Kumpelhaftes

mehr darin. Ehe ich begriff, was geschah, küsste er mich. Entgeistert schubste ich ihn weg. Und im gleichen Moment sah ich Annie mit leichenblassem Gesicht in der offenen Eingangstür stehen.

21 – Annie

Jeder kennt doch bestimmt das Gefühl, etwas sehr Unmittelbares, ja Schockierendes zu erleben und gleichzeitig irgendwie neben sich zu stehen und das Ganze nur aus der Ferne zu beobachten. Genau so ging es mir, als ich Jake und Julia sah. Ich betrat die Bar, hielt nach Becca Ausschau und erblickte stattdessen Jake, der gerade Julia küsste. Körperlich war der Schmerz so echt und so intensiv, als hätte ich ein heißes Backblech mit bloßen Händen aus dem Ofen geholt – oder besser gesagt, es mir auf die bloße Brust gelegt. Zugleich hatte ich das Gefühl, aus meinem Körper gefahren zu sein und über der ganzen Szene zu schweben, so sachlich interessiert wie ein Primatenforscher, der das Balzritual eines Affenpärchens beobachtet. Ich weiß noch, dass mir die Tragweite dieses Moments ganz deutlich bewusst war. *Dieser Anblick wird sich dir für immer ins Gedächtnis einprägen*, dachte ich.

Ich war am Eingang des 500 Club stehen geblieben und konnte mich nicht vom Fleck rühren. Ein Teil von mir wollte wie eine Furie durch den Raum rennen und die Drinks von der Bar und den Tischen klauben, um sie den beiden kreischend an den Kopf zu werfen. Ein anderer Teil von mir fühlte sich so ernüchtert und erniedrigt, dass ich mich am liebsten sofort davongemacht hätte, um mich zu Hause auszuheulen und haufenweise Kekse in mich hineinzustopfen. Während ich noch an der Schwelle stand und zwischen diesen beiden Möglichkeiten schwankte, drängte sich Julia an Jake vorbei aus der Sitzecke und stürzte auf mich zu.

»Annie!«, rief sie mit vor Schreck geweiteten Augen. »Ich ... ich weiß nicht, warum er mich gerade geküsst hat. Wir sind nicht ... wir haben nichts miteinander.« Ihre Schultern bebten. »Ich weiß, was du jetzt denkst, aber ich schwöre dir, dass wir nicht ...«

»Halt einfach den Mund«, sagte ich.

Als ich Jake auf uns zukommen sah, brachte ich endlich die Energie auf, mich umzudrehen und aus der Bar zu gehen. Draußen auf der Straße hörte ich ihn meinen Namen rufen.

Ich wirbelte herum. »Was hast du dir dabei gedacht?«,

zischte ich ihn an, ohne Julia zu beachten, die ihm gefolgt war. »Macht dir das Spaß? Sind wir beide ein netter Zeitvertreib?«

Er runzelte die Stirn und fasste nach meinen Armen. Julia gab ein betrunkenes Schniefen von sich. Sie sah so bedröppelt und zerknittert aus, dass ich am liebsten ein Handyfoto von ihr geschossen hätte, um es ihrer Mutter zu schicken.

»Es tut mir leid«, sagte Jake. »Das hätte nicht passieren dürfen, auch wenn es ... nichts war. Es war auch überhaupt nicht so geplant – ich hoffe, du kannst mir das glauben. Wir sind einfach nur ...« – er warf einen Blick über die Schulter zu Julia und seufzte –, »besoffen«.

Als ich ihn so vor mir auf dem Gehweg stehen sah, fiel plötzlich die Maske des zerknirschten Mannes mit dem entschuldigenden Dackelblick, und ich nahm zum ersten Mal den echten Jake wahr. *Das ist alles nur Show*, wurde mir klar. So gut wie *alles* an ihm Show war. Nichts war ihm wichtig. Weder ich noch Julia, noch die Jugendlichen, denen er angeblich helfen wollte – nichts außer ihm selbst und seinem einfachen, ungebundenen Leben. Wie hatte ich nur so blind sein können? Es war fast eine Erleichterung, endlich den Menschen hinter der Maske zu sehen. Einen Mann, der mich so distanziert betrachtete, als wäre ich ein ihm unbekanntes Kuriosum. Das Blitzen in seinen Augen, das ich immer als schelmisch, aber auch als Ausdruck von Warmherzigkeit interpretiert hatte, war schlicht und einfach Übermut. Kurzum, er war nicht der Mann, für den ich ihn gehalten hatte – oder den ich mir gewünscht hatte. Beim Gedanken an all die Gespräche, in dem ich ihm mein Herz geöffnet und Dinge gesagt hatte, die ich nie wieder zurücknehmen könnte, wurde mir ganz anders zumute. Eigentlich hätte ich mittlerweile an die Bitterkeit solcher Trennungen gewöhnt sein müssen, doch das demütigende Gefühl, dem Falschen vertraut zu haben, tat jedes Mal wieder genauso weh.

Sprachlos schüttelte ich den Kopf.

»Es ist wohl am besten, ich rufe dich morgen früh an«, sagte Jake leise. Erst jetzt fiel mir auf, dass seine Hände immer noch auf meinen Armen lagen. »Wenn wir wieder klar denken können.«

Ohne zu zögern streifte ich seine Hände ab und trat einen

Schritt zurück. »Ich glaube, wir sollten hier und jetzt den Schlusstrich ziehen. Ich wüsste nicht, was wir uns noch zu sagen hätten. Was auch immer das war, was wir miteinander hatten, es ist aus. Aus und vorbei.«

Jake blinzelte. »Ich rufe dich am besten an und ...«

»Bitte nicht«, sagte ich und drehte mich um, bevor mir die Tränen kamen. Ich hörte, wie Julia meinen Namen rief, aber ich tat, was ich schon vor Monaten hätte tun sollen: Ich ignorierte sie.

Im Treat konnte ich Julia leider nicht aus dem Weg gehen. Doch sobald sie Anstalten machte, mich anzusprechen, warf ich ihr einen warnenden Blick zu, der offenbar grimmig genug wirkte, um sie auf Abstand zu halten. Es war ihr anzumerken, wie schwer ihr das fiel, aber was konnte sie schon zu sagen haben, das mich nicht auf die Palme bringen würde? Wie ließe sich je rechtfertigen, was sie getan hatte? Ich konnte immer noch nicht fassen, dass sich Julia und Jake unter allen Bars in der Stadt ausgerechnet den 500 Club für ihr kleines Rendezvous ausgesucht hatten. Eine Kneipe in *meinem* Viertel. Hatten sie es etwa darauf angelegt, dass ich sie ertappte?

Doch mir selbst machte ich wie eine masochistische Idiotin die meisten Vorwürfe. Schließlich kannte ich Julia St. Clair. Ich wusste genau, wozu sie fähig war, und trotzdem hatte ich ihr noch einmal mein Vertrauen geschenkt. Ihr Verrat hätte mich wirklich nicht überraschen dürfen. Wie heißt es doch so schön: *Wer mit den Hunden schläft, wacht mit Flöhen auf.*

Nun hatte mir meine Blauäugigkeit genau das eingebrockt, was ich von Anfang an befürchtet hatte: Ich musste mit einem Menschen zusammenarbeiten, den ich verachtete. *Es ist ja nur bis Mai* – dieser Gedanke wurde ein Mantra, an das ich mich klammerte, um nicht verrückt zu werden. Im Mai würde Julia heiraten und für immer aus dem Treat und meinem Leben verschwinden, so stand es schwarz auf weiß in unserem Vertrag.

Währenddessen standen die Kunden weiter Tag für Tag Schlange, und so stürzte ich mich notgedrungen in die Arbeit und stellte einfach das Radio lauter, wenn Julias helle, heuchlerisch freundliche Stimme aus dem Café in die Küche drang. In solchen Momenten vermisste ich meine Mutter

besonders schmerzlich, wie verbrannte Haut, die noch Jahre später bei jeder Berührung zu pochen beginnt. Ich sehnte mich danach, mich noch einmal an sie schmiegen zu können oder ihren warmen, mütterlich besorgten Blick auf mir zu spüren. Hätte ich mich doch wenigstens mit den Ingwerkeksen trösten können, die sie immer machte, wenn ich deprimiert war! Doch selbst das war unmöglich. Ich hatte unzählige Male versucht, diese Kekse nachzubacken, aber sie schmeckten nie wie die meiner Mutter. Die entscheidende Zutat dieses an sich einfachen Rezepts hatte ich nie herausbekommen, und das machte mich fast wahnsinnig.

Ich fing an, immer zeitiger aufzustehen, um die frühen Morgenstunden im Treat genießen zu können. Nur ich und meine alten Freunde, die Küchengeräte, so arbeitete ich am liebsten. An einem Morgen Mitte Dezember, ich war noch ganz alleine im Café und genoss die Stille, stand ich gerade an der Küchentheke und notierte mir ein paar Ideen zu neuen Cupcake-Rezepten, die mir am Vorabend im Halbschlaf gekommen waren, als es laut an der Eingangstür klopfte. Ich sah auf die Wanduhr. Fünf. Wer um alles in der Welt kam um fünf Uhr morgens hier vorbei? Vor meinem inneren Auge blitzte das Bild des Mannes im Kapuzensweatshirt auf. Mein Herz begann zu rasen.

Nachdem ich an die Küchentür getreten war und einen vorsichtigen Blick Richtung Fenster geworfen hatte, atmete ich erleichtert auf. Es war nur Ogden Gertswell, dieser nervige Angeber, mit einer riesigen Obstkiste.

Ich machte ihm die Tür auf und beschloss, mich diesmal nicht sofort über ihn aufzuregen, auch wenn er die lästige Angewohnheit hatte, mitten in meine geliebte Morgenruhe zu platzen und mich mit endlosen Beschreibungen seiner neuesten Ernte zu langweilen.

»Hi, Ogden«, sagte ich und bemühte mich um einen höflichen, munteren Ton. »Fährst du deine Tour heute andersherum? Ich hätte erst in ein paar Stunden mit dir gerechnet.«

»Ich war gerade unterwegs zu einem anderen Kunden, als ich hier vorbeigekommen bin und das Licht in der Küche gesehen habe. Da dachte ich, ich lade die Lieferung gleich mal ab, wenn ich schon in der Gegend bin. Störe ich?«

»Nein«, sagte ich. »Soll ich was helfen?«

»Nicht nötig. Halte mir einfach die Tür auf.«

Ich blieb an der Tür stehen, während er ein paarmal zwischen der Küche und seinem Lieferwagen hin- und herstampfte. Als er die letzte Kiste hereingetragen hatte, schob ich den Riegel wieder vor und folgte ihm in die Küche, wo er schon an der Spüle stand und eine große Persimone wusch, die so grellorange leuchtete wie die kitschigen Sonnenuntergänge auf den halbwegs reumütigen Postkarten, die Jake mir aus Costa Rica schickte. Jake hatte es mir nicht leicht gemacht, ihn zu vergessen; im Laden waren fast täglich üppige Blumensträuße für mich eingetroffen. Ich ahnte, dass er sie nur deswegen ins Café schickte und nicht in meine Wohnung, damit Julia nicht das Gefühl hatte, er wolle irgendetwas vor ihr verbergen. Mir kam das Ganze ziemlich heuchlerisch vor. Ich sah darin nur einen weiteren Beweis für seine berechnende Art und reagierte nicht darauf.

Ogden holte ein Taschenmesser aus seiner Jeans und schnitt die Persimone fachmännisch auf. »An rohe Persimonen muss sich der Gaumen erst gewöhnen«, sagte er und gab mir ein Stück, »aber ich kann mir vorstellen, dass dir diese hier schmeckt.«

Trotz meiner guten Vorsätze hätte ich fast die Augen verdreht. *Ich bin Bäckerin, Ogden*, wollte ich sagen. *Natürlich weiß ich, wie Persimonen schmecken*. Stattdessen nahm ich einen kleinen Bissen. Die Frucht hatte die gleiche feste Konsistenz wie Tomaten der alten Sorten und einen intensiven herb-süßen Geschmack, als habe sich ein winziger Tropfen Honig darunter gemischt. Ich nickte anerkennend.

»Du hast zwar keine bestellt, aber ich habe dir trotzdem mal ein paar mitgebracht. Vielleicht inspirieren sie dich ja zu einem Weihnachts-Cupcake«, sagte Ogden. Er hielt scheu den Blick gesenkt, während er sprach, was ihm ganz und gar nicht ähnlich sah. »Bitte entschuldige, wenn das anmaßend klingt. Ich habe keine Ahnung, wie neue Rezepte entstehen.«

Ich biss noch einmal in die Frucht und dachte nach. Ogden stand reglos da und beobachtete mich beim Essen; ich war ihm dankbar, dass er sich mal für einen Moment zurückhielt und Stille einkehren ließ. Ich ahnte, wie schwer ihm das fiel.

»Die Idee ist nicht schlecht«, sagte ich schließlich. »Ein Persimonen-Cupcake wäre eine hervorragende neue Wintersorte. Dazu ein bisschen Schokolade, Zimt und

Kardamom und obendrauf eine süße Vanillecreme – das perfekte Weihnachts-Törtchen.«

»Meinst du nicht, dass Persimone etwas zu gewagt für eure Kundschaft ist?«

»Ach Quatsch«, sagte ich und merkte, wie nett es war, mit jemandem zu reden, der das Thema Essen genauso ernst nahm wie ich. Schade nur, dass er sich immer so geschwollen ausdrückte. »Aber die Schokolade müsste wahrscheinlich als Erstes kommen. ›Schokolade-Persimonen-Traum‹. Könntest du dich damit abfinden? Wenn ich dir verspreche, Bioschokolade zu verwenden?«

»Mit ein bisschen Bioschokolade kommt mein Ego klar, glaube ich«, sagte Ogden. Seine langen Wimpern ließen sein raues Gesicht etwas weicher wirken. »Ich habe mich schon vor Jahren in das bittere Schicksal gefügt, nicht mehr über meine Ernte bestimmen zu können, sobald ich sie irgendwo abliefern.«

»So muss es Eltern gehen, die ihre Kinder zum Studieren wegschicken«, sagte ich. »Wenn man sie liebt, lässt man sie ziehen.«

»Genau.« Er hatte ein schönes Lächeln, das eine Reihe makelloser weißer Zähne zeigte. Offenbar hatte die Farm genug abgeworfen, um dem Sohnnemann eine Zahnsperre zu bezahlen. Zu meinem eigenen Erstaunen erwiderte ich sein Lächeln, und als wieder ein kurzes Schweigen einkehrte, schien ihm das gar nicht unangenehm zu sein. Da huschte sein Blick plötzlich zur Tür hinüber. Ich drehte mich halb um und sah Julia vor mir. Sie trug einen cremefarbenen Angorapulli, hatte die Haare perfekt gefönt und wirkte auch sonst so frisch und rosig, als sei sie schon seit Stunden putzmunter.

»Ich habe dich gar nicht reinkommen hören«, sagte ich eisig.

Sie wurde rot. »Tut mir leid. Ich wollte mich an die Buchhaltung machen, bevor es zu hektisch wird. Guten Morgen, Ogden.«

»Hallo, Julia«, sagte Ogden höflich. Er blickte verstohlen zwischen uns beiden hin und her. Die Spannung, die auf einmal in der Luft lag, schien ihm nicht zu entgehen. »Tja, dann mach ich mich mal wieder auf den Weg, die anderen Kunden warten. Annie, du meldest dich dann, ja?«

Verwirrt dachte ich nach. Hatte ich gesagt, dass ich ihn anrufen würde? Julias plötzliches Auftauchen hatte mich ganz aus der Fassung gebracht.

»Falls du die Persimonen bestellen willst«, half Ogden mir schnell aus der Verlegenheit.

»Ach so, ja. Ich melde mich.«

»Sehr schön.« Ogden nickte uns zum Abschied zu und ging aus der Küche. Seine Stiefel hinterließen schmutzige Abdrücke auf dem Linoleumboden, was Julia mit einem Naserümpfen quittierte. Ich grinste in mich hinein, so sehr freute ich mich über diese kleine, wenn auch unbeabsichtigte Provokation. Julia ertappte mich dabei und fasste mein Lächeln offenbar als Gesprächsangebot auf.

»Er steht total auf dich«, sagte sie.

Ich sah sie kalt an und schüttelte den Kopf. »Lass das, Julia.«

Sie sah enttäuscht aus. »Bitte, Annie, ich möchte mich wenigstens entschuldigen.«

»Wieso sollte mich interessieren, was *du* möchtest?« Eigentlich hatte ich einen kühlen Kopf bewahren wollen, doch ich brauchte bloß daran zu denken, wie sich die beiden in dieser Sitzecke geküsst hatten, um in Rage zu geraten. Sobald ich auch nur ein bisschen unachtsam war, tauchte das Bild von Jake und Julia vor meinem inneren Auge auf, und es war mit meiner Selbstbeherrschung vorbei. »Ich verstehe nur nicht, warum es mich überhaupt schockiert hat. Schließlich war es nicht das erste Mal, dass du so etwas getan hast.«

»Was meinst du damit?«, fragte sie leise.

Ich sah Julia an. Sie bettelte förmlich darum, dass ich sie anschrie, um endlich loszuwerden, was mich seit zehn Jahren so verbitterte. Und ich biss an. Ohne nachzudenken hieb ich mit den flachen Händen auf die Küchentheke. »Ich wollte diese alten Geschichten ja nicht wieder aufwärmen, aber du bist anscheinend immer noch dieselbe intrigante Schleimerin, die du schon früher warst. Du hast damals diese schrecklichen Gerüchte über mich gestreut! Und ich hatte keine Gelegenheit mehr, mich mit meiner Mutter wieder zu versöhnen«, sagte ich mit brüchiger Stimme. »Sie ist gestorben, bevor herauskam, dass ich unschuldig war.«

»Aber Annie, ihr musstet euch doch gar nicht versöhnen«, wimmerte Julia und machte einen Schritt auf mich zu. »Sie

hat dir doch immer geglaubt.«

Ich tat, als hätte ich nichts gehört. »Du hast versucht, mein Leben zu ruinieren – aber wozu? Einfach so zum Spaß? Weil du eifersüchtig warst, dass jemand wie Jake Logan mich tatsächlich nett finden könnte? Gib es ruhig zu! Mir kannst du nichts mehr vormachen! Du bist und bleibst eine falsche Schlange!«

Julia schüttelte den Kopf, während ihr stumme Tränen übers Gesicht rannen. Als sie empört den Mund öffnete, stellte ich mich innerlich auf den nächsten Schwall unverschämter Lügen und Rechtfertigungen ein. Doch sie sah mir nur in die Augen und ließ den Mund wieder zufallen. Wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hat, sackte sie in sich zusammen und stützte sich auf dem Tisch ab. Ich starrte sie an und verbat es mir, als Erste weiterzusprechen. Wenn sie gedacht hatte, dass mich ihre Tränen nachsichtig stimmen würden, hatte sie sich getäuscht.

»Du hast Recht«, sagte sie nach einer Weile. »Das war ich.«

Ich hielt die Luft an und spürte, wie mein ganzer Körper sich anspannte.

»Aber dass es solche Wellen schlägt, habe ich nie gewollt. Ich habe nie gewollt, dass du deswegen von der Schule fliegst. Ich habe nie gewollt, dass dein Studienplatz zurückgezogen wird. Ich habe nie gewollt, dass deine Mom davon erfährt. Ich habe nur eine einzige dumme Bemerkung fallen lassen, und dann ist das Ganze völlig außer Kontrolle geraten. Aber dir ist es egal, ob ich eine oder zwanzig Bemerkungen gemacht habe, stimmt's? Die Konsequenzen waren die gleichen. Du hast Recht, ich war intrigant und falsch. Und mein ... mein Treffen mit Jake beweist wohl, dass ich es immer noch bin. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich immer noch derselbe Mensch bin, der ich früher war, aber wahrscheinlich ist das ein Irrtum. Ich verdiene dein Vertrauen nicht, und deine Freundschaft noch viel weniger. Ich verdiene Wes nicht. Ich verdiene ... viele Dinge nicht. Vielleicht gar nichts.«

Ich hörte ihr zu, ohne mich zu rühren. Vermutlich befürchtete ich, diesen seltenen Moment der Ehrlichkeit, der fast an ein Wunder grenzte, mit einer unbedachten

Bewegung zu zerstören – ausgerechnet jetzt, wo ich vielleicht die Antworten bekommen würde, auf die ich so lange gewartet hatte. Also war es tatsächlich Julia gewesen! Ich hatte es gewusst, ich hatte nie daran gezweifelt, doch anscheinend hatte irgendein kleiner Teil von mir sich immer noch an die Hoffnung geklammert, dass sie mir das Gegenteil beweisen würde. Nachdem sich diese Hoffnung nun zerschlagen hatte, wusste ich kaum noch, was ich denken oder fühlen sollte.

»Ich weiß, dass meine Entschuldigung viel zu spät kommt und nichts wiedergutmachen kann. Ich erwarte auch nicht, dass du mir verzeihst«, fuhr Julia leise fort. »Aber es tut mir wirklich, wirklich leid. Ich habe noch nie in meinem Leben etwas so sehr bereut wie das, was ich dir damals angetan habe.« Sie wischte sich über die Augen, doch ihre Tränen waren bereits versiegt. Ich staunte über ihre neu gewonnene Fähigkeit, einfach loszuweinen und genauso schnell wieder aufzuhören; offenbar hatte sie es sich genauso mühelos angeeignet wie alles andere in ihrem Leben. Wenn ich weinte, waren meine Augen noch tagelang gerötet und geschwollen.

Ich weiß nicht, wie unser Gespräch weitergegangen wäre, wenn in diesem Moment nicht jemand die Eingangstür aufgeschlossen hätte. Tanya trat ihre Schicht an; der eigentliche Arbeitstag begann. Julia nickte mir zu, zog halb verlegen, halb traurig die Schultern hoch und verschwand für den Rest des Tages vorne im Café.

Als ich an jenem Abend nach Hause ging – ich ließ mich nicht länger von Julia mitnehmen, denn eine Begegnung mit unserem Stalker erschien mir als das kleinere Übel –, verlangsamte ich meinen Schritt an der offenen Tür des Zeitungsladens bei mir an der Ecke. Auf dem Titelbild der neuesten Ausgabe des *San Francisco Magazine* war ein riesiger Cupcake abgebildet. Ich trat ein und las die Schlagzeile. »Der Cupcake-Coup: Zwei Powerfrauen mischen die Gourmet-Szene auf«.

Ob Julia wohl davon weiß?, fragte ich mich. Die Zeitschrift hatte bereits einen kurzen, aber wohlwollenden Bericht über die Eröffnung des Treat gebracht, und ich war davon ausgegangen, dass keine weiteren Artikel folgen würden.

Doch das hier schien eine groß aufgemachte Story zu sein. Ich kaufte ein Exemplar und einen billigen Pinot Noir aus dem Weinregal neben der Kasse. Nach diesem Tag war ich schon stolz auf mich, dass ich nicht gleich zu Wodka griff.

Zwanzig Minuten später hatte ich es mir mit einem Glas Wein auf dem Sofa gemütlich gemacht und schlug die Zeitschrift auf. Ein Hochglanzfoto von Julia bei der Eröffnungsparty füllte die gesamte erste Seite des Artikels aus: Sie hatte lachend den Kopf in den Nacken geworfen und hielt den Cupcake in ihrer Hand so, dass sie gleichzeitig ihren riesigen Verlobungsring präsentierte. Dabei stützte sie neckisch einen ihrer schwarzen High Heels hinter sich auf der Spitze auf. Auf der gegenüberliegenden Seite war im laufenden Text ein kleines Bild von mir, das der Fotograf der Zeitschrift eine Woche nach der Party aufgenommen hatte. Ich lehnte in meiner dunkelroten Schürze an der Ladentheke und sah müde und pummelig aus, wie die verschrobene Freundin der strahlenden Hauptdarstellerin der Story.

Als die Tochter einer der bekanntesten Familien der Stadt im Sommer dieses Jahres beschloss, ein Cupcake-Café zu eröffnen, erfüllte sie sich damit keinen Lebenstraum. Im Gegenteil – Julia St. Clair gibt offen zu, dass die Idee aus einer Laune heraus entstand. In Zeiten, in denen die meisten Kleinunternehmen schon im ersten Geschäftsjahr scheitern, ist die Eröffnung einer Cupcakery eine dieser Launen, von denen wir Normalsterblichen ohne millionenschweres Eigenkapital nur träumen können.

»Ich habe nun mal eine Schwäche für Cupcakes«, erklärt St. Clair bei der Eröffnungsparty im Herbst. Selbst im verführerisch schummerigen Licht des Cafés mit dem schönen Namen »Treat« glänzt ihr glattes blondes Haar wie Gold. »Im letzten Monat habe ich so viele Sorten vorgekostet, dass ich nie und nimmer gedacht hätte, noch in dieses Kleid zu passen!«, sagt sie mit Blick auf das schwarze Cocktailkleid von Prada, das ihre schlanke Figur umschmeichelt.

Ich schloss die Augen und ließ mich tiefer in das Sofa sinken, während ich mir die Schläfen rieb. Das war kein Artikel, das war das lobhudelnde Porträt eines gelangweilten,

exzentrischen It-Girls, das nicht wusste, was es mit seinem Geld anfangen sollte. Dabei hätte Julia ihre vielen Beziehungen und das mir unbegreifliche öffentliche Interesse an ihr und ihrer Familie dazu nutzen können, das Alleinstellungsmerkmal, das Besondere unseres Cafés zu betonen. Aber nein – sie hatte die Gelegenheit lieber dazu genutzt, ihre schönen Beine zur Schau zu stellen. Am liebsten hätte ich ihr den Hals umgedreht.

Nachdem ich eine ganze Weile vor mich hingebütet und zwischen großen Schlucken Wein die wüstesten Todesdrohungen formuliert hatte, zog ich mein Handy aus der Tasche und rief Becca an. Ich erzählte ihr von Julias überraschendem Geständnis am Morgen und begann dann, über den Artikel zu schimpfen.

»Ich denke ernsthaft darüber nach, alles hinzuschmeißen«, sagte ich, als ich mich ausgekotzt hatte. »Warum tue ich mir das noch an? Glaub mir, ich liebe das Treat. Der Gedanke, es aufzugeben, macht mich total fertig. Aber ich kann ja irgendwann nochmal einen eigenen Laden eröffnen, oder nicht? Warum soll ich mich jetzt so damit quälen?«

»Annie«, unterbrach mich Becca, als ich eine Atempause machte. »Hast du den ganzen Artikel gelesen?«

»Was? Nein. Schon nach den ersten Zeilen habe ich so lebhaft vor mir gesehen, wie ich Julia mit einem Küchenspachtel aufspieße, dass ich nicht weiterlesen konnte. Aber der Tenor des Ganzen war ja klar.«

»Ich habe ihn vorhin gelesen, als ich von der Arbeit kam«, sagte sie. Ihre Stimme klang irgendwie merkwürdig. »Ich würde dir raten, den Artikel zu Ende zu lesen.«

»Jetzt gleich?«

»Jetzt gleich.«

»Ist das etwa ein Versuch, mich abzuwimmeln, damit du mit Mike deinen Feierabendsex haben kannst?«

Becca lachte. »Na ja, es ist ja nichts verkehrt daran, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.«

»Du Miststück«, sagte ich seufzend. »Viel Spaß.«

Ich blätterte die Zeitschrift noch einmal auf und ärgerte mich wieder über die unvorteilhafte Gegenüberstellung der beiden Bilder. Dann suchte ich nach der Stelle, an der ich aufgehört hatte, und las tapfer weiter. Das war nicht leicht. Es folgten noch mehr Hinweise auf Julias Familie, ihr Outfit,

ihre perfekte Frisur, ihren beeindruckenden Lebenslauf, bla, bla, bla. Aber dann ...

»Annie Quintana ist der begabteste und kreativste Mensch, den ich kenne«, sagt St. Clair. Auf einmal klingt ihre Stimme ganz ernst und konzentriert, und sie blüht geradezu auf, als sie auf ihre Geschäftspartnerin zu sprechen kommt – ein Thema, das sie mehr zu fesseln scheint als ihre Familie oder die bevorstehende Hochzeit. »Fragen Sie mich nicht, woher sie all diese Ideen nimmt. Schon ihre Mutter konnte fantastisch backen, und sie hat viele ihrer Geheimnisse an Annie weitergegeben. Aber das ist viel mehr als geteiltes Wissen. Annie braucht nur eine Zutat zu probieren, und schon erfindet sie ein ganzes Rezept darum herum. Und ich kann Ihnen versichern, dass jeder neue Cupcake nicht nur eine geniale neue Geschmackskombination bietet, sondern schlicht und einfach der raffinierteste und köstlichste Cupcake ist, den Sie je gegessen haben.«

Der restliche Artikel drehte sich um mich, erwähnte meine Ausbildung und meine bisherigen beruflichen Stationen und streute einige Zitate von mir ein. Jetzt erinnerte ich mich auch wieder, dass mir die Reporterin auf der Party einige Fragen gestellt und sich Notizen dazu gemacht hatte. Es folgten überschwängliche Beschreibungen einiger unserer beliebtesten Cupcakes sowie eine detaillierte Beurteilung der experimentelleren Sorten. Die Reporterin schien der Meinung zu sein, dass das Treat der neue Stern am kulinarischen Himmel von San Francisco war; vielleicht hatte sie sich auch nur von Julias Begeisterung anstecken lassen. Seufzend schlug ich das Magazin zu. Ich wusste nicht mehr, was ich denken sollte.

Welche Julia war das? Sie hatte so viele Gesichter wie ein Satz russischer Matroschka-Puppen. Allerdings musste ich zugeben, dass sie genau das getan hatte, was ich mir zu Beginn der Lektüre gewünscht hatte. Sie hatte ihre Beziehungen spielen lassen – in diesem Fall eine devote Journalistin, die sich eindeutig von Julias sozialem Status beeindrucken ließ –, um unser kleines Café zu promoten.

Als mein Telefon klingelte, ging ich sofort ran, weil ich

davon ausging, dass Becca anrief. Aber es war Julia.

»Im Treat ist etwas passiert«, sagte sie mit bebender Stimme, die sie zugleich wütend und verängstigt klingen ließ. »Ich bin schon auf dem Weg dorthin. Kannst du auch gleich kommen?«

Jemand hatte »HAUT AB« in fetten schwarzen Buchstaben auf die Fensterfront gesprüht. Von *innen*. Wer auch immer das getan hatte, war irgendwie zur Tür hereingekommen, hatte aber die Alarmanlage nicht ausschalten können, was ihn dann offensichtlich vertrieben hatte. Inspector Ramirez und einige weitere Beamte waren bereits mit Julia im Laden, als ich ankam.

»So ähnlich hatten wir das doch schon mal«, murmelte ich beim Betreten des Cafés. Abgesehen von dem Graffiti auf der Fensterscheibe schien die Einrichtung unangetastet geblieben zu sein. Ich sah mich prüfend in der Küche um, doch auch dort war alles noch an seinem Platz. Mit verschränkten Armen kehrte ich in das Café zurück. Bei dem Gedanken, dass jemand mit üblen Absichten in meinen Laden eingedrungen war, wurde mir ganz schlecht.

Ramirez war vor der Eingangstür in die Hocke gegangen und beleuchtete das Schloss mit einer Taschenlampe. »Es gibt keine Anzeichen für einen gewaltsamen Einbruch«, sagte er und schnaufte leicht, während er sich wieder aufrichtete. »Wer außer Ihnen beiden hat einen Schlüssel für diese Tür?«

Julia und ich sahen uns an. »Zwei unserer Küchenhilfen«, sagte ich. »Aber die waren es nicht, da bin ich ganz sicher.« Die Vorstellung, wie Tanya oder Elisa mit einer Sprühdose hantierten, war geradezu lachhaft.

»Ich denke nicht, dass Sie zu diesem Zeitpunkt irgendetwas mit Sicherheit ausschließen können«, sagte Ramirez. »Ich bräuchte die Kontaktdaten all Ihrer Angestellten.«

»Gut«, sagte Julia. »Kein Problem.«

»Fällt Ihnen irgendjemand ein, der aus irgendeinem Grund wollen könnte, dass dieses Café dichtmacht?«, fragte Ramirez.

Ich zuckte mit den Schultern. »Die Bürgerinitiative gegen Fettleibigkeit? Die Liga der Gesundheitsbewussten Mütter? Cupcakes haben viele Feinde.«

»Annie.« Julia seufzte.

»Was?«, sagte ich zu ihr gewandt. »Glaubst du etwa, das hat jemand getan, den wir kennen? Komm mir bloß nicht mit so einem Quatsch.«

»Was soll ich denn sonst glauben?«, fragte Julia mit zitternder Stimme. »Offenbar steckt hinter dem Ganzen doch System.«

»Sie würden sich wundern, was ein verärgerter Mitarbeiter ...«, begann Ramirez.

»Niemand ist verärgert«, unterbrach ich ihn. »Aber wenn Sie die Kontaktliste haben, können Sie die Leute ja selbst befragen.«

Ramirez' Blick wanderte über die Decke und blieb schließlich in der Ecke über dem Eingang hängen. »Wenn Sie trotzdem weiter geöffnet haben wollen, empfehle ich Ihnen eine Überwachungskamera. Ihr Sicherheitsdienst kann Ihnen bestimmt eine installieren.«

»Wenn wir *trotzdem* weiter geöffnet haben wollen?«, wiederholte ich verblüfft.

Ramirez blies seine Pausbacken auf und zuckte mit den Achseln. »Die Entscheidung liegt natürlich bei Ihnen. Aber es ist eindeutig, dass es jemand auf Ihren Laden abgesehen hat. Wir wissen von keinem anderen Geschäft in dieser Gegend, das solche Vorfälle angezeigt hat. Mit einer Kamera könnten Sie zumindest feststellen, ob es der Kerl ist, der sich vor Ihrem Laden herumgetrieben hat, oder ob es jemand ist, den Sie kennen.«

»Ich rufe die Sicherheitsfirma gleich morgen früh an«, sagte Julia. Sie holte ihr Smartphone heraus und gab eine Erinnerung ein.

Ramirez klopfte mit dem Stift auf seinen Notizblock. In dem abgedunkelten Cafébereich wirkte das Geräusch fast gespenstisch. Ich sah mich voller Unbehagen um und wünschte mich zurück auf mein Sofa, zu meinem Glas Wein. »Gibt es sonst noch etwas, was ich wissen sollte?«, fragte er. Wieder blickte er dabei mich an. »Irgendetwas Ungewöhnliches, das in letzter Zeit vorgefallen ist und in den Bericht aufgenommen werden sollte?«

Ich dachte einen Augenblick nach. »Heute ist im *San Francisco Magazine* ein Artikel über das Treat erschienen«, sagte ich langsam. Ich spürte Julias Blick auf mir ruhen, erwiderte ihn aber nicht. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass

da ein Zusammenhang besteht, aber wenn jemand etwas gegen unseren Laden hat, wird er wohl nicht gerade erfreut darüber sein, dass die Presse so positiv über uns berichtet.«

Ramirez machte sich eine Notiz. »Okay«, meinte er nur. Ich hoffte, dass er noch mehr dazu sagen würde, doch er sah sich ein letztes Mal um, unterdrückte ein Gähnen und klappte seinen Block zu.

Nachdem wir die Alarmanlage wieder eingeschaltet und die Tür verriegelt hatten, begleitete Ramirez uns zu Julias Auto. Kaum waren wir eingestiegen, trat bleierne Stille ein.

»Nächstes Mal investiere ich wohl besser in ein Unternehmen für Graffitientfernung«, sagte sie nach einer Weile.

Humor. Für Julia eine eher ungewöhnliche Reaktion. Ich sah sie von der Seite an und dachte an das, was sie in dem Artikel gesagt hatte. Schließlich seufzte ich.

»Willst du noch mit zu mir kommen?«, schlug ich vor. »Ich glaube, wir können beide eine Dosis Zucker gebrauchen. Ich habe Kekse gebacken.«

Ihre Augen weiteten sich. »Okay«, sagte sie schnell und ließ den Motor an. Unterwegs fragte sie: »Aber nicht zufällig die Ingwerkekse deiner Mutter, oder?«

»Ein schwacher Abklatsch davon.«

Julia lächelte und parkte mit einem erfahrenen Schulterblick in eine Lücke vor meinem Gebäude ein. »Klingt super.«

Wir saßen auf der Couch in meiner Wohnung, einen Berg weicher Ingwerkekse zwischen uns. Ich sah, dass Julia zu dem *San Francisco Magazine* auf dem Beistelltisch hinüberspähte.

»Warum hast du mir nichts gesagt?«, fragte ich und deutete mit dem Kopf Richtung Zeitschrift.

»Ich wusste selbst nichts davon. Ich dachte, dass sie es bei dem Kurztext belassen, der gleich nach der Eröffnungsparty erschienen ist.« Sie zögerte und knabberte an einem Keks. »Wie findest du den Artikel?«

»Hervorragend«, sagte ich sachlich. »Er ist bestimmt super fürs Geschäft.«

Meine Antwort schien Julia zu verwirren. »Ja, aber – ich meine, was ich gesagt habe. Wie sehr ich dich bewundere. Das habe ich nicht aus PR-Gründen gesagt.«

Das Komische war, dass ich nach all dem, was zwischen uns

vorgefallen war, und obwohl ich immer noch unglaublich wütend auf sie war, ihr trotzdem glaubte.

»Ich weiß«, sagte ich. Ich schlang mir die Arme um die Knie und sah sie an. »Ich glaube dir, dass du mich für eine gute Bäckerin hältst, und ich glaube dir, dass du dem Treat viel Erfolg wünschst.« Ich machte eine Pause und atmete tief durch. »Aber dass dir das mit Jake leidtut, das nehme ich dir nicht so ganz ab. Wie konntest du mir das antun und trotzdem behaupten, dass du mit mir befreundet sein willst? Freundinnen treffen sich nicht heimlich mit den Freunden ihrer Freundinnen. Freundinnen knutschen nicht mit den Freunden ihrer Freundinnen herum. Das sind vermutlich die beiden obersten Gebote im Handbuch einer Freundschaft.«

»Du hast Recht«, sagte Julia nur. »Ich bin ein schrecklicher Mensch. Ich bin die schlechteste Freundin auf der ganzen Welt.«

»Das sollte man auf eine Kaffeetasse drucken.«

»Ich würde jeden Tag daraus trinken, um Buße zu tun«, sagte sie, und ich hatte den Eindruck, dass sie es auch wirklich so meinte.

Ich seufzte. »Jetzt mal ehrlich, Julia, was hast du dir dabei gedacht? Irgendwas muss doch in dir vorgegangen sein.«

Julias Mundwinkel zuckten kurz, und ihr Blick wurde traurig. Sie schüttelte leicht den Kopf – was ihr vielleicht nicht einmal bewusst war – und sah zu Boden.

»Ich höre«, sagte ich. Trotz meiner Wut ging ich instinktiv zu einem sanfteren Ton über. »Erzähl es mir.«

Und zu meiner Überraschung tat sie das auch.

22 – Julia

»Ich war schwanger«, sagte ich. Annies Augenbrauen schossen in die Höhe, und ich konnte fast hören, wie ihre Gedanken anfangen zu rasen und dabei eine wenig schmeichelhafte, aber nicht ganz ungerechtfertigte Richtung einschlugen. »Nein, nein«, fügte ich rasch hinzu und spürte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg. »Nicht von Jake. Ich war in diesem Frühjahr schwanger. Von Wes.«

Ich wartete auf einen Kommentar von Annie, doch sie legte nur stumm den Kopf schief, das herzförmige Gesicht umrahmt von ihren dichten schwarzen Locken. Ihre strubbelige Mähne hatte etwas Tröstliches und Ermutigendes an sich. Sie schien ihre Makel mit Stolz zur Schau zu tragen, wie im Kampf gewonnene Kriegswunden. Wenn ich ihre Freundschaft zurückgewinnen wollte, würde ich nicht darum herumkommen, ihr alles zu erzählen.

»Zu der Zeit hatte ich extrem viel Arbeit«, begann ich leise. »Als mir auffiel, dass meine Tage überfällig waren, war ich schon in der achten Woche. Wes war in China, also habe ich den Test allein gemacht. Ich war schockiert. Und glücklich.« Ich schluckte und holte tief Luft. Seltsamerweise graute mir nicht davor, weiterzusprechen. Nachdem ich das alles so viele Monate mit mir herumgetragen und jeden Gedanken, jede Erinnerung daran sofort unterdrückt hatte, verspürte ich auf einmal das Bedürfnis, es laut auszusprechen. Mir wurde klar, dass es nicht nur darum ging, meine Freundschaft zu Annie zu retten. Es ging auch darum, mit mir selbst wieder ins Reine zu kommen.

»Wes und ich hatten schon darüber gesprochen, eine Familie zu gründen«, erzählte ich. »Aber nicht gleich – irgendwann nach der Hochzeit. Jedenfalls freuten wir uns darauf, Kinder zu haben. Ich weiß noch, wie ich an diesem Morgen auf den Teststreifen startete und dachte: ›Hm, so früh war das eigentlich nicht geplant.‹ Und dann ... keine Ahnung, ich wurde einfach überwältigt von einem wahnsinnigen Glücksgefühl. Ich stand im Bad und grinste über das ganze Gesicht.

Ich ließ eine Ultraschalluntersuchung machen, um ganz

sicherzugehen, und ich war total fasziniert, als dieses winzige kleine Ding mit seinem pulsierenden Herzen auf dem Bildschirm erschien. Ich hatte Wes die Neuigkeit nicht am Telefon mitteilen wollen, aber in dem Moment, in dem ich das Baby zum ersten Mal sah, hätte ich ihn gern an meiner Seite gehabt. Die Ärztin gab mir ein paar Bilder mit, und ich beschloss, Wes damit zu überraschen, wenn er im darauffolgenden Monat von seiner Chinareise zurückkehrte. Das war zwar noch eine ganze Weile hin, doch bei der vielen Arbeit, die ich hatte, würden die Tage nur so vorbeifliegen, dachte ich mir. Ich rechnete nicht damit, dass die Schwangerschaft mich innerlich so beschäftigen würde, dass alles andere wie in Zeitlupe ablief.« Ich schloss die Augen und versetzte mich in diese Zeit zurück. »Ich saß in meinem Büro und wusste, dass ich eigentlich dringend eine Präsentation fertig machen musste, aber stattdessen träumte ich mit einer Hand auf dem Bauch vor mich hin und dachte an Dinge wie die Bäckerei bei mir um die Ecke, und ob sie wohl noch geöffnet hätte, wenn ich nach Hause kam. Manchmal spürte ich auch ein komisches Ziehen im Unterleib und stellte mir vor, wie meine Gebärmutter um dieses kleine Lebewesen herum wuchs. Ich schaute im Internet nach und las irgendwo, dass das Baby um diese Zeit etwa so groß ist wie eine Limette. Übel war mir nicht, aber ich war meistens extrem müde. Ich hielt mich brav an alle Verhaltensregeln – keinen Alkohol mehr, kein Sushi, jeden Morgen eine riesige Vitaminkapsel. Es fiel mir schwer, mich auf irgendetwas zu konzentrieren; ständig dachte ich an dieses winzige Herz, das in mir schlug. Wenn ich auf der Straße einen Kinderwagen mit einem Baby darin sah, kamen mir Freudentränen – mir, die sonst nie weinte! Ich hatte bis dahin noch nicht einmal unter PMS gelitten, und plötzlich fing ich schon bei Suppenwerbung und *American Idol* an zu heulen.

Und dann, ein paar Wochen nach dem Ultraschall, entdeckte ich einen kleinen Blutfleck in meinem Slip. Natürlich recherchierte ich gleich im Internet und fand heraus, dass viele Frauen in den ersten drei Monaten leichte Blutungen haben und es höchstwahrscheinlich nichts Schlimmes ist. Ich war trotzdem etwas beunruhigt, aber im Großen und Ganzen war ich zuversichtlich, dass ich mir keine Sorgen zu machen brauchte. Warum sollte ich auch? Klar, das Blut jagte mir ein

bisschen Angst ein, aber ich war ja schließlich jung und gesund.«

Ich schluckte. Wie konnte ich Annie nur beschreiben, wie sicher ich mir gewesen war, wie unmöglich mir die Vorstellung erschien, dem kleinen Baby in meinem Bauch könnte irgendetwas passiert sein? Wie sehr mich das Gefühl überrascht hatte, dass etwas, das ich vorher nie bewusst vermisst hatte, an seinen Platz gefallen war – das Gefühl, einen neuen Sinn im Leben gefunden zu haben, die Erkenntnis, dass es im Leben mehr gab, als ich bislang geahnt hatte?

Annie sah mich aufmerksam und teilnahmsvoll an und kaute angespannt auf ihrer Unterlippe herum. Sie sagte immer noch nichts. Ich atmete wieder tief ein und erzählte weiter, dass meine Frauenärztin mich zu einer weiteren Ultraschalluntersuchung geschickt hatte, um zu überprüfen, ob alles in Ordnung war. Im Untersuchungszimmer gab mir die Arzthelferin etwas zum Überziehen und bat mich, auf die Ultraschallärztin zu warten, was natürlich eine Ewigkeit dauerte. Alle paar Minuten schaute ich auf die Uhr und wurde dabei immer nervöser. Fast eine halbe Stunde später kam endlich die Ärztin. Kaum hatte sie den Schallkopf auf meinen Bauch gelegt, leuchtete das Bild des Babys auf dem Monitor auf. Ich staunte, wie sehr es in den wenigen Wochen seit der letzten Untersuchung schon gewachsen war. Man konnte den Kopf und den runden kleinen Körper erkennen. Unser wunderschönes, erdnussförmiges Baby. Ich weiß noch, wie ich einfach nur verliebt auf den Bildschirm starrte – auf mein Kind. Erst nach einer Weile fiel mir auf, dass die Ärztin noch nichts gesagt hatte.

Sie drückte ein paarmal mit dem Schallkopf in die Bauchdecke, um das Baby zu einer Bewegung zu animieren, doch nichts geschah. Das Baby lag still da, mit dem Rücken zur Gebärmutterwand. Ein schwarzer, klar umrissener Fleck. Kein Leben regte sich. Kein Herzschlag. Ich sah die Ärztin an, und ihr Gesichtsausdruck sagte schon alles. Ich begann zu weinen ...« Meine Stimme brach, als ich das sagte, und ich musste mich räuspern, bevor ich fortfahren konnte. »Die Ärztin wischte mir das Gel vom Bauch und ging ohne ein Wort hinaus.

Meine Frauenärztin erklärte mir dann, dass das Herz meines

Babys vermutlich irgendwann in der Vorwoche stehen geblieben war. Während ich also mit der Hand auf dem Bauch an meinem Schreibtisch gesessen hatte, war es vielleicht schon tot gewesen. Meine Ärztin meinte, gegen so etwas könne man nichts tun – frühe Fehlgeburten kämen sehr häufig vor. Ich hätte am liebsten geschrien. Noch nie in meinem Leben hatte ich mich so betrogen gefühlt. Noch dazu von meinem eigenen Körper. Ich wollte einfach nicht wahrhaben, dass mir das passiert war.« Nach einer kurzen Atempause sprach ich offen aus, was ich damals gedacht hatte. »Solches Pech hatten höchstens andere. Jemandem wie mir passierte so etwas nicht. Es durfte einfach nicht sein.«

Ich sah Annie an. Insgeheim wünschte ich mir fast, sie würde über diesen Kommentar die Stirn runzeln oder sonst irgendeine Reaktion zeigen, die ich zum Vorwand nehmen könnte, nicht weiterzureden. Doch sie saß nur stumm da und blickte mich mit ihren braunen Augen traurig an.

Also erzählte ich ihr, dass meine Ärztin eine Ausschabung der Gebärmutter empfohlen hatte, eine sogenannte Abrasio. »Dabei wird der Gebärmutterhals erweitert und der Fötus chirurgisch entfernt. Ich bekam einen Termin für den nächsten Vormittag. Die ganze Nacht lag ich wach im Bett und streichelte die kleine Wölbung auf meinem Bauch, unter der ich das Baby mit dem stehen gebliebenen Herzen trug. Ich wusste zwar, dass es tot war, aber der Gedanke, dass er oder sie mir weggenommen werden würde, war ...« Ich brachte es nicht über mich, den Satz zu beenden. »Es war eine furchtbare Nacht. Am nächsten Morgen weinte ich auf dem gesamten Weg ins Krankenhaus und während ich auf den Anästhesisten wartete. Und als ich aus der Narkose aufwachte, hörte ich als Erstes mein eigenes Schluchzen. Das Ganze kam mir so surreal vor. Für das Klinikpersonal ist das ein Standardeingriff, Berufsalltag. Für mich war es der schlimmste Tag meines Lebens.«

Es war zum Verzweifeln – es gelang mir einfach nicht, angemessen zu beschreiben, was damals in mir vorgegangen war. Wie sollte ich Annie erklären, dass der Tod meines Babys sich anfühlte, als hätte sich der Verlust für immer in mein Herz gebrannt? Dass seither eine schwarze Wolke jeden meiner Gedanken vergiftete und alles erstickte, worüber ich mich

früher hatte freuen können?

»Ich weinte immer noch, als ich ein paar Tage später zur Nachkontrolle zu meiner Frauenärztin ging. Sie sagte mir, dass der Hormonspiegel meines Körpers in diesem Stadium der Schwangerschaft derselbe sei, den ich unmittelbar nach einer regulären Entbindung gehabt hätte. Ich nehme an, sie wollte mich damit trösten, dass meine Hormone ebenso verrücktspielten wie nach einer Geburt. Dann sagte sie noch, sie hoffe, dass ich mit jemandem sprechen werde, wenn ich das Bedürfnis danach hätte. Sie meinte natürlich einen Therapeuten. Aber ich wollte nicht darüber sprechen. Ich wollte niemandem davon erzählen. Ich wollte gar nichts tun. Also kündigte ich meinen Job und zog wieder zu meinen Eltern.

Und dann sah ich dich auf der Benefizparty meiner Mutter und aß einen deiner Cupcakes, und irgendwie ging es mir da zum ersten Mal ein kleines bisschen besser. Es war ein erster kleiner Schritt zurück in die Normalität. Zumindest glaubte ich das.«

Ich zuckte die Schultern, und schließlich füllten sich meine Augen mit Tränen. Meine Kehle war wie ausgetrocknet, als hätte ich stundenlang geredet. Erst jetzt fiel mir auf, dass Annie meine Hand genommen hatte und sie fest in ihrer hielt. Auch ihr standen Tränen in den Augen.

»Ach, Julia«, sagte sie mit zitternder Stimme.

Ich wünschte mir, dass es endlich vorbei wäre, doch eins musste ich Annie noch sagen. »Und dann«, sagte ich matt, »fing ich an, mich ab und zu mit Jake Logan auf ein paar Drinks zu treffen. Wenn wir zusammen waren, fühlte ich mich wieder wie die Julia von früher – selbstbewusst und stark und ... durch nichts zu erschüttern. Es war egoistisch. Aber ich schwöre dir, dass ich zu diesem Zeitpunkt nichts von euch beiden wusste, und ich hatte nie die Absicht, wieder etwas mit Jake anzufangen. Ich liebe Wesley. Ich würde ihn nie verletzen wollen. Aber Wes' Gegenwart erinnert mich jedes Mal an die Fehlgeburt, und weil ich ihm nie etwas davon erzählt habe, steht jetzt dieses große Geheimnis zwischen uns und verdirbt alles. Als ich mich neulich mit Jake verabredet habe, war ich überzeugt davon, dass du mit ihm Schluss gemacht hast. Und ich hätte nie damit gerechnet, dass er mich küsst. Das wollte ich auch gar nicht, wirklich nicht. Ich

wollte einfach ein paar unkomplizierte Stunden mit jemandem verbringen, der mich nicht an die unmittelbare Vergangenheit oder an die Zukunft denken lässt.«

Ich blickte auf meine Hand, die in ihrer lag. »Ich weiß, dass ich extrem egoistisch war. Ich kann es verstehen, wenn du mir nicht verzeihen kannst. Ich weiß noch nicht einmal, ob *ich* mir verzeihen kann.«

Annie seufzte. »Du hättest das nie alleine durchmachen dürfen«, sagte sie leise. »Ich mag mir gar nicht vorstellen, wie schlimm das für dich gewesen sein muss. Ich wünschte, ich hätte es gewusst. Ich wünschte, du hättest es Wes erzählt, oder mir, oder irgendjemand anderem. Es gibt doch Menschen, denen du wirklich viel bedeutest und die dir vielleicht hätten helfen können.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich erkenne mich selbst nicht wieder. Ich habe alles falsch gemacht.«

»Das ist es nicht«, erwiderte Annie schnell. »Ich will dir gar keine Vorwürfe machen. Es tut mir nur so leid, dass du das erleben musstest. Ein Baby zu verlieren ...« Annie brach ab und drückte meine Hand. Dann sah sie mir in die Augen und sagte langsam: »Es tut mir so leid.« Sie ließ ihre Worte kurz sacken und fuhr dann fort: »Ehrlich gesagt verstehe ich nicht, warum du Wes nichts davon erzählt hast. Er liebt dich und würde alles für dich tun, das merkt man sofort. Er hätte dir in dieser schweren Zeit zur Seite stehen können.«

Es war nicht leicht, Annie meine Beweggründe zu erklären, wo sie mir doch selbst ein Rätsel waren. »Bislang ist mein Leben immer so glatt verlaufen. Die Dinge sind mir einfach nur so zugeflogen«, sagte ich. »Und so hat Wes mich auch kennengelernt – als eine Frau, der alles leichtfällt, die alles unter Kontrolle hat. In diesen Menschen hat er sich verliebt. Und jetzt ... habe ich mich völlig verändert. Ich bin nicht mehr die, die ich einmal war. Mein Körper ... hat versagt. Vielleicht werde ich nie Kinder bekommen können. Ich weiß es nicht. Natürlich sind Fehlgeburten in den ersten Wochen ziemlich häufig, aber bei mir war es ... später als bei den meisten. Ich habe einfach Angst, dass das nur der Anfang eines langen beschwerlichen Weges war. So hat Wes sich das sicherlich nicht gedacht. Sein ganzes Leben dreht sich darum, Kindern zu helfen, nur dafür hat er seine Firma gegründet! Er liebt Kinder. Ich kann ihm doch nicht den Traum von der eigenen

Familie nehmen.«

»Wes liebt dich um deiner selbst willen. Das war eindeutig, als ich euch zum ersten Mal zusammen gesehen habe. Und was auch geschieht, er wird dich weiter lieben.«

Ich lächelte schwach und zog meine Hand zurück, um einen Schluck Wein zu trinken. »Das wäre schön, wenn es so wäre. Aber ich schätze, die Realität ist ein bisschen komplizierter.«

»Julia, du musst Wes eine Chance geben. Du darfst das nicht für ihn entscheiden.«

Ich verkniff mir eine schnelle Antwort und dachte einen Moment lang über ihre Bemerkung nach. Vielleicht war da was dran. Es fühlte sich alles schon gar nicht mehr so schlimm an, nachdem ich ihr von der Fehlgeburt erzählt hatte. Vielleicht hatte sie Recht. Vielleicht würde Wes mich trotzdem lieben, ganz egal, was geschah.

»Und übrigens«, sagte Annie langsam, »ich finde, es wird Zeit, dass du Wes *alles* erzählst.«

Ich sah sie an. »Du meinst, auch das mit Jake?«

Sie zuckte die Schultern. »Ich bin keine Paartherapeutin. Ich war noch nie verlobt. Und mein letzter Freund« – sie lächelte bitter –, »hat mir nicht nur verschwiegen, dass er verheiratet ist, verdammt, er hat auch noch vor meinen Augen mit meiner Freundin rumgeknutscht.«

Als sie »Freundin« sagte, verbiss ich mir ein freudiges Lächeln; das wäre in diesem Zusammenhang wohl unangebracht gewesen. *Wenn Annie mir verzeiht*, dachte ich, *dann wird Wes es vielleicht auch tun*.

»Bestimmt hast du Recht.« Ich seufzte. »Wes sollte alles erfahren.« Ich dachte an die kommenden Wochen – Weihnachten und dann die rauschende Verlobungsparty, die meine Mutter für den Silvesterabend geplant hatte. »Vielleicht nach den Feiertagen?«

Annie lächelte. »Du wirst es schon merken, wann der richtige Zeitpunkt gekommen ist.«

Ich lächelte zurück. Eine Woge der Erleichterung durchströmte mich. So leicht und zuversichtlich hatte ich mich schon seit einer Ewigkeit nicht mehr gefühlt. Dass Annie mich moralisch unterstützte, ließ den Schmerz über den Verlust meines Babys zwar nicht verschwinden – damit würde ich für immer leben müssen –, doch es gab mir Kraft. Es war richtig gewesen, ihr alles zu erzählen. *Keine Geheimnisse mehr*,

dachte ich. Irgendeinen guten Vorsatz für das neue Jahr musste man ja haben.

23 – Annie

Wenn Lolly St. Clair zu etwas berufen war, dann ganz sicher dazu, Partys zu geben. Es war faszinierend, ihr dabei zuzusehen, wie sie ihre Angestellten und Aushilfskräfte vor Julias großer Verlobungsfeier an Silvester dirigierte; ich musste dabei unwillkürlich an einen alten Seebären denken, der die Besatzung eines riesigen Segelschiffs an einem besonders tückischen Küstenabschnitt vorbei in den sicheren Hafen führt. Ich war schon am Nachmittag in die Villa der St. Clairs gekommen, um die Cupcakes zu verzieren, die ich für die Party vorbereitet hatte. Währenddessen stöckelte Lolly von Zimmer zu Zimmer, gab den verschiedenen Teams des schwarz gekleideten Personals ihre Anweisungen, drehte riesige Blumengebinde einen Zentimeter weiter nach rechts oder links, ließ die Leinenservietten mit dem eingestickten Monogramm ein drittes Mal bügeln und schüttelte ihren Kopf so entschieden, dass sogar ihr mit Haarspray fixierter Bob beim Vorschlag des Caterers erbebt, den Tisch mit den Filets mignon nicht an der hintersten Balkontür, sondern neben dem Eingang zum Salon aufzustellen.

Als die große Standuhr im Foyer acht Uhr schlug, zeigte sich das Haus vom Keller bis zum Dachboden in extravaganter Festtagsputz: flackernde Kerzen in großen Kristallkugeln, riesige Blumentöpfe mit roten Weihnachtssternen, prachtvolle Gestecke aus Hortensien und Rosen, funkelnde Lichterketten und ein gigantischer, mit unzähligen roten Schleifen geschmückter Christbaum, der dem Baum im Rockefeller Center locker Konkurrenz machen konnte. Meine Cupcakes, die ich mit einzeln angefertigten Sternen, Bäumchen und Tauben aus Zuckerguss verziert und auf silbernen Servierplatten angeordnet hatte, warteten in der Küche darauf, den über hundert Gästen des Abends präsentiert zu werden.

Die siebenköpfige Swing-Band hatte bereits drei Songs zum Besten gegeben, als Julia sich endlich unten blicken ließ, gertenschlank und atemberaubend glamourös in ihrem asymmetrischen blassgoldenen Kleid, das eine Schulter freiließ. Sie umarmte mich so fest, dass mein glänzendes rotes Trapez-

Top wie Geschenkpapier zerknitterte. Noch bevor wir ein Wort wechseln konnten, kam Wes und nahm Julia bei der Hand.

»Hallo, du meine wunderschöne Braut«, sagte er, zog sie in einer gekonnten Drehbewegung an seine Brust und ließ sie schwungvoll nach hinten fallen, um ihr einen Kuss zu geben. Als er sie wieder aufrichtete, schimmerten ihre Augen vor Glück. »Hey, Annie«, sagte Wes und küsste mich herzlich auf die Wange.

»Herzlichen Glückwunsch zur Verlobung!«, sagte ich und hoffte, dass meine Stimme fröhlich genug klang. Ich war noch nie gut darin gewesen, Geheimnisse für mich zu behalten; insgeheim befürchtete ich, etwas über die Fehlgeburt oder Julias Gefühlschaos zu verraten, wenn ich Wes zu lange um mich hatte. Vielleicht hatte Julia das vorausgesehen, denn sie warf auf einmal einen Blick über meine Schulter und begann so eifrig zu winken, dass das Klirren ihrer Diamantarmreifen trotz der lauten Musik gut zu hören war.

»Ich habe eine kleine Überraschung für dich«, sagte sie zu mir.

Hinter mir stand Ogden Gertzwil. »Hi, Annie«, begrüßte er mich und gab mir einen Kuss auf die Wange, bevor er Julia und Wes zur Verlobung gratulierte. »Danke für die Einladung«, sagte er, während Wes ihm kräftig auf den Rücken schlug.

Julia umarmte ihn. »Wie schön, dass du kommen konntest!«

Ihre überschwängliche Begrüßung verblüffte mich. Ogden fing meinen irritierten Blick auf und grinste.

»Sie hat dir nicht erzählt, dass sie mich eingeladen hat, was?«, fragte er.

»Nein«, gab ich zu.

Er lachte. »Hast du was dagegen?«

»Natürlich nicht.«

Eigentlich hätte ich durchaus sauer auf Julia sein können. War es nicht schon schlimm genug, dass ich eine Party überstehen musste, auf der ich so gut wie niemanden kannte und mich völlig fehl am Platz fühlte? Musste sie das Ganze noch schlimmer machen, indem sie eine Quasselstrippe wie Ogden einlud, den sie mir dann in einem unvorbereiteten Moment präsentierte, als sollte ich ihr für die ach so tolle

Überraschung auch noch dankbar sein? Ich hatte wirklich allen Grund, verärgert zu sein. Aber ich war es nicht. Oder versuchte es zumindest nicht zu sein. Schließlich hatte ich mir fest vorgenommen, Julia grundsätzlich erst einmal zu vertrauen. Also betrachtete ich es als meine erste Herausforderung, nicht automatisch davon auszugehen, dass sie Ogden Gertzwil nur eingeladen hatte, um mich zu quälen.

»Wie läuft das Geschäft, Ogden?«, fragte Wes. »So etwas wie Feiertage oder Ferien gibt es auf einer Farm wahrscheinlich nicht, oder?«

»Stimmt«, sagte Ogden. Er sah so aus, als wollte er weiterreden, doch dann schien er sich eines Besseren zu besinnen. »Aber heute Abend bin ich privat hier. Wenn meine Gastgeber es schaffen, dass ich mich in einen Smoking werfe, schulde ich es ihnen wohl auch, zur Abwechslung mal nicht über die Farm zu reden.«

»Geht in Ordnung«, antwortete Wes grinsend.

Während Ogden und Wes ihre Männerfreundschaft weiter vertieften, wurde Julia auf einmal ganz blass. Ich folgte ihrem Blick und entdeckte Lolly und Tad, die anscheinend gerade einen kleinen Streit hatten; ihre Mienen waren angespannt, fast verhärtet. Es sah ihnen überhaupt nicht ähnlich, ihre Gefühle so offen zu zeigen, und ich spürte das altvertraute Kribbeln in den Beinen, als sie abrupt den Raum verließen.

Wes erzählte Ogden gerade voller Begeisterung von den exotischen Gemüsesorten, die er auf seiner letzten Chinareise kennengelernt hatte. »Würdet ihr mich bitte kurz entschuldigen?«, unterbrach Julia das Gespräch. »Ach, und Wes, da drüben sind Joan und Devon. Wärest du so nett und stellst sie ein paar Leuten vor? Ich glaube, sie kennen hier niemanden.«

»Natürlich«, sagte Wes. Wenige Augenblicke später hatte Julia Wes zu einem verloren dreinblickenden Pärchen gelotst und verschwand durch die Tür, durch die ihre Eltern hinausgegangen waren.

Ogden und ich blieben allein zurück. Zum Glück kam in dem Moment eine blasse, unscheinbare Bedienung mit einem Tablett voller Kanapees auf uns zu und bewahrte uns dadurch vor unangenehmem Small Talk. Ich stapelte mehrere der mit Weichkäse und einer dunklen Fruchtkonfitüre belegten

Brotscheiben auf eine Serviette, während Ogden die Kanapees auf dem Tablett genauer unter die Lupe nahm.

»Ist das Feigenmarmelade?«, fragte er das Mädchen mit skeptischer Miene.

»Ja«, erwiderte sie lächelnd. Die Pickel an ihrem Kinn waren nur dürrtig mit Make-up kaschiert. »Sehr lecker.«

»Hm«, machte Ogden. Er senkte seine große Nase bis knapp über die Kanapees und schnupperte mit gerunzelter Stirn daran. »Black Mission oder Brown Turkey?«

»Brie, glaube ich?«, murmelte das Mädchen.

»Nein, nein. Ich meine die Feigen. Welche Sorte ist es? Wahrscheinlich Black Mission.«

Ich seufzte. Seinen Vorsatz, ausnahmsweise mal nicht über seine Arbeit zu reden, hatte er offenbar schon wieder vergessen.

»Ich weiß es nicht genau. Tut mir leid«, sagte das Mädchen. Sie sah so zerknirscht aus, dass ich sie am liebsten beiseitegenommen hätte, um ihr ein paar Tipps für den Umgang mit eingebildeten Schnöseln zu geben. Ogden würde sicher nicht der einzige komische Kauz sein, mit dem sie es auf dieser Party zu tun haben würde.

»Brie? Wohl eher nicht«, fuhr Ogden fort, ohne zu merken, in welche Verlegenheit er das Mädchen brachte. »Ich würde auf Ziegenkäse tippen. Ist es Biokäse?«

Ich starrte Ogden an. Das konnte doch nicht sein Ernst sein. *Biokäse*? »Oh Mann, Ogden«, sagte ich mit vollem Mund. »Das sind Black-Mission-Feigen von einem Biobauernhof in Central California, wo sie an einem leicht bewölkten Morgen von Frauen mit Handschuhen aus roter Merinowolle geerntet worden sind. Der Käse stammt von einer dreijährigen Ziege namens Ethel, die im Marin County lebt und ausschließlich biodynamisches Futter bekommt. Der Weizen für das Brot wurde von irgendwelchen Doktoranden der Umweltwissenschaft im Rahmen ihres Praktikums bei einer landwirtschaftlichen Genossenschaft in Kansas geerntet. Und diese an sich schon köstlichen Bestandteile ergeben zusammen ein fabelhaftes Horsd'œuvre. Wenn du jetzt nicht endlich reinhaust, bist du selber schuld.«

Die Bedienung hustete, um ein Lachen zu überspielen. Ogdens buschige blonde Augenbrauen zogen sich zusammen. *Er hat nicht den blassesten Schimmer, wie lächerlich er*

rüberkommt, wenn er so redet, dachte ich überrascht. Die Erkenntnis stimmte mich ein wenig milder. Ogden nahm ein Kanapee vom Tablett und biss bedächtig hinein. Während er kaute, sah er sich im Raum um. Das Mädchen nickte mir dankbar zu und verdrückte sich schnell.

»Tut mir leid«, sagte ich, aber es klang nicht so überzeugend, wie ich gewollt hatte. »Nein, eigentlich tut es mir nicht leid. Die arme Kleine versucht wahrscheinlich nur, sich ein bisschen was fürs Studium zu verdienen, und da kommst du an und unterziehst sie einem Kreuzverhör! Nicht jeder kennt sämtliche Zutaten der Speisen, die er servieren muss.«

»Sollte er aber! Wer Essen serviert, hat gefälligst zu wissen, was er anderen da aufdrängt. Die St. Clairs wären bestimmt entsetzt, wenn sie wüssten, wie ungebildet ihre Angestellten sind.«

Dieser überhebliche Kommentar brachte mich nun vollends auf die Palme. »Meine Mutter war hier lange Zeit fest angestellt«, fuhr ich ihn an. Zum Glück übertönte die Musik meine wütende Stimme, so dass niemand auf uns aufmerksam wurde. »Und sie hatte zwar keinen Schulabschluss, aber sie wäre klug genug gewesen, dich auf Anhieb als arrogantes Arschloch zu entlarven.«

Ogden klappte die Kinnlade herunter. »Oh, Annie, ich wollte damit nicht ...«

»Und«, schimpfte ich weiter, »sie wusste viel besser darüber Bescheid, wie wichtig gutes Essen ist, als du es jemals wirst. Sie hat es mit *Liebe* präsentiert.«

Ogden schüttelte den Kopf. Einen Augenblick lang streckte er seine großen Hände nach mir aus, dann ließ er sie unbeholfen sinken. »Es tut mir leid. Du hast Recht. Ich weiß auch nicht, warum ich es dem Mädchen so schwer gemacht habe.« Er seufzte und startete verlegen auf seine Schuhspitzen. »Wahrscheinlich wollte ich dir imponieren.«

»Wie bitte?«

»Du bist echt eine harte Nuss, Annie. In deiner Gegenwart rede ich viel zu viel. Normalerweise bin ich nicht so geschwätzig, ehrlich.« Er fuhr sich durch die Haare, so dass sie noch verstrubbelter wirkten als zuvor, und lächelte mich reumütig an. »Irgendwie habe ich nach jeder unserer Begegnungen das Gefühl, nur Blödsinn von mir gegeben zu

haben und von einem Fettnäpfchen ins nächste getreten zu sein.«

Ich musterte ihn nachdenklich. Dieser Ogden Gertzwell steckte wirklich voller Überraschungen. »Tja«, sagte ich. »Wenn es dich tröstet: In meinen Fettnäpfchen ist garantiert nur biologisch-dynamisch gewonnenes Fett.«

Er lachte und schien ein wenig von seiner Anspannung zu verlieren. Sein ganzer Körper wirkte auf einmal lockerer, seine breiten Schultern sanken herab. »Also hast du Julia über deine Mutter kennengelernt?«, fragte er.

»Könnte man so sagen. Sie war Julias Nanny und kochte außerdem für die ganze Familie. Ihre Rolle hat sich mit der Zeit verändert, als Julia und ich größer geworden sind. Wir haben in der Remise an der Einfahrt zum Grundstück gewohnt.«

»Du bist hier aufgewachsen? Das klingt ... kompliziert«, sagte Ogden. »Kein Wunder, dass ich immer den Eindruck hatte, dass es zwischen dir und Julia unterschwellige Spannungen gibt. Entschuldige, wenn ich das so sage, aber es war mir von Anfang an ein Rätsel, wie ein so ungleiches Paar auf die Idee kommt, gemeinsam ein Unternehmen zu gründen.«

»Nein, du hast schon Recht. Wir sind wirklich ein ungleiches Paar, und es hat im Laufe der Jahre mehr als einmal zwischen uns gekracht. Aber ich glaube, mittlerweile haben wir uns ganz gut arrangiert.«

»Das freut mich für euch. Manchmal«, sagte er langsam, »schleppen wir die Dinge, die wir als Kind erlebt haben, viel zu lange mit uns herum.«

»Stimmt«, bestätigte ich und war ganz erstaunt, wie gut man sich mit ihm unterhalten konnte. »Ehrlich gesagt macht mir das geradezu Angst. Ich frage mich, ob wir eigentlich je erwachsen werden und unsere Kindheit hinter uns lassen.«

»Womöglich nicht.« Ogden legte den Kopf schräg, und mir war, als blitzten seine Augen schelmisch auf. »Aber das kann ja auch verkaufsfördernd sein, wenn man mit Cupcakes Geld machen will.«

»Ach herrje«, sagte ich lachend. »Ich bin also eine Kapitalistin, die ihre Kindheitstraumata verwertet.«

Er grinste. »Hey«, sagte er. »Wenn ich dir verspreche, kein Wort mehr über das Essen oder das Personal zu verlieren,

könnten wir den Abend dann nochmal von vorn anfangen?
Was meinst du?«

»Einverstanden.«

Er wirkte überrascht.

»Was?« Ich lachte. »Ich versuche nur, etwas netter zu meinen Mitmenschen zu sein. Einer meiner vielen guten Vorsätze für das neue Jahr.«

»Ach so«, sagte er und nahm zwei Champagnergläser von einem Tablett, das gerade vorbeigetragen wurde. »Vielleicht sollte ich mir auch mal ein paar überlegen.«

24 – Julia

Ich suchte meine Eltern zuerst in der Küche und lief dann schnell die Treppe hinauf ins Obergeschoss. Schon von weitem hörte ich die aufgeregte Stimme meiner Mutter. Sie kam aus dem Arbeitszimmer meines Vaters.

»Das verstehe ich einfach nicht, Tad!«, sagte sie gerade, als ich den Raum betrat. »Ich habe dich bei den Vorbereitungen für diese Feier nur um eine einzige kleine Sache gebeten, und nicht einmal die hast du erledigt?«

Mein Vater saß wie ein Häuflein Elend auf seinem Bürostuhl und zog die Schreibtischschubladen auf und zu, während meine Mutter aufgebracht hin und her ging.

»Was ist los?«, fragte ich.

Meine Mutter zuckte zusammen, blinzelte ein paarmal und zupfte mit einer zornigen Bewegung den Wasserfallkragen ihres schwarzen Abendkleides zurecht. »Nichts, Liebes. Es ist alles in Ordnung. Geh wieder nach unten und lass dich feiern.«

Ich sah meinen Vater an. Neben meiner Mutter, die sich vor Empörung hoch in die Luft reckte, wirkte er kleiner als sonst. »Dad, ist alles okay?«

Er lächelte und hob verlegen die Schultern. »Aber ja. Wir diskutieren nur ein kleines Problem. Deine Mutter hat mich gebeten, das Trinkgeld für das Personal in bar bereitzuhalten, und dieser Aufgabe bin ich wohl nicht wie gewünscht nachgekommen.«

Meine Mutter biss sich auf die Lippe. Es war eines ihrer obersten Gebote für eine gelungene Party, den Aushilfen schon zu Beginn des Abends das Trinkgeld in einem verschlossenen Umschlag auszuhändigen, um ein Durcheinander zu später Stunde oder einen alkoholbedingten Abrechnungsfehler zu vermeiden. Lolly St. Clairs Party-Planer-Prinzip Nummer 1. Mein Vater kannte diese Regeln nur zu gut – wahrscheinlich hatte er die Rolle des Bargeldbeschaffers schon vor Jahrzehnten übernommen.

»Du hast es vergessen?«, fragte ich.

»Natürlich nicht«, erwiderte er etwas lauter als nötig. Meine Mutter und ich wechselten einen raschen Blick. »Ich habe das

Geld gestern geholt.«

»Also ist es verlorengegangen?«

»Ich muss es verlegt haben. Ich dachte, ich hätte es wie immer in der rechten oberen Schublade meines Schreibtisches verstaut, aber es ist weder dort noch sonst irgendwo im Arbeitszimmer.«

Meine Mutter schien am Rande eines Nervenzusammenbruchs zu sein. Ich dachte nach. »Hast du in dem Jackett nachgesehen, das du auf dem Weg zur Bank getragen hast? Oder im Auto?«

Das Gesicht meines Vaters leuchtete auf. Mit einer für seine Körpergröße erstaunlichen Gewandtheit sprang er in die Höhe. »Das Auto! Natürlich. Wahrscheinlich habe ich einfach vergessen, das Geld mit reinzunehmen. Einen Moment, Mädels, ich bin gleich wieder da.«

Kaum war ich mit meiner Mutter allein, sah ich sie vielsagend an. Sie reckte das Kinn noch ein wenig weiter in die Luft. »Keine Sorge, Liebes, es ist alles in Ordnung«, sagte sie. »Ich weiß, dass du dir Gedanken machst, aber das ist lächerlich. An so einem besonderen Abend!«

»Was findest du lächerlich? Dass ich mir Sorgen um Dad mache, oder dass ich mir am Abend meiner Verlobungsparty überhaupt wegen irgendetwas Sorgen mache?«

»Beides. Du kannst es dir aussuchen.«

»Mutter«, sagte ich schnell, da mein Vater jeden Augenblick zurückkommen konnte. »Irgendetwas stimmt da nicht. Das merkst du doch auch, oder nicht? Es sieht ihm überhaupt nicht ähnlich, irgendetwas zu verlegen. Er ist nicht er selbst.«

Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich etwas Unsicherheit im resoluten Blick meiner Mutter, und ich erkannte, dass auch sie sich Sorgen machte, auf ihre eigene Art. Draußen näherten sich bereits die schweren Schritte meines Vaters.

»Versprich mir bitte, dass wir ihn nächste Woche zu einem Arzt schicken«, flüsterte ich. »Versprich es mir jetzt sofort, damit ich den Abend einfach unbeschwert genießen kann.«

Die Schultern meiner Mutter entspannten sich ein wenig, dann nickte sie energisch. Dann stand auch schon mein Vater neben mir.

»Das war wohl leider nichts, Sherlock Holmes. Das Geld ist nicht im Auto«, verkündete er. Aus seiner kleinlauten Miene

schloss ich, dass ihm das Ganze selbst ein Rätsel war. »Curtis fährt mich jetzt zur Bank. Ein Großteil der Gäste lässt ohnehin noch auf sich warten. Wir sind wieder da, bevor die ganzen hippen Spätkommer eingetrudelt sind.«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, sagte meine Mutter. Ihr Ton war eine Spur weicher als noch vor zehn Minuten.

Als ich mich wieder unter die Gäste mischte, war die Party bereits in vollem Gang. Im Salon tauchte Wes neben mir auf und zog mich ohne Umschweife auf die Tanzfläche. Wir wirbelten über den glänzenden Marmorboden und atmeten den in der Luft liegenden Tannennadelduft und den leicht rauchigen Geruch des großen Kaminfeuers ein; es kam mir vor wie der ideale Auftakt und gleichzeitig der krönende Abschluss eines Abends. Ich glaube, in diesem Augenblick sagte mir eine innere Stimme, dass ich ihm am Ende dieser Party wirklich alles erzählen würde, komme, was wolle. Seit Annie von der Fehlgeburt und meinen Verabredungen mit Jake wusste, wuchs mein schlechtes Gewissen, Wes immer noch nicht eingeweiht zu haben, von Tag zu Tag. *Dieses Jahr geht mit meiner Verlobungsparty zu Ende*, dachte ich bestürzt, *aber es ist gut möglich, dass ich das neue Jahr als Single beginne*.

Als die Band eine Pause einlegte, blieben Wes und ich nach einer abschließenden Drehung in der Mitte des Raumes stehen. Ich sah ihm in die Augen und fühlte, wie meine Liebe zu ihm mein Herz erfüllte wie der Flügelschlag eines scheuen Vögelchens. *Vielleicht war das unser letzter Tanz*. Bei dem Gedanken wurde mir angst und bange. Ich drückte seine Hand und beschloss, sie an diesem Abend nicht mehr loszulassen.

»Es hat eine Weile gedauert, bis ich das mit Ogden und Annie gerafft habe«, sagte Wes, während wir uns einen Weg zur Bar bahnten. »Du hast mir gar nicht erzählt, dass du unter die Kupplerinnen gegangen bist.«

»Ich dachte, ich probiere einfach mal was Neues aus. Vielleicht schlummern ja noch verborgene Talente in mir.«

»In diesem Fall hast du wohl schon den ersten Volltreffer gelandet.«

»Er ist perfekt für sie. Er ist genauso ein schräger Vogel wie sie. Annie hat das nur noch nicht begriffen.« Und es war

noch mehr als das: Ogden und Annie hatten beide ein so großes Selbstbewusstsein, dass es ihnen egal war, was andere über sie dachten.

»Du bist ihr wirklich eine gute Freundin«, sagte Wes.

»Ach, ich weiß nicht. Vielleicht.« Ich blickte auf unsere ineinander verschlungenen Hände hinunter und atmete tief durch. »Weißt du was, Wes, wir hatten seit einer Ewigkeit keinen Moment nur für uns. Wir könnten uns nach oben schleichen, bevor der Silvester-Countdown beginnt, und keiner wird merken, dass wir fehlen.«

Auf seinem Gesicht breitete sich ein schelmisches Grinsen aus, das mir eine Ahnung davon gab, wie er als Kind gewesen sein musste – übermütig und immer auf Schabernack aus. »Ich folge dir überallhin, meine Süße.«

Wenn nur jeder von uns beiden wüsste, wohin ich ihn führe, dachte ich, als wir die Treppe hinaufstiegen. *Aber dann würde er mir wohl nicht so bereitwillig folgen.*

In meinem Zimmer lagen wir lange, in die Kissen gekuschelt, auf meinem Bett und küssten uns, während die Partygeräusche von unten zu uns heraufdrangen. Als Wes mir den Träger meines goldenen Kleides von der Schulter streifen wollte, hielt ich seine Hand fest. Er errötete leicht und sah mich an.

»Es ist schön, mit dir allein zu sein«, sagte er. »Ich habe dich vermisst.«

»Ich dich auch«, sagte ich. Ich nahm seine Hände in meine und hielt den Blick gesenkt, um ein paar Tränen wegzublinzeln. »Ich habe dir so viel zu sagen.«

Wes richtete sich ein wenig auf. »Was meinst du?« Als ich nicht gleich weitersprach, hob er sanft mein Kinn an, bis er mir in die Augen sehen konnte. »Was hast du auf dem Herzen, Julia?«

Und so erzählte ich ihm von der Fehlgeburt, von der furchtbaren Nacht, nachdem ich erfahren hatte, dass das Baby in meinem Bauch tot war, von dem schrecklichen Eingriff am nächsten Tag. Anstatt unser Kind zur Welt zu bringen, dessen Geburtstermin diese Woche gewesen wäre, wie ich nur zu genau wusste, brachte ich endlich die ganze Wahrheit auf den Tisch. Auch das mit Jake – die Drinks, den Kuss, den Streit mit Annie. Mit stockender, tränenerstickter Stimme

redete und redete ich. Währenddessen hielt Wes mich nacheinander fest im Arm, stand wütend auf, setzte sich wieder, drückte mich an sich, zerknüllte mit seiner freien Hand das Laken, schüttelte den Kopf und räusperte sich. Seine Augen waren rot hinter den Brillengläsern.

»Dieser Jake geht mir völlig am Arsch vorbei«, sagte er, als ich fertig war. Er sagte es so schnell, dass ich es ihm nicht wirklich abnahm, aber es tat trotzdem gut, das zu hören. »Für mich klingt es so, als hätte er dich ausgenutzt. Vielleicht hast du das zu bereitwillig geschehen lassen. Das hätte nicht passieren sollen. Aber ich glaube dir, dass du nichts für ihn empfindest und dieser Kuss von ihm ausging und nicht von dir. Ich glaube dir zu hundert Prozent. Und weiter will ich auch gar nicht über ihn reden.« Dieser letzte Satz hörte sich an wie ein leises, wütendes Knurren. Ich schluckte und nickte zustimmend.

»Aber das Baby ...« Das Wort blieb ihm im Hals stecken, und er wandte den Blick ab. »Warum hast du mir nichts davon erzählt, Julia? All die Zeit. Es war auch mein Baby. Es war unser Baby.«

»Ich weiß«, sagte ich, und die Tränen liefen mir das Gesicht hinunter. »Zuerst wollte ich dich mit der guten Nachricht überraschen. Ich wollte es dir persönlich sagen, wenn wir uns sehen. Und dann wurde plötzlich eine schlechte Nachricht daraus, und ich ... ich habe einfach dichtgemacht. Ich habe niemandem davon erzählt. Aber dir hätte ich es natürlich sagen sollen ... sagen müssen. Und irgendwann hat sich mein Schock über das, was passiert war, in Angst verwandelt. Angst vor dem, was noch passieren könnte.«

»Was meinst du?«

»Ich befürchte einfach«, brachte ich mühsam hervor, »dass mit mir etwas nicht stimmt. Dass ich dich mit einer Ehe belaste, die kinderlos bleiben wird. Ich weiß doch, wie sehr du dir eine Familie wünschst.«

»Aber Julia ... genau deswegen heirate ich dich ja. Damit wir eine Familie sind, du und ich. *Wir* sind die Familie.«

Ich rückte ein Stück von ihm ab und sah ihn an. »Du willst mich doch nur trösten«, sagte ich vorsichtig. »Jetzt, wo wir beide noch jung und zuversichtlich sind, sagt sich so etwas leicht. Aber denk bitte noch einmal darüber nach, bevor du etwas sagst, was du später vielleicht bereust. Du willst Kinder.

Das weiß ich.«

Wes nahm seine Brille ab und wischte sich über die Augen. Er schwieg eine ganze Weile, und meine Brust zog sich schmerzlich zusammen. »Julia«, sagte er schließlich und umfasste meine Hände. »Ich bin sicher, dass die Fehlgeburt eine einmalige Sache war. Und selbst wenn es anders wäre, werden wir Kinder haben. Das ist nicht nur so ein Gefühl – was mich angeht, ist das eine Tatsache. Es gibt viele Möglichkeiten, Eltern zu werden. Denk an Karen und Fo ... oder Rick und Monica. Das sind doch Bilderbuchfamilien, für mich zumindest sind sie nichts anderes als das. Es sind Familien, zu denen ich liebend gern gehören würde.«

Karen, die Technische Leiterin von Wes' Firma, und ihr Mann Fo hatten eine Leihmutter engagiert und zogen nun ganz wunderbare Söhne mit süßen Ringellocken groß. Und Rick, Wes' bester Freund aus Studienzeiten, und seine Frau Monica hatten ein Baby aus Südkorea adoptiert, ein pummeliges, immer fröhliches Mädchen. Ich hatte diese Konstellationen eher als Verlegenheitslösung betrachtet, als Ergebnis einer langen Reihe von Enttäuschungen und Tränen, medizinischen Eingriffen und langen Flugreisen, doch als ich Wes so reden hörte, wurde mir klar, dass sie Familien waren wie alle anderen auch – kompliziert, chaotisch und voller Liebe füreinander. Ich dachte an Annie und Lucia, die ich früher genauso als meine Familie betrachtet hatte wie meine eigenen Eltern. Ja, für ein Kind, das die Liebe und die Zuneigung, das offene Ohr und die Großzügigkeit eines Erwachsenen brauchte, spielte die Blutsverwandtschaft wirklich keine Rolle.

»Du wirst ein wunderbarer Vater sein«, sagte ich leise.

»Nur mit dir an meiner Seite«, antwortete Wes. Ich las in seinen Augen, dass er es ernst meinte, und da kam endlich der wild flatternde Vogel in meiner Brust zur Ruhe. Ich holte tief Luft. Durch die offene Tür hörten wir, wie die Gäste unserer Verlobungsparty den Countdown bis Mitternacht anstimmten.

»ZEHN! NEUN! ACHT!«

Wes und ich lächelten uns an. Er sprang auf und zog mich mit sich hinaus auf den Flur.

»VIER! DREI! ZWEI!«

Am oberen Ende der großen Treppe, mitten im Partylärm,

schlang Wes seine Arme um mich und küsste mich erst auf das Schlüsselbein, dann auf den Hals, auf die Wange und schließlich auf den Mund, und so küssten wir uns aus dem alten Jahr ins neue hinüber.

Januar

25 – Annie

Als der erste Monat des neuen Jahres sich allmählich dem Ende zuneigte, saßen Julia und ich im Treat an der Theke und pulten die Förmchen von unseren Cupcakes, während wir unsere wöchentliche Geschäftsbesprechung abhielten. Die Veränderung, die Julia seit Silvester durchgemacht hatte, war unmöglich zu übersehen. Ihr Lächeln war breiter geworden, ihre Augen strahlten, ihre Schritte waren energischer. Die Aussprache mit Wes hatte ihr eindeutig gutgetan, und ich freute mich für sie, ja es machte mich stolz, dass sie es endlich geschafft hatte, sich von der Last dieses Geheimnisses zu befreien. Jetzt war sie so aufgekratzt, als wäre sie aus einem langen Schlaf erwacht, und redete in einer Tour über ihre Hochzeit und was dafür noch alles zu tun war. Für einen Single wie mich war das zwar eine Zumutung, aber ich ließ mir nichts anmerken. Sie verdiente es, glücklich zu sein – selbst wenn das in Julias Fall bedeutete, endlose Monologe über Orchideen, die Gestaltung der Einladungskarten oder *individuell angefertigte Sonnenschirme* zu führen. Tja, jedem das Seine.

»Meine Mutter war so versessen darauf, Lucias Backbuch zu finden, dass sie damit alle im Haus in den Wahnsinn getrieben hat«, erzählte Julia, nachdem sie ihren ersten Cupcake des Abends angeknabbert hatte. Ich sah sie an, und mein Herz setzte einen Moment lang aus. Julia lächelte verlegen. »Es ist zwar leider nicht aufgetaucht, aber dafür hat sie mir das hier für dich mitgegeben. Als Trostpflaster sozusagen.«

Sie holte eine schokobraune Schachtel mit einer pompösen weißen Seidenschleife aus ihrer Tasche. Darin befand sich ein dickes Blankobuch, dessen Umschlag mit einem venezianischen Muster in Grün- und Blautönen verziert war. Auf der ersten Seite stand eine Widmung in Lollys selbstbewusster, anmutiger Schönschrift:

Liebe Annie,

ein Rezeptbuch für die nächste Generation – vielleicht ist es doch an der Zeit, neue Traditionen zu beginnen.

In Liebe

Lolly St. Clair

P.S. Ich glaube weiter fest daran, dass sich das Buch deiner Mutter schon bald zu diesem hier gesellen wird.

»Es ist wunderschön«, sagte ich.

»Ja«, stimmte Julia mit einem Seufzer zu. »Trotzdem schade.«

Zum ersten Mal in diesem Monat wirkte Julia bedrückt. Ohne jede Begeisterung hakte sie die Punkte auf unserer Agenda ab, und selbst die Aussicht auf zusätzliche Einnahmen durch den bevorstehenden Valentinstag schien sie nicht aufheitern zu können. Am meisten Sorgen machte mir, dass sie ihren Cupcake nach dem ersten kleinen Bissen nicht mehr angerührt hatte. Und obwohl mich der Anblick ihrer perfekt manikürten Fingernägel nicht mehr so aufregte wie früher – *welches produktive Mitglied unserer Gesellschaft hat denn bitte schön Zeit für wöchentliche Sitzungen im Nagelstudio?* –, strapazierte es meine Geduld doch sehr, dass besagte perfekte Fingernägel fünf Minuten lang ununterbrochen auf den Tisch trommelten. Da halfen alle guten Neujahrsvorsätze nichts.

»Okay, raus mit der Sprache«, sagte ich schließlich und klappte ihren Laptop zu, bevor sie protestieren konnte. »Ich werde mir keine Marketingstrategien anhören, solange du mir nicht sagst, was los ist. Seit Wochen schwebst du auf Wolke sieben, und jetzt machst du plötzlich ein Gesicht, als hätte dir ebendiese Wolke die Stimmung verhagelt. Also, spuck's aus.«

Julia seufzte. »Ist das so offensichtlich?«, fragte sie. »Früher konnte ich mich doch immer auf mein Pokerface verlassen. Aber dir entgeht wohl nichts, oder?«

»Du vergisst, dass ich einen Laden zu schmeißen habe. Da bleibt keine Zeit zum Achterbahnfahren.«

Julia biss sich auf die Unterlippe und wandte den Blick ab. Eine Sekunde lang fragte ich mich, ob etwas im Treat vorgefallen war, von dem sie mir nichts gesagt hatte. Soweit ich wusste, hatte es keine weiteren Einbrüche gegeben, und der Typ in dem Kapuzenpulli war auch nicht mehr aufgetaucht. Wir hatten Inspector Ramirez' Rat beherzigt und eine Überwachungskamera installieren lassen, doch bislang

hatte sie tagsüber nur unsere Kunden aufgezeichnet und einen leeren Raum bei Nacht. Mittlerweile waren Julia und ich wieder etwas entspannter, auch wenn ich mir eingestehen musste, dass ich manchmal noch ein mulmiges Gefühl hatte, wenn ich aus dem Fenster auf die Straße hinaussah oder allein in meinem Viertel unterwegs war. Aber ich schrieb diese Unruhe lieber meinen empfindlichen Nerven zu, als ernsthaft daran zu glauben, dass ich beobachtet wurde.

Zu meiner Überraschung hatte Julias Niedergeschlagenheit allerdings nichts mit dem Treat oder etwaigen Einbrüchen zu tun.

»Es ist wegen meinem Dad«, gab sie leise zu. Sie erzählte mir, dass Tad in letzter Zeit etliche Dinge verlegt hatte, die nie wieder aufgetaucht waren, und das war so untypisch für ihn, dass sie sich Sorgen um ihn machte. Mir fiel wieder ein, wie sie mich vor Monaten in der Küche ihrer Eltern gefragt hatte, ob er mir irgendwie komisch vorgekommen sei. Ich weiß noch, dass ich ihn damals etwas gesprächiger fand, als ich ihn in Erinnerung hatte, was mir aber nicht weiter erwähnenswert erschien. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie besorgt Julia da schon gewesen war. Sie erzählte mir, dass er sich vor einigen Tagen auf Alzheimer hatte testen lassen.

»Aber er ist völlig gesund.« Sonderbarerweise sagte sie das mit einem gequälten Lächeln. »Die ersten Befunde haben nichts Ungewöhnliches ergeben. Der Arzt meint, das ist nur altersbedingte Vergesslichkeit.«

»Aber darüber müsstet ihr doch froh sein, oder?«, fragte ich verwundert.

»Klar. Nur eins macht mir zu schaffen«, sagte sie und zögerte, bevor sie weitersprach. »Die ganze Zeit habe ich gedacht, dass ich mir Sorgen um meinen Dad machen muss. Wenn das unbegründet ist, um wen sollte ich mir dann Sorgen machen?«

»Ich kann dir nicht ganz folgen.«

»Na ja, diese Dinge, die er angeblich verlegt hat – die sind alle sehr wertvoll. Ihm fehlen nicht etwa sein Stift oder seine Brille, sondern nur Schmuck und Bargeld.«

Ich sah sie nachdenklich an. »Du vermutest also, dass ihn jemand beklaut?«

Julia seufzte. »Ich weiß es nicht. Allein der Gedanke ist furchtbar.«

»Aber er verfolgt dich trotzdem. Hast du mit deiner Mutter darüber gesprochen?«

»Sollte ich? Was meinst du?«

»So wie ich sie kenne, hat sie diesen Verdacht bestimmt auch schon gehabt.«

»Aber die Leute, die bei uns arbeiten, sind seit Jahren Teil unserer Familie. Wer von ihnen würde so etwas tun?«

Wir schwiegen beide. Wahrscheinlich ging Julia gedanklich die Liste der Angestellten durch, genau wie ich. Der stoische, treue Curtis? Natürlich nicht. Sonja, die Köchin mit dem runden Gesicht und den blauen Augen, die seit mittlerweile zehn Jahren im Haus war? Unvorstellbar. Die stille Jacqueline oder die Quasselstrippe Angela, die sich so wunderbar ergänzten und seit Jahren für astreine Sauberkeit sorgten? So gut wie ausgeschlossen. Adolfo, der Gärtner, der noch vor Sonnenaufgang Blumen aus dem Garten holte, damit Lolly einen frischen Strauß auf ihrem Toilettentisch vorfand, wenn sie aufwachte? Lachhaft. Der ganze Gedankengang war einfach nur verstörend.

»Du solltest mit deiner Mutter sprechen«, sagte ich schließlich. Ich hätte Julia wirklich gern geholfen, aber in diesem Fall war ich vollkommen ratlos.

Und dann, gerade als Julia einen langsamen, fast trauervollen Bissen von ihrem Cupcake nahm, war dieses Gefühl wieder da. Ich spürte ein Kribbeln, ein plötzliches Unbehagen, als würden ich oder sie – oder wir beide – von jemandem beobachtet. Ich ließ mir nichts anmerken, um Julia nicht zu beunruhigen, und spähte auf die Straße hinaus. Nichts. Wahrscheinlich hatte ich einfach einen Cupcake zu viel gegessen. Mein Vorsatz, öfter mal auf Süßes zu verzichten, hatte nur eine Stunde des neuen Jahres angehalten.

26 – Julia

Ich hatte ein ambivalentes Verhältnis zu unserem Haus. An manchen Tagen fühlte ich mich dort wie in einer warmen Höhle geborgen – schließlich war mir jedes Möbelstück, jeder Teppich, jedes Kunstwerk seit Kindheitstagen vertraut – und schon am nächsten Tag konnte es mir groß und unheimlich vorkommen wie eine alte, knarzende Burg. So war es mir schon immer gegangen. Ich erinnere mich an Nachmittage, an denen ich nach einem langen Tag voller Machtkämpfe an der Schule nach Hause kam, mich auf die weinrote Couch in meinem dunklen Spielzimmer im Obergeschoss warf und das Gefühl hatte, nirgendwo so sehr ich selbst sein zu können wie hier, wo mir nichts, aber auch gar nichts passieren würde. An anderen Tagen, wenn meine Eltern den Abend außer Haus verbrachten und Lucia und Annie sich zum Schlafen in ihre gemütliche kleine Remise zurückgezogen hatten, während ich unter meiner bauschigen Daunendecke lag und auf das Geräusch des Schlüssels in der Eingangstür wartete, das die Rückkehr meiner Eltern und den auf meine Stirn gehauchten Gutenachtkuss meiner Mutter ankündigte, wähnte ich mich am einsamsten, kältesten und leersten Ort der Welt.

Die Testergebnisse meines Vaters waren natürlich eine Erleichterung. Eine Riesenerleichterung sogar. Nicht auszudenken, wenn er tatsächlich Alzheimer gehabt hätte und wir einem mehr oder weniger schnellen Krankheitsverlauf hilflos hätten zusehen müssen. Das war ... unvorstellbar. Und trotzdem kam mir das Haus seit dieser erfreulichen Diagnose mehr wie das knarrende, kalte Geisterhaus aus meiner Jugend vor und nicht wie der sichere Hafen, in den ich mich im Frühjahr geflüchtet hatte, als meine Welt zusammengebrochen war. Ich versuchte zu ergründen, was in mir vorging, wenn ich die geschwungene Mahagoni-Treppe hinunterstieg, die Tür zu meinem begehbaren Schrank öffnete oder ein weiteres Hochzeitsgeschenk in einem der lichtdurchfluteten Gästezimmer verstaute. Es war nicht so, dass mir die Decke auf den Kopf fiel – auch wenn ich mich natürlich darauf freute, nach der Hochzeit mit Wes zusammenzuziehen und wieder meine eigenen vier Wände zu

haben. Keine einigermaßen selbstständige 28-Jährige würde es auf Dauer in ihrem Elternhaus aushalten, ohne genervt zu sein. Ja, zum Teil war es sicherlich die Ungeduld, endlich mein neues Leben zu beginnen, das Gefühl, nicht länger Gast meiner Eltern sein zu wollen. Doch das war nicht alles. Einmal, es war neun Uhr morgens, und ich machte mich gerade auf den Weg ins Treat, blieb ich mitten auf der Treppe stehen und horchte in mich hinein. Was empfand ich gerade? Unbehagen, schien mir. Ängstliche Nervosität. Ich hörte Sonja in der Küche herumhantieren. Ihre vertraute Stimme plätscherte so munter dahin wie Wasser in einem Wildbach, während sie mit Curtis sprach, der nur hin und wieder eine leise Antwort von sich gab. Was sie sagten, konnte ich von hier aus nicht verstehen; zwischendurch klapperte eine Bratpfanne auf dem Herd, und die Gasflamme zischte.

Unsicher, dachte ich erschrocken. Bei dem Wort lief es mir kalt den Rücken hinunter. *Ich fühle mich hier nicht mehr in Sicherheit.*

Plötzlich drang die Stimme meiner Mutter aus ihrem Schlafzimmer so laut und klar an mein Ohr, als stünde sie direkt hinter mir. Ich zuckte zusammen und legte unwillkürlich die Hand auf das Geländer. Dann eilte ich zurück ins Obergeschoss.

Meine Mutter saß mit dem altmodischen schwarzen Wählscheibentelefon, von dem sie sich partout nicht trennen wollte, auf dem Schoß auf der Bettkante und wickelte sich die Spiralschnur des Hörers um den Finger. Der Anblick war mir nur allzu vertraut: Sie hatte einen Ohrring abgelegt, saß so aufrecht da, als hätte sie einen Besenstiel verschluckt, und zeigte keinerlei Gefühlsregung, auch wenn man den Eindruck hatte, dass sie innerlich in höchster Aufregung war. Sie sah mich in der Tür stehen und winkte mich herein. Ich schloss die Tür hinter mir.

»Faye? Faye? Faye! Ich rufe dich gleich zurück, ja?« Sie machte eine Pause. »Ja, das Südfeld hinter dem Geräteschuppen muss für die Hochzeit unbedingt freigeräumt und gemäht werden, dort sollen die Autos vom Personal geparkt werden.« Pause. »Die Autos vom *Personal*.« Pause. »Nein, das *Südfeld*. Ja, das stimmt, aber ...« Sie sah mich entnervt an und zog die Mundwinkel leicht nach unten. »Faye? Faye, wir müssen die Liste ein andermal

durchsprechen. Bitte leite bloß nichts in die Wege, bevor wir das nicht geklärt haben. Es bringt nichts, die Dinge zu überstürzen, dann passieren nur Fehler. *Tu vorerst bitte nichts.*« Pause. Tiefer Seufzer. »Ja, richtig. *Ja, Faye.* Hab einfach noch ein wenig Geduld. Wir sprechen uns später.«

Immer wenn meine Mutter den Hörer auf die Gabel knallte, verstand ich, warum sie dieses alte Telefon so liebte. Ein Mobilfunkgespräch zu beenden setzte einfach keinen so resoluten Schlusspunkt.

»Wie geht es ihr?«, fragte ich. Faye war die Hausverwalterin von Woodstone, dem Weingut unserer Familie im Napa Valley, wo Wes und ich heiraten würden. Wir hatten Faye von den Vorbesitzern geerbt. Mittlerweile war sie etwas schwerhörig, obwohl meine Mutter felsenfest behauptete, sie schütze dieses Handicap nur vor, um auf dem Gut weiter schalten und walten zu können, wie es ihr gefiel. Schließlich hatte sie die meiste Zeit ihres Lebens dort gewohnt und betrachtete das Haus – wohl zu Recht – als ihr Eigentum.

»Ach, du kennst doch Faye«, sagte meine Mutter und steckte sich ihren Ohrring wieder an. »Es geht ihr gut. Es könnte sein, dass es auf deiner Hochzeit etwas nach Jauche riecht, aber Faye ist einfach ein Schatz.«

Ich lachte. »Dann sagen wir den Gästen, dass sie Gummistiefel mitbringen sollen.«

»Untersteh dich«, sagte meine Mutter.

Meine Miene gefror. »War nur ein Scherz«, sagte ich. *Wenn Lucia und Annie nicht gewesen wären, hätte ich als Kind überhaupt gewusst, wie ein Lachen klingt?*, fragte ich mich.

»Was ist los?«, fragte meine Mutter. »Du siehst bedrückt aus.«

»Ich habe über Dad nachgedacht. Und über die Sachen, die er verloren hat.«

Meine Mutter machte eine abwehrende Handbewegung, bei der ihr Diamantring kurz aufblitzte. »Ach, das? Es geht ihm doch bestens. Du weißt, was der Arzt gesagt hat. Er soll Gehirntraining machen. Kreuzworträtsel und solche Dinge.« Sie seufzte. »Mit dem Alter ist nicht zu spaßen, das sage ich deinem Vater schon seit Jahren. Da muss man den Stier bei den Hörnern packen.«

»Du glaubst also wirklich, dass das die einzige Erklärung

ist?«, fragte ich.

»Aber ja.« Als sie das sagte, traten ihre Kiefermuskeln ganz leicht hervor, und diese fast unmerkliche Anspannung alarmierte mich. Ich dachte an unsere bisherigen Gespräche über meinen Vater zurück, bei denen ich auch schon das Gefühl gehabt hatte, dass sie mir nicht alles sagte. Ich kaute auf meiner Unterlippe herum und überlegte, wie ich sie aus der Reserve locken könnte. Da senkte sie misstrauisch den Kopf und bohrte ihren Blick in meinen. »Julia, du bist ungewöhnlich still. Was hast du?«

»Dass Sachen verschwinden«, begann ich langsam, »das hat doch erst angefangen, nachdem ich wieder hier eingezogen bin, oder?«

»Ja«, sagte meine Mutter. Ich bemühte mich um einen möglichst neutralen, aufmerksamen Gesichtsausdruck. »Nun ja, das stimmt nicht ganz. Es geht wohl schon seit einer Weile so. Seit ein paar Jahren vielleicht. Aber es kam nur ab und zu vor. Jedenfalls nicht so häufig, dass es mich beunruhigt hätte. Ich habe dem keine große Bedeutung beigemessen. Das tue ich immer noch nicht.«

»Nein?«

»Nein.«

»Ich fürchte, das nehme ich dir nicht ab.«

Meine Mutter seufzte. »Julia, würdest du mir bitte sagen, was um alles in der Welt dieses Verhör soll? Ich finde es nicht gerade amüsant, mich wie eine Figur in einem Agatha-Christie-Krimi zu fühlen.«

»Hast du dich je gefragt, ob einer unserer Angestellten etwas mit den verlegten Gegenständen zu tun haben könnte?« Ich holte tief Luft, bevor ich hinzufügte: »Curtis zum Beispiel?« Er war der Einzige, der wirklich infrage kam, denn nur er stand eng genug mit meinem Vater in Kontakt. Aber er war auch derjenige, dessen Verrat am meisten schmerzen würde.

Meine Mutter presste die Lippen aufeinander – eine Angewohnheit, die ich von ihr übernommen hatte und leider nicht abschütteln konnte. »Curtis ist schon seit einer Ewigkeit bei uns. Seit immer.«

»Ja«, sagte ich. »Ich weiß.«

»Er gehört zu den besten Freunden deines Vaters.«

Ich sagte nichts.

»Vermutlich ist dir nicht klar, wie unglaublich schwer es ist, verlässliche Hausangestellte zu finden. Diese Leute, mit denen wir uns umgeben, wissen alles über uns. Wir *müssen* daran glauben, dass sie loyal und ehrlich sind, sonst geht die Rechnung einfach nicht auf.« Da meine Mutter sich langsam an etwas heranzutasten schien, ließ ich sie reden. Sie sah mich die ganze Zeit über ruhig an, doch ich spürte, dass es hinter ihrer glatten Stirn arbeitete.

»Lucia Quintana«, sagte sie. »Sie war wirklich durch und durch loyal.« Sie hob einen Finger. »Mehr noch: eine loyale *Freundin*. Lucia war ein offenes Buch, und diese erfrischende Eigenschaft haben nicht viele Menschen. Bei Annie ist es genauso, findest du nicht? Ich hätte ihr ohne Bedenken das Wertvollste anvertraut, was ich habe. Und das habe ich natürlich auch. Ich habe dich in ihre Obhut gegeben. Ich habe ihrem Urteil uneingeschränkt vertraut.«

»Was meinst du?«, fragte ich. Ich hatte mich auf alles Mögliche gefasst gemacht, nur nicht darauf, dass meine Mutter auf Lucia zu sprechen kommen würde.

»Curtis hat mir im Laufe der Jahre ... weniger den Eindruck vermittelt, dass er vertrauenswürdig ist. Er ist *kein* offenes Buch. Ich halte mich für eine gute Menschenkennerin, aber Curtis ist nur sehr schwer zu durchschauen. Es ist doch recht zermürend, wenn jemand die intimsten Details deines Lebens kennt, während du selbst so gut wie nichts über ihn weißt. Deinen Vater scheint das allerdings nie gestört zu haben.«

»Also hast du ihn nur Dad zuliebe bei uns behalten?«

»Nun, es hatte natürlich viel mit deinem Vater zu tun. Aber eigentlich war es Lucia, die mich damals überzeugt hat. Ich vertraute Lucia, und sie vertraute Curtis – und so glaubte auch ich, dass ich Curtis vertrauen kann. *Glaube* ich«, verbesserte sie sich schnell. »Ich glaube noch immer, dass ich Curtis vertrauen kann.«

Ich stutzte. »Woher wusstest du, dass Lucia Curtis vertraut hat?« Kaum hatte ich die Frage ausgesprochen, wurde mir klar, dass ich die Antwort kannte.

Meine Mutter blinzelte. »Na, immerhin waren sie zusammen. Lucia und Curtis. Sie waren – wie würde man das sagen – sie waren ein Paar.«

In dem Moment, in dem sie das sagte, blitzte eine lange

vergessene Szene in meinem Gedächtnis auf. Ich musste damals zehn oder elf gewesen sein. Ich ging den Flur zur Küche entlang, als ich Lucia und Curtis in dem kleinen Nebenzimmer, in dem die Angestellten ihre Mahlzeiten einnahmen und tagsüber ihre Mäntel und Taschen ablegten, eng beieinanderstehen sah. Ich weiß noch, dass mir irgendetwas an diesem Anblick, an der Position dieser beiden Körper zueinander seltsam vorkam, fremd und verwirrend. Dann sah Curtis plötzlich auf, und ohne eine Miene zu verziehen oder irgendetwas zu sagen, machte er mir die Tür vor der Nase zu. Soweit ich mich erinnere, schloss ich daraus, dass er mich gar nicht gesehen hatte – es war dunkel im Flur – und dass an dem, was ich beobachtet hatte, wohl auch gar nichts komisch gewesen war. Die Leute, die für uns arbeiteten, hatten eben noch ein zweites Leben. Sogar meine geliebte Lucia hatte ein Leben, in dem ich nicht vorkam. Das klingt, als wäre das ein bedeutsamer Moment in meinem Leben gewesen, ein Augenöffner, der alles veränderte. Das Ende der Unschuld sozusagen. Aber so war es nicht. Ich ging einfach weiter bis zum Ende des Flurs und vergaß das Ganze. Bis jetzt.

»Ich kann nicht behaupten, dass ich je verstanden hätte, was Lucia an ihm fand«, fuhr meine Mutter fort. »Aber ich beschloss, mich auch in dieser Hinsicht auf ihr Urteil zu verlassen. Ich wollte auf keinen Fall riskieren, Lucia – und Annie! – zu verlieren, indem ich Curtis wegschickte. Das kam nicht infrage.«

»Aber Mom«, sagte ich, »wir haben Lucia und Annie doch schon vor Jahren verloren. Warum hast du Curtis danach nicht entlassen, wenn du ihm nicht wirklich vertraust?«

Der Blick meiner Mutter wurde weich, und auch ihre Stimme klang plötzlich ganz sanft. »Nun, Lucia hat ihn geliebt. Und ich habe sie sehr vermisst. Sie war eine so liebe Freundin. Im Grunde hat sie sich um uns alle gekümmert, nicht nur um dich und Annie. Curtis hierzubehalten gab mir das Gefühl, Lucia immer noch um mich zu haben, ihr auch nach ihrem Tod nah zu sein. Ich hätte es nicht verkraftet, euch alle auf einen Schlag zu verlieren.«

Ich dachte daran zurück, wie meine Mutter in dem Jahr, in dem Lucia gestorben und Annie und ich zum Studium weggezogen waren, munter wie eh und je durch unser

riesiges Haus stöckelte. Der Gedanke, dass es ihr genau wie mir vor der gähnenden Stille im Haus gegraut haben könnte, war mir nie gekommen. Ich stellte mir meine Mutter immer in Eile vor, immer geschäftig und gut organisiert – ein Mensch, der unproduktive Gefühle wie Einsamkeit oder Traurigkeit nie allzu lange an sich heranließ.

Als hätte sie in meinen Gedanken gelesen, setzte sich meine Mutter noch etwas aufrechter hin und spielte mit dem dünnen Goldarmband ihrer Uhr. »Das war natürlich ziemlicher Quatsch, denn ich erinnere mich noch gut daran, dass sich das Verhältnis zwischen Lucia und Curtis im Herbst vor ihrem Tod ein wenig abgekühlt hatte. Also bitte, wenn du unbedingt die Wahrheit hören willst: Ich bin eine sentimentale Närrin, und ich könnte es nicht ertragen, ihn wegzuschicken.« Sie machte eine ungehaltene Handbewegung. »Nein, nein. Der eigentliche Narr ist dein Vater. Er hängt sehr an Curtis. Wenn Curtis versuchen würde, ihm das Hemd vom Leib zu stehlen, würde er womöglich noch zu seinem Kleiderschrank rennen, um ihm eine größere Auswahl anzubieten.«

Mir fiel die Kinnlade herunter. »Du glaubst also tatsächlich, dass Curtis hinter alledem steckt? Warum hast du denn nichts gesagt? Warum hat ihn niemand darauf angesprochen?«

»Aber Julia, Liebes, was würde das bringen?«, fragte meine Mutter leichthin. Sie stand auf und musterte mit hochgezogenen Augenbrauen ihre Stirn im Spiegel über dem Nachttisch. Wahrscheinlich überprüfte sie, ob diese unangenehme Unterhaltung sie in irgendeiner Weise hatte altern lassen. »Auf das Geld kommt es uns nicht an. Wenn er es so unbedingt braucht, soll er es haben. Inzwischen ist er ja fast so etwas wie ein Familienmitglied.«

Unsere Blicke trafen sich im Spiegel. »Wenn er uns bestiehlt«, sagte ich, »beruht dieses Gefühl wohl nicht auf Gegenseitigkeit.«

Ihre Mundwinkel zuckten. Sie sah mich eine ganze Weile im Spiegel an, bevor sie sich zu mir umdrehte. »Liebling«, sagte sie, ohne den Kummer in ihrer Stimme zu verbergen, »ich fürchte, da hast du Recht.«

Nachdem wir an diesem Abend den Laden abgeschlossen und ich Annie vor ihrer Wohnung abgesetzt hatte, holte ich einen

Zettel aus der Handtasche und knipste das Deckenlicht meines Wagens an. Es war eine Liste mit den Kontaktadressen aller unserer Hausangestellten, die ich am Morgen nach dem Gespräch mit meiner Mutter im Arbeitszimmer meines Vaters ausgedruckt hatte. Mein Finger fuhr langsam über die Namen, bis ich Curtis fand. Ich wusste, dass er irgendwo in Daly City wohnte, doch besucht hatte ich ihn dort noch nie. Genauso wenig wie meine Eltern, nahm ich an.

Es war 22 Uhr – ziemlich spät für einen unangekündigten Besuch. Aber ich wusste, dass meine Eltern nicht ausgegangen waren und nirgendwo abgeholt werden mussten, also war Curtis höchstwahrscheinlich zu Hause. Ich konnte selbst nicht sagen, was ich eigentlich von ihm wollte. Jedenfalls hatte ich nicht vor, ihn in Verlegenheit zu bringen oder die ganze Situation noch unangenehmer zu machen, indem ich ihn bei uns zu Hause auf die Diebstähle ansprach. Erst einmal wollte ich die Wahrheit von ihm hören. Vermutlich wollte ich mich einfach nicht mehr so hilflos fühlen. Ich wollte, dass wieder Alltag einkehrte, dass meine Welt wieder in Ordnung kam. Mein Körper hatte mich im Stich gelassen, aber daran konnte ich nichts ändern. In dieser Angelegenheit konnte ich wenigstens etwas unternehmen. Ich wollte mich wieder sicher fühlen. Denn das hatten mir meine Aussprachen mit Wes und Annie gezeigt: Wenn ich meine Beziehungen zu anderen Menschen stärken wollte, musste ich tapfer, mutig und ehrlich sein. Ich gab Curtis' Adresse in mein Navi ein und fuhr los.

27 – Annie

Ich weiß selbst nicht genau, warum ich an diesem Abend noch einmal ins Treat zurückging, nachdem Julia mich schon nach Hause gefahren hatte. Ich wünschte, ich könnte diesen Impuls mit einer vagen Vorahnung begründen, doch es war wohl eher ein Anfall von akuter Schlaflosigkeit, der mich um 23 Uhr noch einmal auf die Straße trieb. Julia hatte mir den Auftrag erteilt, für ihre Hochzeit eine neue Cupcake-Sorte zu kreieren, und seitdem zerbrach ich mir den Kopf darüber. Mir schwebte ein Cupcake vor, der Julias Persönlichkeit widerspiegelte – ein wunderschönes, makelloses Äußeres mit einer Geschmackskomposition, die elegant, kühn und zugleich überraschend zart war. Meine erste Idee war ein klassischer Zitronenkuchen mit einem Kern aus Wildbeeren-Custard und einem Topping aus süßer Vanillebuttercreme, doch irgendetwas an dieser Kombination wollte noch nicht recht zueinanderpassen. Ich hätte auch zu Hause an dem Rezept weiterarbeiten können, aber aus einem mir selbst unerfindlichen Grund schlüpfte ich in meine Jacke und lief den ganzen Weg zurück zum Treat.

Als ich das Café betrat, spürte ich sofort, dass etwas nicht stimmte. Die sonst so warme und nach Gebäck duftende Luft war dünn und beißend. Offenbar lenkte mich das so ab, dass ich vergaß, die Tür hinter mir zu verriegeln. Ich schaltete das Licht ein und schaute mich prüfend um. Aber mir fiel nichts Ungewöhnliches auf: Die Kasse glänzte im Schein des Kronleuchters, und auf der Glasvitrine, die Devi nach Feierabend sauber gewischt hatte, waren ein paar Schlieren zu sehen.

Doch dann bemerkte ich es: Durch die Ritze unter der Küchentür drangen dünne, dunkle Rauchschwaden.

Im Nachhinein ist mir natürlich klar, was ich in diesem Moment hätte tun sollen: Ich hätte sofort kehrtmachen, auf die Straße hinausgehen und die Feuerwehr rufen sollen. Doch der Rauch kam aus *meiner* Küche. Die Küche, die mein zweites Zuhause geworden war. Das Herz dieses kleinen Ladens, den Julia und ich zu einem erfolgreichen Geschäft gemacht hatten. Ohne nachzudenken nahm ich ein

dunkelrotes Geschirrtuch aus dem Regal hinter der Theke, hielt es mir vor den Mund und schob die Tür, die nur angelehnt war, mit der Zehenspitze auf.

Der Rauch, der in der Küche schwebte, formte zu diesem Zeitpunkt noch so feine dunkle Schnörkel in der Luft, dass ich den Anblick unter anderen Umständen wohl als faszinierend empfunden hätte. Als ich mich ein paar Schritte vorwagte, schlug mir eine Hitzewelle entgegen. Am anderen Ende des Raumes loderten Flammen an der Wand und fraßen sich mit schwindelerregendem Tempo bis an die Decke. Mit jedem Zucken des Feuers quollen dicke schwarze Rauchwolken auf und erfüllten bald den ganzen Raum.

Hinter dem schnell dichter werdenden Rauch erkannte ich auf einem der Regale einen Stapel brennender Hefte. *Wie zum Teufel kommen die denn da hin?* Ich wollte nach dem Feuerlöscher neben dem Kühlschrank greifen, aber er war nicht da. Mein Herz begann noch wilder zu schlagen, meine Gedanken rasten. Ich erinnerte mich genau, den Feuerlöscher noch am Nachmittag dort gesehen zu haben. Jemand musste ihn mit Absicht entfernt haben. *Wer würde so etwas tun?*

Blind vor Wut und Empörung nahm ich das Geschirrtuch vom Gesicht und fing an, damit auf das Feuer einzuschlagen. Ich weiß nicht, wie lang ich dort stand und mit dem Tuch um mich hieb, als könnte ich meine Küche so vor den Flammen retten. Die Zeit dehnte und beschleunigte sich im Rhythmus meiner immer verworreneren Gedanken. Mit jedem Auflodern des Feuers wogte mir die glühende Hitze ins Gesicht, bis ich völlig erschöpft aufgab und mich zur Tür umdrehte. Doch der Ausgang war hinter einer Wand aus schwarzem Rauch verschwunden. Meine Augen brannten, heiße Tränen liefen mir übers Gesicht und raubten mir zusätzlich die Sicht. Ich stolperte in die Richtung, in der ich die Tür vermutete, und stieß gegen die Teigmaschine. Ich knickte um und stürzte zu Boden. Ein seltsames Kratzen im Hals ließ meine Kehle immer enger werden. Plötzlich konnte ich gar nicht mehr aufhören zu husten.

Mein Gesicht streifte den heißen Boden, und dann ... wurde es schwarz um mich.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer Trage in einem Krankenwagen und blickte in das bärtige Gesicht eines

Rettungssanitäters.

»Keine Sorge, das wird schon wieder«, sagte er laut. Er lächelte mich fast bedauernd an – *ist er enttäuscht, dass es mich nicht schlimmer erwischt hat?* – und entblößte dabei eine Reihe kleiner, gelblich verfärbter Zähne.

»Okay«, krächzte ich. Meine Stimme klang fremd und irgendwie verzerrt; es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass ich eine Sauerstoffmaske über Mund und Nase hatte. Mein Kopf schmerzte, und das Brennen in Hals und Augen war noch nicht verschwunden, doch ich konnte alle meine Glieder bewegen. Der Mann hatte Recht, es schien wirklich nicht so schlimm zu sein.

Da hörte ich ein trockenes Husten vom anderen Ende des Wagens. Ich hob den Kopf, um an dem Sanitäter vorbeizuspähen, was mich erstaunlich viel Kraft kostete. Auf einem Sitz am Fußende der Trage kauerte ein Mann. Er trug ebenfalls eine Sauerstoffmaske – und ein Kapuzensweatshirt, das mir nur allzu bekannt vorkam. Unser unheimlicher Verfolger. Der Stalker. Ich ließ mich wieder zurückfallen. Die in mir aufsteigende Panik und Verwirrung verstärkten den pochenden Schmerz in meinem Kopf. Meine Gedanken überstürzten sich. Ich bedeutete dem Sanitäter, sich zu mir herunterzubeugen, und zog mir die Maske vom Gesicht.

»Dieser Mann«, flüsterte ich heiser. »Was macht er hier?«

Der Sanitäter warf einen Blick über die Schulter und sah mich dann mit gerunzelter Stirn an. »Er hat Sie da herausgeholt«, sagte er langsam und überdeutlich, als sei ich schwer von Begriff. »Er hat Sie aus dem Feuer gerettet.«

Ich schloss die brennenden Augen, aber dummerweise begannen sie dabei zu tränen. Der Mann hinter dem Sanitäter bekam einen weiteren Hustenanfall. Ich zog die Maske beiseite, um noch etwas zu fragen, doch der Sanitäter setzte sie mir wieder auf den Mund. Sein Gesicht war ganz verschwommen, weil ich die Tränen nicht zurückhalten konnte.

»Behalten Sie die Maske auf«, befahl er. »Es ist besser, wenn Sie jetzt nicht sprechen.«

Ich schüttelte den Kopf, zuckte unter dem stechenden Schmerz dieser Bewegung zusammen und riss die Maske herunter. »Nein«, brachte ich hervor. »Nein! Sie verstehen das nicht ... Er war es ... Das ist der Mann, der das Feuer

gelegt hat!«

Der Rettungssanitäter sah wieder zwischen dem Unbekannten und mir hin und her. Diesmal wirkte er beunruhigt. »Sie ist verwirrt«, murmelte er. Dass er in der dritten Person von mir sprach, steigerte meine Verwirrung nur noch mehr. Sein Blick wanderte zu einem Gerät, das, wie ich erst jetzt bemerkte, über ein Kabel mit meiner Fingerspitze verbunden war. Offenbar war der Sanitäter zufrieden mit dem, was der Bildschirm anzeigte, denn er wandte sich wieder zu mir um und beugte sich über mich. Einen Augenblick lang dachte ich, er wolle mir etwas ins Ohr flüstern, aber dann hielt er einige Zentimeter über meinem Gesicht inne. Seine Augen waren merkwürdig gelb, fast katzenartig, und er sah müde aus.

»Dieser Mann hat Sie gerettet«, sagte er noch einmal und setzte mir die Maske wieder auf. »Dieser Mann«, sagte er, »ist Ihr Vater.«

28 – Julia

In Curtis' Haus waren alle Fenster dunkel, als ich vorfuhr. Er wohnte in einem kleinen, freistehenden Bungalow mit Putzfassade und einer schlichten weißen Tür, die in der tiefschwarzen Nacht zu leuchten schien. Ein paar struppige Büsche standen in dem überwiegend gepflasterten Vorgarten. *Hier lebt Curtis also*, dachte ich. Beschämt wurde mir klar, dass ich mich in all den Jahren, die ich ihn schon kannte, noch nie gefragt hatte, wie er wohl wohnte. Ich parkte, ging durch den Vorgarten zur Tür und klingelte. Als niemand öffnete, ging ich zum Wagen zurück, stieg wieder ein und blieb mit den Händen am Steuer sitzen. Ich beschloss, auf ihn zu warten; er würde sicher bald nach Hause kommen. In der Nähe bellte laut ein Hund, und sofort zuckte meine Hand nach dem Schalter, der die Autotüren von innen verriegelte. Ich ließ mich gegen die Rücklehne sinken und atmete ein paarmal tief durch.

Obwohl ich mich in dem fremden Viertel unwohl fühlte, musste ich irgendwann eingeschlafen sein. Als ich die Augen öffnete, blendeten mich die Scheinwerfer von Curtis' Wagen, der gerade in die Einfahrt einbog. Ich setzte mich auf und hörte meinen steifen Nacken knacksen; im ersten Moment wusste ich gar nicht, wo ich war. Ich sah auf die Uhr. *Mitternacht?* Hatte ich wirklich über eine Stunde lang geschlafen? Das Geräusch der zuschlagenden Autotür zerriss die Stille der Nacht. Curtis ging gemächlich zu seiner Haustür, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben. Seltsamerweise war ich trotz der fortgeschrittenen Stunde und dem Grund meines Besuchs erleichtert, ihn zu sehen.

»Curtis!«, rief ich beim Aussteigen. Ich massierte mir mit einer Hand den Nacken, während ich auf ihn zuing.

Er drehte sich nach mir um und kniff die Augen zusammen. Als er mich erkannte, zog er die Stirn in Falten.

»Julia«, sagte er langsam. »Was machst du denn hier?«

»Ich muss mit dir reden«, sagte ich.

Curtis spähte über meine Schulter auf die Straße hinaus und startete mich dann wieder an. »Bisschen spät für eine Unterhaltung, oder?«, fragte er. Hier, in einem mir

unbekannten Teil der Stadt und weit weg von unserem Haus, kam er mir vor wie ein ganz anderer Mensch. Er hatte schwarze Schatten unter den Augen, und tiefe Furchen durchzogen seine Stirn. Mir fiel ein, dass er getrunken haben könnte, und die Erleichterung, die ich noch kurz zuvor verspürt hatte, löste sich in Luft auf. *Was mache ich hier eigentlich?*, fragte ich mich. Dann verscheuchte ich diese ängstlichen Gedanken und straffte entschlossen die Schultern. *Ich nehme die Dinge in die Hand*, erinnerte ich mich. *Ich hole mir mein Leben zurück.*

»Bitte«, sagte ich, »kann ich mit reinkommen?« Leider klang meine Stimme nicht so fest, wie ich gehofft hatte.

Curtis antwortete nicht sofort. Doch schließlich wandte er sich mit einem Nicken zur Haustür um. Ich folgte ihm hinein und über einen kurzen, dunklen Flur weiter ins Wohnzimmer. Curtis schaltete das Licht ein. Der Raum war kalt und spärlich eingerichtet; viel mehr als ein kleines braunes Sofa und einen Fernseher auf einem Ständer in der Ecke gab es nicht. Es fühlte sich an wie das Zuhause von jemandem, der ein sehr einsames Leben führte. Wie seltsam musste es für ihn sein, fast jeden Tag in unserer geräumigen, professionell eingerichteten Villa in Pacific Heights zu verbringen und Abend für Abend in diese sterile, beengte Umgebung zurückzukehren. *Wir leben in zwei vollkommen verschiedenen Welten.*

»Setz dich«, sagte er. »Ich hole mir nur eben ein Bier. Magst du auch etwas?«

»Nein, danke«, stammelte ich. Ich setzte mich vorsichtig auf die Sofakante und rieb mir mit den Händen über die Beine, um mich aufzuwärmen. »Ich möchte nichts.« Ich kannte Curtis schon mein Leben lang – warum hatte ich plötzlich das Gefühl, einen Fremden vor mir zu haben? Ich schluckte und stellte fest, dass mein Mund wie ausgetrocknet war. »Vielleicht ein Glas Wasser«, rief ich ihm hinterher, als er durch eine Bogentür in die Küche ging.

Als ich allein im Zimmer war, sah ich mich genauer um. Erst jetzt bemerkte ich einige Kartons neben dem Sofa. Einer stand offen; er war bis zum Rand mit allen möglichen Haushaltsgegenständen gefüllt. Gehörte Curtis etwa zu jenen Menschen, die aus Kisten lebten, ohne sie jemals auszupacken? Den Eindruck machte er eigentlich nicht. Zur

Arbeit erschien er immer einfach, aber ordentlich gekleidet, meist in hellbrauner Hose und einem schlichten Sweater. Und er führte jede Aufgabe, die in unserem Haushalt anfiel, schnell und zuverlässig durch. Ein Gast würde in zwei Wochen zu Besuch kommen und musste vom Flughafen abgeholt werden? Es reichte, wenn man Curtis einmal kurz Bescheid sagte. Man ließ sich zu einer Gala fahren und merkte erst unterwegs, dass einem die Adresse entfallen war? Curtis schien immer genau zu wissen, wohin man wollte und wann man dort zu sein hatte, und lenkte den Wagen ruhig und souverän durch die Straßen der Stadt, ohne je ein Navigationsgerät zu brauchen.

Aber bei sich zu Hause hatte er offenbar die meisten seiner Habseligkeiten in Kisten gestopft. Ich warf einen Blick hinter das Sofa und entdeckte einen weiteren offenen Karton voller in Zeitungspapier eingewickelter Gegenstände. Ganz oben lag eine kleine schwarze Schachtel. Mein Magen zog sich zusammen. Bevor ich wusste, was ich tat, drehte ich mich um und kniete mich auf das Sofa. Ich angelte nach der Schachtel, klappte sie auf und starrte auf die Cartier meines Vaters.

Als Curtis das Glas Wasser auf dem Sofatisch abstellte, zuckte ich zusammen. Ich fuhr herum und sah mit pochendem Herzen zu ihm hoch. Die Uhr hielt ich immer noch in der Hand. Curtis stand dicht vor mir. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, wie groß er war und wie bedrohlich er mit seiner kräftigen Statur wirken konnte. Ein beißender Geruch lag in der Luft, den ich nicht zuordnen konnte.

»Das ist die Uhr von meinem Vater«, sagte ich leise.

Zu meiner Erleichterung drehte er sich um und entfernte sich ein paar Schritte. Nachdem er sich auf einem Metallstuhl neben der Küchentür niedergelassen hatte, nahm er einen großen Schluck von seinem Bier und erwiderte: »Ja.« Seine Stimme war vollkommen ausdruckslos und ich hatte keine Ahnung, was in ihm vorging. War er peinlich berührt? Beschämt? Zerknirscht? Würde er sich rechtfertigen? »Er hat sie mir geschenkt.«

Ich sah ihn an. *Was würde Annie in dieser Situation tun?*, fragte ich mich. *Was hätte Lucia getan?* »Nein, Curtis«, sagte ich und setzte mich aufrechter hin. »Er glaubt, er hätte sie verloren.«

Curtis zuckte mit den Schultern. »Spielt das eine Rolle?«

»Natürlich!«

Curtis nahm noch einen großen Schluck.

»Du warst das also all die Jahre, stimmt's?«, fragte ich. »Du hast meinem Vater all die Sachen gestohlen.«

Er zuckte wieder mit den Schultern. »Hat er sie denn vermisst? Hat es sein Leben in irgendeiner Weise verändert, dass er ein paar schicke Sachen weniger hatte?« Mir wurde klar, dass ich bis zuletzt gehofft hatte, er werde alles abstreiten oder wenigstens eine plausible Erklärung für sein Tun liefern. Mein Herz zog sich zusammen. »Mal ehrlich, wen kratzt das schon?« Als er das sagte, verzog sich sein Gesicht zu einer höhnischen Grimasse, die ich noch nie an ihm gesehen hatte. Seine Worte fühlten sich an wie eine Ohrfeige.

»Mich, Curtis! Uns alle. Wir haben dir alle vertraut. Mein Vater kennt dich schon die Hälfte seines Lebens! Er betrachtet dich als einen seiner besten Freunde.«

»Nein!« Curtis schlug sich mit der Faust auf den muskulösen Oberschenkel. Meine Wangen glühten, und ich wünschte mir den gleichgültigen Curtis von eben zurück. »War er etwa mein Freund, als er sich vor fünfzehn Jahren geweigert hat, mir Geld zu borgen? Als ich mal ein bisschen Ärger am Hals hatte und fast mein Haus verloren hätte? Nein!« Er versprühte Spucke, so sehr redete er sich in Rage. »Weißt du, was er mir gegeben hat? Mehr *Arbeitsstunden*. Er wollte, dass ich mir das Geld *verdiene*. Und er ist ja der Boss, nicht wahr?«

In meinem Kopf ratterte es. Mein Vater, so sehr er auch auf konservative Finanzpraktiken vertraute, war eigentlich ein sehr großzügiger Mensch. Wenn er Curtis kein Geld geliehen hatte, dann hatte er gute Gründe dafür gehabt.

»Ich bin sicher, dass mein Vater nur dein Bestes wollte«, sagte ich so neutral wie möglich. Ich durfte ihn nicht provozieren, und das machte mich nur noch nervöser. Was für eine Reaktion hatte ich denn erwartet? Ein Geständnis unter Tränen? Die Beteuerung, von nun an ein besserer Mensch zu sein? Einen feierlichen Treueschwur? Jetzt, wo ich einem Mann gegenüber saß, der eine mir völlig unbekannte Facette seiner Persönlichkeit zeigte, war es mir schleierhaft, wie ich so naiv hatte sein können.

Curtis schnaubte. »Mein Bestes? Julia, er ist *dein* Vater, nicht meiner. Ich habe nicht sein Wohlwollen gebraucht, sondern sein Geld. Aber er hat es mir nicht gegeben. Also bin ich selbst aktiv geworden.« Mit einem weiteren kräftigen Schluck leerte Curtis sein Bier und stellte die Dose scheppernd auf dem Boden ab.

Beim Anblick seiner großen, leeren Hände bekam ich einen Kloß im Hals. »Na schön«, sagte ich. »Das wird sicher jeder verstehen.« Ich stand langsam auf. Alles in mir schrie danach, diesen Raum zu verlassen, in meinen Wagen zu springen und schnurstracks nach Hause zu fahren. »Wir finden schon eine Lösung. Wir haben dich alle sehr gern.«

»Setz dich«, sagte Curtis leise.

Ich erstarrte. »Was?«

Er wiederholte den Befehl nicht, sondern glotzte mich nur stumm an, bis ich wieder auf das Sofa sank. Ich blickte auf meine Knie hinunter und versuchte, einen kühlen Kopf zu bewahren. Neben mir lag meine Tasche mit dem Handy. Doch in dem Augenblick, als mir dieser Gedanke kam, durchquerte Curtis bereits den Raum, schnappte sich meine Tasche und setzte sich wieder auf seinen Stuhl.

»Curtis«, flüsterte ich. »Was soll das?«

Er stellte die Tasche vor sich ab und gab keine Antwort.

29 – Annie

Als wir im Krankenhaus ankamen, reimte ich mir zusammen, dass ich aufgenommen werden sollte und es dem rätselhaften Unbekannten gut genug ging, um als meine Begleitperson mitzukommen. Niemand schien sich über seine Anwesenheit zu wundern, und da meine Neugier mittlerweile stärker war als meine Angst, ließ ich den Dingen ihren Lauf. *Dieser Typ hat mich aus dem Feuer gerettet? Und er behauptet, mein Vater zu sein?!?* Der Mann ging neben mir her, während ich durch einen endlos langen Flur nach dem anderen geschoben wurde. Er hatte die Kapuze seines Sweatshirts zurückgeschlagen und wirkte älter und kleiner, als ich ihn von unseren Begegnungen auf der Straße in Erinnerung hatte, als wäre er in der unbarmherzig grellen Krankenhausbeleuchtung irgendwie geschrumpft. Endlich wurde ich in ein Zimmer gefahren, in dem mich ein Arzt kurz untersuchte und sagte, dass sie mich noch eine gute Stunde dabehalten und beobachten wollten. Wenn ich mich danach einigermaßen erholt fühlte, könne ich wieder gehen. Dann ließ man mich mit dem Mann allein.

Ich zog mir die Sauerstoffmaske vom Gesicht.

»Ich glaube, es ist besser«, sagte der Mann mit einem starken spanischem Akzent, »die zu lassen.«

Aus irgendeinem Grund gehorchte ich. Mit der Maske auf hatte ich zwar den Eindruck, als würde ich schielen, doch der Sauerstoff fühlte sich angenehm sanft und kühl an. Ich drückte den Kopf ins Kissen und versuchte, tief ein- und auszuatmen. Mein Körper sehnte sich nach Schlaf, aber meine Gedanken kamen einfach nicht zur Ruhe, sondern versuchten unablässig, die vielen verwirrenden Informationen zu filtern, zu sortieren und zu interpretieren.

»Ich wollte dir keine Angst machen«, sagte der Mann traurig. Seine hellbraunen Augen wanderten an die Decke, als suchte er dort nach den Worten, die ihm fehlten. »Es tut mir leid. Ich wollte dich endlich finden. Ich wollte sehen, dass es dir gutgeht. Aber es ist nicht gut. Da ist ein böser Mann. Also bleibe ich, um dir zu helfen. Ich will, dass dir nichts passiert.«

»Ich verstehe nicht«, sagte ich. Etwas an dem Gesicht des

Mannes, der sich zu mir vorbeugte, kam mir merkwürdig bekannt vor. Die Worte des Rettungssanitäters gingen mir nicht aus dem Kopf. Mein Herz begann laut zu pochen.

»Sprichst du spanisch?«, fragte er.

Ich hob die Hand und machte eine »so-là-là«-Bewegung. Es schien mir unklug, mich in der Unterhaltung mit einem Mann, der vorgab, mein Vater zu sein, auf mein mittelmäßiges Schulspanisch zu verlassen. Eine so potenziell bedeutsame Begegnung hat man schließlich nicht alle Tage.

Also erzählte mir der Mann in seinem stockenden Englisch und mit weit ausholenden Gesten, dass er Miguel Patilla heiße und mein Vater sei. Danach schien er nicht mehr weiterzuwissen. Er startete auf seine Hände.

»Ich war viele Jahre verheiratet«, sagte er nach einer Weile. »Meine Frau ist letztes Jahr gestorben. Ich habe oft an dich gedacht. Ich habe so viel ...« Er brach ab, dachte angestrengt nach und nahm dann einen neuen Anlauf. »Ich fühle mich schlecht. Ich war sehr jung, als das mit Lucia war. Ich hätte etwas tun müssen, als ihre Mutter sie weggeschickt hat, aber ich war ... ein dummer Junge. Sie ist aus Ecuador weggegangen, und ich habe dich nie kennengelernt. Ich habe versucht, dich zu vergessen. Ich war nicht gut.«

Ich sah ihn wie gebannt an, während er sprach. In meiner Brust verknoteten sich Wut, Ungläubigkeit, Verwunderung und so etwas wie ... *Hoffnung?* zu einem unentwirrbaren Knäuel. Ich hörte ihm zwar aufmerksam zu, doch gleichzeitig konzentrierte ich mich, wie um mich zu beruhigen, auf meine Atemzüge: *Ein, aus. Ein, aus. ...*

»Ich bin ein Vater. Ich habe einen Sohn und eine Tochter.« Seine Augen strahlten. »Und dich natürlich«, fügte er hastig hinzu. »Zwei Töchter. Ich bin ein guter Vater für sie, für meine Kinder in Ecuador. Aber ich bin ein schlechter Vater für dich. Ich habe nicht gewusst, dass Lucia gestorben ist und dass du allein bist. Du bist so lange allein gewesen. Das macht mich sehr traurig.«

Plötzlich ging mir auf, warum er mir so bekannt vorkam: Er sah aus wie ich. Während er sprach, war mir, als würde hinter seinen Zügen mein eigenes Gesicht hervortreten. Seine Brauen waren ähnlich geschwungen wie meine, sein Kinn hatte die gleiche kleine Spitze. Meine Mutter hatte einen dunkleren Teint gehabt als ich – kaffeebraune Augen und

milchschokoladenfarbene Haut. Dieser Mann hingegen hatte meine karamellbraunen Augen und honigfarbene Haut. Die Erkenntnis versetzte mir einen solchen Schock, dass ich auf einmal froh um die Sauerstoffmaske war. So hatte ich wenigstens einen guten Grund, nicht zu sprechen.

»Ich komme, um dich zu sehen, aber ich weiß nicht, ob du mich kennenlernen willst. Du bist ein guter Mensch. Du bist erfolgreich. Ich bin sehr stolz, und ich denke, vielleicht soll ich wieder wegfahren. Vielleicht soll ich dich in Ruhe lassen. Vielleicht«, sagte er traurig, »vielleicht hasst du mich. Ich kann das verstehen. Ich bin kein Vater für dich. Ich bin ein Fremder.

Aber ich bleibe bei dir und ich sehe diesen Mann, der dein Geschäft kaputt macht. Ich denke, ich kann dich nicht verlassen. Also bleibe ich und bekomme Arbeit in einem Restaurant. Ich wohne in deiner Straße. Ich rufe meine Kinder an und sie verstehen. Sie wollen auch, dass dir nichts passiert. Also passe ich auf dich auf. Manchmal, in der Nacht, verscheuche ich den Mann, bevor er dein Geschäft kaputt machen kann. Manchmal will ich dich warnen, aber dann mache ich dir und deiner Freundin Angst. Also bleibe ich wieder weg. Und heute Nacht – ein Feuer. Wenn du mich am meisten brauchst, bin ich nicht da. Ich komme von meiner Arbeit zurück, und ich sehe den Rauch und ich höre den Alarm. Die Tür ist offen, und ich finde dich da drin.« Seine Schultern sackten herab. »Ich hätte früher da sein sollen. Es war so spät. Ich wollte, dass dir nichts passiert, und dann ...« Seine Stimme erstarb.

Ich startete ihn an. Da nahm ich nun schon seit so vielen Jahren hin, dass ich keinen Vater hatte, und plötzlich saß er vor mir. *Ich habe einen Vater.* Meine Gedanken summteten und stachen wie Bienen, nachdem ihr Stock von einem Stein getroffen worden ist. Hätte ich etwas Zeit gehabt, mir diese Begegnung auszumalen, wäre ich vielleicht besser vorbereitet gewesen. So war ich einfach nur baff. Seit ich als Jugendliche begonnen hatte, die Existenz meines Vaters zu ignorieren, wie es meine Mutter offensichtlich auch tat, hatte ich so gut wie nie mehr an ihn gedacht. Für diese Situation hatte ich keinerlei Regieanweisungen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Meine Mutter hatte mir nie auch nur den geringsten Hinweis darauf gegeben, was für ein Mensch er war. Hatte sie

ihn geliebt? Hatte er sie schlecht behandelt? Was hätte sie davon gehalten, dass er nach all den Jahren so unerwartet in mein Leben platzte? Es gab nichts, woran ich mich orientieren konnte. Ich musste allein entscheiden, wie ich damit umgehen wollte.

Ich betrachtete den Mann. Ich hegte keinen Groll gegen ihn. Im Gegenteil – ich war sogar froh, dass er da war, auch wenn der Umstand, dass sich unser Stalker gerade als mein Vater entpuppt hatte, mein Gehirn fast so stark strapazierte wie die optischen Illusionen in einem Gemälde von Escher. Ich atmete tief ein. Meine Lungen fühlten sich schon besser an. Ich nahm die Maske vom Gesicht.

»Du hast mich gerettet«, sagte ich. »Danke.«

Er wurde rot und blickte auf seine Hände. »Leider habe ich nicht mehr tun können. Dein Geschäft ... ist kaputt.«

Meine Küche! Ich biss mir auf die Lippe. »Ist es abgebrannt?«

Miguel – es würde eine Weile dauern, bis ich ihn meinen Vater nennen konnte – schüttelte den Kopf. »Nein, es ist immer noch da. Aber die Küche ist ganz schwarz. Der Rauch und das Wasser von der Feuerwehr haben viel kaputt gemacht.« Er streckte die Hand nach mir aus, schien es sich dann aber anders zu überlegen und ließ sie sinken. »Aber ich glaube, es wird wieder gut.«

Meine Gedanken kehrten zu dem zurück, was er vorhin gesagt hatte. Es war leichter, sich mit dem Treat zu beschäftigen als mit der Tatsache, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben mit meinem Vater sprach. »Du kennst also den Mann, der das Feuer gelegt hat?«, fragte ich. »Hast du ihn dabei beobachtet?«

Miguel runzelte die Stirn. »Nein«, sagte er. »Ich habe es nicht gesehen. Aber ich glaube, es ist derselbe Mann, der die anderen Sachen ebenfalls gemacht hat. Ich habe gesehen, wie er auf das Fenster gemalt hat. Einmal hat er einen Stein geworfen. Er ist groß und breit. Ein Weißer. Ach!« Er schnaubte frustriert. »Ich zeige ihn dir auf einem Bild. Ich erkenne ihn, wenn ich ihn sehe.« Niedergeschlagen sackte er auf seinem Stuhl zusammen. »Ich weiß nicht. Ich glaube nicht, dass uns das irgendwie hilft.«

Ich setzte mich im Bett auf und dachte nach. »Das macht nichts. Wir haben jetzt eine Überwachungskamera im Laden,

darauf müsste er zu sehen sein.«

Miguel lebte wieder auf. »Ja? Das ist gut.«

Wir lächelten uns an. *Dieser Mann ist mein Vater.* Wie absurd. In diesem Augenblick klopfte es an der angelehnten Tür.

»Ogden!«, sagte ich verblüfft. »Was machst du denn hier?«

Ogden marschierte geradewegs auf mich zu und ergriff zu meiner Überraschung meine Hand. »Gott sei Dank, es geht dir gut! Ich war auf der Eröffnungsparty des Restaurants von einem Freund, und auf dem Nachhauseweg habe ich die Löschwagen vor dem Treat gesehen. Als man mir gesagt hat, dass du ins Krankenhaus eingeliefert worden bist, bin ich gleich hergefahren.« Er sah zwischen Miguel und mir hin und her. »Oh, Verzeihung ... störe ich?«

»Nein, kein Problem. Danke, dass du gekommen bist.« Ich blickte zu Miguel. »Miguel, das ist Ogden Gertzwell, ein Freund von mir. Ogden, das ist Miguel Patilla.« Ich zögerte einen Moment und gab mir dann einen Ruck. »Miguel ist mein Vater.«

Ogdens buschige blonde Augenbrauen wanderten erstaunt in die Höhe. Er wandte sich zu Miguel um, der aufgestanden war, und schüttelte ihm herzlich die Hand. »Mr Patilla! Freut mich sehr. Es tut mir leid, dass wir uns ausgerechnet unter diesen Umständen kennenlernen, wo unsere Kleine im Krankenhaus ist.«

»Unsere Kleine?«, sagte ich. Ogden warf mir einen verlegenen Blick zu.

Miguel lächelte ihn an. »Ich bin froh, dass Sie hier sind«, sagte er. »Es ist gut, dass jemand bei Annie ist.«

Ich schüttelte den Kopf, als könnte ich damit das Gefühl vertreiben, in einem Paralleluniversum gelandet zu sein.

»Ich sollte jetzt gehen«, sagte Miguel. Er schrieb seine Telefonnummer auf einen Zettel und gab ihn mir. »Rufst du mich an?« Nervös suchte er Blickkontakt. »Ich möchte gern mehr mit dir sprechen, wenn das okay ist.«

»Das wäre schön«, sagte ich. Ich sah ihn an und prägte mir sein Gesicht genau ein. »Vielen Dank.«

Nachdem Miguel gegangen war, ließ ich den Kopf zurück auf das Kissen sinken. Bevor ich wusste, wie mir geschah, begann ich zu lachen. Es war einfach zu unglaublich, was in dieser Nacht alles passiert war. Leider verwandelte sich mein

Lachen schnell in einen Hustenanfall.

Ogden musterte mich besorgt. »Geht es dir wirklich gut? Soll ich einen Arzt holen?«

»Nein, alles in Ordnung.« Ich hatte geantwortet, ohne nachzudenken, doch es stimmte. Die Kopfschmerzen waren weg, und mein Hals brannte nicht mehr. »Ich werde wohl gleich entlassen. Es ist nett von dir, dass du vorbeigekommen bist, aber du brauchst wirklich nicht zu bleiben.«

Ogden zog den Stuhl, auf dem Miguel gesessen hatte, näher heran. »Das würde ich aber gerne.«

Ein Kribbeln durchlief meinen Körper. Jahrelang war ich auf mich allein gestellt gewesen, und auf einmal kamen lauter Männer aus der Versenkung, um mich zu beschützen und an meiner Seite zu sein. *Damit kann es genauso schnell wieder vorbei sein*, warnte ich mich. »Das ist gar nicht nötig«, sagte ich zu Ogden und richtete mich etwas auf. »Ich schaffe es schon allein nach Hause.«

»Ich weiß, ich weiß«, erwiderte er hastig. »Aber wenn du nichts dagegen hast, würde ich trotzdem gern bleiben.«

Kaum hatte er das gesagt, wurde mir klar, dass ich genau das hatte hören wollen.

»Außerdem«, fuhr er mit ernstem Blick fort, »habe ich deinem Vater eben versprochen, dir Gesellschaft zu leisten, oder nicht?«

Ich lachte. Ogden hatte ja keine Ahnung, wie seltsam das klang. Julia hätte verstanden, wie surreal diese ganze Situation war. Wo steckte sie überhaupt? Ich wunderte mich, dass sie noch nicht hier aufgetaucht war, um sich nach mir zu erkundigen. »Hast du Julia im Treat gesehen?«, fragte ich.

Ogden wurde blass. »Nein – sie war doch nicht etwa mit dir da drin?«

»Oh! Nein, das nicht. Aber die Sicherheitsfirma hat sie bestimmt gleich verständigt, als der Feueralarm losging.« Ich griff in meine Tasche und stellte erleichtert fest, dass mein Handy noch da war. Die Leute vom Sicherheitsdienst hatten mehrere Nachrichten hinterlassen, und auch Inspector Ramirez hatte mir einmal auf die Mailbox gesprochen. Aber kein Anruf und keine SMS von Julia. Das war merkwürdig. Als ich sie anrief, landete ich sofort auf ihrer Mailbox. Vielleicht hatte Wes sie zu einem romantischen Rendezvous entführt, für das sie ihr Smartphone ausgeschaltet hatte. Plötzlich fiel

mir auch wieder ein, dass sie auf dem Weg vom Treat zu meiner Wohnung eine recht kryptische Bemerkung gemacht hatte, dass sie später noch etwas vorhabe. *Tja. Schön für sie.* Jetzt konnte man sowieso nichts mehr tun, als das Ausmaß des Schadens abzuschätzen.

»Wie schlimm steht es denn um das Treat?«, fragte ich.
»Hast du dich im Laden umschauchen können?«

Ogden machte ein bekümmertes Gesicht und nahm wieder meine Hand. Was war nur mit ihm los? Ich blickte auf seine große Pranke und stellte fest, dass ich gar nichts dagegen hatte, ihren warmen Druck zu spüren. »Das Café sah ziemlich verwüstet aus«, sagte er. »Ich habe mir wirklich große Sorgen um dich gemacht.«

»Ach ja?«

Er nickte und zögerte dann. »Ich habe in letzter Zeit oft an dich gedacht«, sagte er.

»Wirklich?«, fragte ich langsam. Es machte mir irgendwie Spaß, ihn so zappeln zu lassen.

»Ja, ehrlich«, sagte er. »Ich habe darüber nachgedacht, dass wir vielleicht mehr gemeinsam haben, als du glaubst.«

»Inwiefern?«

»Wir verwöhnen andere gern mit gutem Essen. Das ist unser beider größtes Talent.«

»Wenn du dich da mal nicht irrst«, sagte ich und setzte mich ganz auf. »Ich habe nämlich auch noch Witz und Verstand zu bieten.«

Ogden grinste. »Das stimmt.« Er machte eine kleine Pause. Dann räusperte er sich geräuschvoll. »Aber ich glaube, am wohlsten fühlst du dich, wenn du in der Küche bist und nicht auf Biegen und Brechen versuchst ... witzig zu sein. Mir geht es mit der Farm genauso.«

Mir lag der nächste spöttische Kommentar schon auf der Zunge, doch irgendetwas an Ogdens ernsthafter Miene hielt mich zurück. Stattdessen sah ich ihn lange an, ich sah ihn richtig an, und da wurde mir klar, dass der Funke der Leidenschaft, den ich in seinen Augen vermisst hatte, sehr wohl da war; er äußerte sich nur nicht in einem schelmischen Blitzen, sondern in dem ruhigen, intelligenten Blick eines Mannes, der genau wusste, was er im Leben liebte und warum. Ich konnte es nicht fassen, wie ich das so lange hatte übersehen können.

Und er hatte natürlich Recht. Ich dachte an meine kleine Küche im Treat, die jetzt schwarz vor Ruß sein musste, und schluckte. Wenn ich in dieser Küche stand, spürte ich meine Mutter an meiner Seite. Auch sie hatte am liebsten vor dem Herd in unserem einfachen Häuschen gestanden, lieber noch als in der schicken Küche der St. Clairs. *Casita* hatte sie unser kleines Zuhause immer liebevoll genannt. Nur dort schien sie vollkommen im Einklang mit sich und den Entscheidungen, die sie in ihrem Leben getroffen hatte. Mit der Zeit hatte ich herausgefunden, dass wenn ich eine Geschichte über ihre Kindheit oder ihre Familie hören wollte, ich mich am besten neben sie an den Herd stellte. Als ich an diese Momente trauter Zweisamkeit zurückdachte, kam mir plötzlich eine Idee, die zugleich beunruhigend und erstaunlich einfach war.

»Hey, bist du mit dem Auto da?«, fragte ich Ogden und schwang die Beine aus dem Bett.

Er nickte.

»Ich würde gern etwas erledigen, aber dafür brauche ich deine Hilfe. Kannst du mir helfen?« Ich fragte mich, ob er auch nur die leiseste Ahnung hatte, wie viel Überwindung mich diese Bitte kostete.

»Klar«, antwortete er wie aus der Pistole geschossen. Ich konnte mich nicht erinnern, ihn jemals so strahlen gesehen zu haben.

Als wir vor der Villa der St. Clairs parkten, war in keinem der Fenster Licht zu sehen. Ich tippte den alten Code am Eingangstor ein und hielt den Atem an, bis der Schließmechanismus klickte und das Tor aufschwang.

»Annie«, flüsterte Ogden und hastete hinter mir her, als ich durch den steinernen Bogen der Einfahrt hindurchging. »Was machen wir hier?«

Es war die erste Frage, die er mir stellte, seit wir das Krankenhaus verlassen hatten. Unterwegs war er ungewöhnlich schweigsam gewesen und hatte nur hin und wieder genickt, während ich ihn nach Pacific Heights lotste. Ich war ihm dankbar für diese Stille – nach den Ereignissen der Nacht war ich immer noch völlig durcheinander und schwankte zwischen Hoffnung und Angst, je näher wir der Villa kamen. Es war, als fürchtete ich mich vor dem, was ich dort finden könnte. Aber wollte ich nicht nach etwas suchen,

das ich schon seit Jahren schmerzlich vermisste?

»Keine Sorge«, wisperte ich zurück, während wir die Treppe zum Eingang der Remise hinaufstiegen. »Es würde sie nicht stören, dass ich unser altes Haus betrete.« Ich bückte mich, schob die kleine Ente aus Stein beiseite und atmete erleichtert auf, als ich den Schlüssel aufblitzen sah. »Siehst du?«, sagte ich. Ogdens Miene gab mir zu verstehen, dass es ihn nicht unbedingt beruhigte, sich über einen versteckten Zweitschlüssel Zugang zu verschaffen, doch er folgte mir widerspruchslos durch die Tür und zog sie hinter sich zu.

Ich schaltete das Licht ein. Der Geruch, der in den Räumen hing, war selbst nach all den Jahren immer noch der Gleiche: Es roch nach Kiefer, warum auch immer, und nach Wollteppich, vermischt mit einer herben, moschusartigen Note, die wahrscheinlich aus der Garage im Erdgeschoss kam.

»Hier rüber«, sagte ich und ging voraus in die Küche. Der Herd war ein Relikt aus den Achtzigern, aber im Licht der Küchenspots glänzte das kleine weiße Gerät wie neu. Ich sah Ogden an. Ich hatte das Gefühl, dass er alles tun würde, worum ich ihn bat, ganz egal, was es war, und ich war ihm unendlich dankbar dafür. Trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – hatte ich das Bedürfnis, ihm die ganze Sache zu erklären.

»Ich suche schon seit sehr langer Zeit nach etwas, das meiner Mutter gehört hat«, begann ich. In der leeren Küche klang meine Stimme heiser und dünn. »Genauer gesagt seit ihrem Tod. Es ist ein Buch, das für niemanden außer mir irgendeinen Wert besitzt, und ich weiß, dass sie gewollt hätte, dass ich es an mich nehme.« Aus Angst, dass Ogden mich kindisch finden könnte, streckte ich trotzig das Kinn in die Höhe. »Es besteht eine winzige Chance, dass es hinter diesem Herd steckt.«

Ogden blickte mich an und sagte ohne Zögern: »Dann schauen wir doch gleich mal nach.« Er zog seine Jacke aus und legte sie auf die Arbeitsplatte. Dann packte er den Herd an den hinteren Ecken und fing an zu ziehen. Der Herd war fest in die Küchenzeile eingepasst, doch Ogden bewegte ihn zentimeterweise nach vorn, indem er ihn immer wieder vor- und zurückkippte. In der Zwischenzeit holte ich eine alte Taschenlampe aus dem Schrank unter der Spüle. Als der Herd etwa fünfzehn Zentimeter von der Wand entfernt war, legte

ich mich über die Arbeitsplatte, schaltete die Taschenlampe ein und leuchtete in den Spalt hinunter. Zwischen Wollmäusen, Kabeln und Anschlüssen, einer Küchenzange, einem Holzlöffel und einem Salzstreuer lag das Tagebuch meiner Mutter. Vor Überraschung blieb mir der Mund offen stehen, als ich Ogden anblickte.

»Es ist tatsächlich da!«

Ich räumte meinen Platz, damit Ogden sich über den Herd beugen und mit seinem langen Arm in den Spalt greifen konnte. Er zog das Buch hervor, blies den Staub vom Umschlag und überreichte es mir freudestrahlend.

»Unglaublich«, murmelte ich. Es musste wenige Tage vor dem Tod meiner Mutter hinter den Herd gerutscht sein. Das Buch war kleiner, als ich es in Erinnerung hatte, und der schwarze Lederumschlag fühlte sich so geschmeidig an wie Butter. Ich blätterte ein paar Seiten um. Beim Anblick der geschwungenen Handschrift meiner Mutter wurde mir das Herz ganz schwer.

»Setz dich doch«, schlug Ogden behutsam vor. Als ich mich nicht rührte, nahm er mich am Ellenbogen und führte mich zur Couch. Ich ließ mich auf das Polster fallen. Maracuja-Baisers. Ingwerkekse. Apfel-Zimt-Empanadas. Kokosnuss-Flans. Die Rezepte waren alle auf Englisch – meine Mutter hatte gewollt, dass ich sie eines Tages las. Doch die Tagebucheinträge, die zwischen die Rezepte eingestreut waren, hatte sie auf Spanisch geschrieben. Ich blätterte das Buch vorsichtig durch. Ungefähr in der Mitte brachen die Einträge ab. *Noch so viele leere Seiten!* Vor Trauer schnürte es mir den Hals zu. Sie war nicht weit gekommen.

Die letzten Seiten waren alle auf Spanisch. Keine Rezepte mehr, sondern nur noch Tagebuchnotizen. Ich las langsam Zeile für Zeile und übersetzte sie mir, so gut ich konnte. Als mir klar wurde, was ich da las, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. Ich war so in die Aufzeichnungen meiner Mutter vertieft, dass ich sogar Ogdens Anwesenheit vergaß, und fuhr vor Schreck zusammen, als auf einmal die Haustür aufging.

»Annie?«, rief Tad und betrat mit gerunzelter Stirn das Wohnzimmer. Lolly folgte ihm. In ihrem kornblumenblauen Seidenkleid wirkte sie merkwürdig blass. Die beiden starrten erst Ogden und dann mich an. »Ist alles in Ordnung? Was macht ihr hier?«

»Ich ... ich habe das Buch meiner Mutter gefunden«, sagte ich tonlos. Ich hielt ihnen das Buch hin, als würde das alles erklären, und presste es mir dann schnell wieder an die Brust.

»Wir haben von dem Brand erfahren«, sagte Tad mitfühlend. »Inspector Ramirez ...«

Lolly fiel ihm ins Wort. »Wir wollten gleich ins Krankenhaus kommen, aber wir warten immer noch auf Nachricht von Julia.«

»Was soll das heißen?«, fragte ich. »Wo ist Julia?«

»Wir wissen es nicht. Sie ist nicht zu Hause. Und sie geht nicht ans Telefon.« Lollys Stimme schnappte vor Panik fast über. »Wesley ist losgefahren, um sie zu suchen.« Sie schien noch etwas hinzufügen zu wollen, doch bevor ich nachhaken konnte, klingelte mein Handy. Ich kramte es aus meiner Tasche. *Ramirez*.

»Hallo, Annie«, sagte er knapp. »Die Aufnahmen der Überwachungskamera haben uns ein Standbild des Brandstifters geliefert. Wir konnten ihn noch nicht identifizieren, aber vielleicht erkennen Sie ihn. Kann ich Ihnen das Bild mailen?«

»Ja, bitte. Ich kann es mir gleich auf meinem Mobiltelefon ansehen.«

»Gut. Ist Ms. St. Clair bei Ihnen?«

»Nein«, brachte ich mit Mühe hervor. »Wir wissen nicht, wo sie ist.«

Kurzes Schweigen. »Wann ist sie zum letzten Mal gesehen worden?«

»Das weiß ich nicht genau«, sagte ich. »Vor ein paar Stunden vielleicht?«

Ich hörte Ramirez ins Telefon atmen, während er überlegte. »Zuallererst sollten wir überprüfen, ob Sie den Typen kennen«, sagte er schließlich. »Ich schicke Ihnen das Foto jetzt gleich.«

Ich beendete den Anruf und sah in die fragenden Gesichter um mich herum. »Inspector Ramirez mailt mir ein Foto des Brandstifters.« Ogden trat auf mich zu und legte mir eine Hand auf die Schulter. Schweigend warteten wir in der nächtlichen Stille des leeren Hauses. Als mein Handy piepste, sog Lolly geräuschvoll die Luft ein und wurde noch eine Spur blasser.

Während das Foto lud, graute mir vor dem Moment der

Wahrheit. Ich hatte bereits erraten, wessen Gesicht auf dem Display auftauchen würde. Im Tagebuch meiner Mutter stand alles, was ich wissen musste. Nicht nur, dass die Ursache ihres Todes eine ganz andere war, als ich immer geglaubt hatte, sondern auch, dass der Mensch, der fast so etwas wie eine Vaterfigur für mich gewesen war, uns all die Zeit über getäuscht hatte. Und ich hatte den furchtbaren Verdacht, dass Julia, wo auch immer sie steckte, in größerer Gefahr schwebte, als sie ahnte.

30 – Julia

Curtis schwieg schon seit einer gefühlten Ewigkeit. Sobald ich den Mund aufmachte, starrte er mich so lange an, bis ich von selbst wieder verstummte. Er war mittlerweile bei seinem vierten Bier angelangt, und jedes Mal, wenn er sich Nachschub aus der Küche geholt hatte, war ich aufgestanden und hatte mich beim Geräusch der zuschlagenden Kühlschranktür wieder auf das Sofa fallen lassen. *Es ist doch nur Curtis!*, versuchte ich meine flatternden Nerven zu beruhigen. Ich kannte ihn von Kindesbeinen an. Er war der Freund meines Vaters. Das alles war einfach nur ein riesiges Missverständnis. Es musste so sein, redete ich mir ein.

»Curtis, es ist wirklich spät«, probierte ich es noch einmal, als er ins Wohnzimmer zurückkam und sich mir gegenüber setzte. »Ich glaube, es ist am besten, wenn ich jetzt nach Hause fahre und wir morgen früh weiterreden.« Vorsichtig erhob ich mich ein Stück. Doch da stand Curtis so abrupt auf, dass sein Stuhl mit einem fürchterlichen Scheppern nach hinten umfiel.

»Setz dich«, sagte er.

Entmutigt sank ich zurück auf das Sofa, während er seinen Stuhl aufstellte und ebenfalls wieder Platz nahm. Ich presste die Zähne aufeinander, als meine Kiefer zu zittern begannen. Hielt mich Curtis tatsächlich hier fest? Das Wort »gefangen« kam mir trotz allem grotesk vor. Nachdem wir uns eine Weile eisern angeschwiegen hatten, versuchte ich es noch einmal.

»Ich verstehe das nicht ganz. Du willst mich die ganze Nacht hier behalten, aber nichts sagen?«

Er zuckte mit den Schultern und trank einen Schluck Bier.

»Ich bin es doch nur, Curtis«, sagte ich leise. Ich musste ihn irgendwie daran erinnern, dass ich nicht der Feind war. »Du kennst mich. Wir können das sicher klären. Ich gebe dir keine Schuld.« Da er nichts erwiderte, redete ich einfach weiter. »Weißt du noch, als ich klein war und du Annie, Lucia und mich nach der Schule zur Eisdiele gefahren hast? Wir haben dir immer eine Kugel Schokoladeneis in der Waffel mitgebracht. Du hast mir einmal erzählt, dass das deine Lieblingssorte ist, und ich habe es nie vergessen.«

Das Deckenlicht warf lange Schatten unter Curtis' eingesunkene Augen. Er schien einen Moment zu schwanken, bevor er sprach. »Ich wollte sie nie verletzen«, brummelte er vor sich hin. Ich fragte mich, ob ihm überhaupt bewusst war, dass er laut dachte. »Das hätte nicht passieren dürfen.«

»Wen wolltest du nie verletzen?«, fragte ich und bereute sofort, die Frage gestellt zu haben.

»Lucia«, würgte er mit vor Angst bebender Stimme hervor. »Hör auf, mir was vorzumachen! Nur deswegen bist du doch hier. Die Uhr deines Vaters und dieser ganze Kram sind dir doch total egal. Ich hätte es mir sparen können, was ich heute Abend getan habe. Es war eh schon zu spät. Ihr habt das Buch gefunden.«

Ich starrte ihn an. »Curtis, wovon redest du?« Meine Gedanken begannen zu rasen. Was hatte Lucia mit alledem zu tun? Was hatte Curtis heute Abend getan?

»Ich habe sie geliebt«, sagte er. »Ich habe ihr nicht absichtlich wehgetan, aber sie hat herausgefunden, dass ich euch beklaue.« Sein Blick wanderte durchs Zimmer, und einen Moment lang sah er so verzweifelt und verloren aus, dass ich ihn am liebsten tröstend in den Arm genommen hätte. Erst nach und nach registrierte ich, was er da sagte. »Das hat sie sehr wütend gemacht. Mit einem Dieb wollte sie nichts zu tun haben. Sie sah es auch nicht gern, dass ich Geld verspielte und Schulden hatte. Stattdessen tat sie so, als wäre sie die Tugend in Person, dabei war sie doch diejenige, die sich mit sechzehn hatte schwängern lassen!« Er gab ein hartes Lachen von sich und starrte mich lauernd an, als wartete er nur darauf, dass ich widersprach. Am liebsten hätte ich laut geschrien, um ihn zum Schweigen zu bringen, oder mir die Ohren zugehalten, um nichts mehr hören zu müssen. Doch ich blickte nur stumm zu Boden.

»Sie sagte, sie würde Tad alles erzählen«, fuhr er fort. »Interessant, auf wessen Seite sie stand, oder? Wer weiß, vielleicht hat sie ja auch mit ihm geschlafen. Das würde einiges erklären. Diese Möglichkeit habe ich noch gar nicht in Betracht gezogen.« Curtis beugte sich plötzlich vor und vergrub das Gesicht in den Händen. »Nein«, murmelte er. »Nein. So eine war sie nicht.« Wieder schien er nur mit sich selbst zu sprechen. Ich spähte verstohlen zur Tür, die auf den Flur hinausführte, und überlegte, ob ich im Notfall

davonlaufen könnte. Als hätte er meine Gedanken gelesen, hob er den Kopf und sah mich durchdringend an.

»Sie hätte mich eben nicht zur Weißglut bringen sollen«, zischte er. »Warum wollte sie mich denn unbedingt verpetzen? Ich brauchte das Geld, und das wusste sie auch. Also haben wir uns gestritten, und dabei habe ich sie weggestoßen. Aber ich wollte ihr nie wehtun. Ich habe einfach vergessen, wie klein sie war. Manchmal werde ich so zornig. Sie ist mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen, und dann sind ihr die Augen zugefallen, und sie hat ausgesehen, als würde sie lächeln oder schlafen. Aber das hat nur eine Minute gedauert. Nicht mal das – ein paar Sekunden! Dann hat sie die Augen wieder aufgemacht, und alles war gut. Sie hat gesagt, dass es ihr gutgeht, und ich habe ihr vertraut, weil ich sie geliebt habe. Und dann, ein paar Tage später, in der Küche ...«

»... ist sie gestorben«, platzte es aus mir heraus. *Curtis hat Lucia umgebracht*. Ich stand so unter Schock, dass ich am ganzen Körper zu zittern begann.

Curtis sackte in sich zusammen. »Aber nicht wegen mir«, sagte er. »Es war nicht meine Schuld. Die Ärzte haben gesagt, es war ein Blutgerinnsel. Das haben alle gesagt.«

Ich nickte und versuchte, die Tränen zurückzuhalten, die mir in die Augen stiegen. Curtis beobachtete mich, und seine Züge verhärteten sich wieder. »Siehst du, du gibst mir die Schuld.« Wütend schüttelte er den Kopf. »Alles wäre gutgegangen, wenn Annie nicht zurückgekommen wäre«, sagte er. »Ihr beide konntet euch nicht ausstehen. Warum musstet ihr euch wieder miteinander anfreunden?«

Er schien tatsächlich eine Antwort zu erwarten, doch ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich senkte den Blick und schluckte.

»Stattdessen habt ihr euch zusammengetan und Lucias Tagebuch gesucht«, grummelte er. »Ich weiß, dass sie darin lauter Lügen über mich aufgeschrieben hat. Stimmt doch, oder? Ständig hat sie irgendwas aufgeschrieben und mich nie hineinschauen lassen. Aber das war alles vergessen und vorbei, doch dann musstet ihr zwei ankommen und Unruhe stiften. Ich dachte, ich hätte diese ganzen Scherereien hinter mir. Das Buch war weg, und damit auch die Lügengeschichten, die darin standen. Und ich habe wirklich

überall gesucht! Aber ihr wolltet einfach nicht aufgeben. Ihr habt mich ja praktisch gezwungen, eure Bäckerei zu sabotieren. Das hatte ich so nicht geplant! Aber ich dachte, wenn Annie endlich wieder verschwindet, würdet ihr aufhören, dieses Buch zu suchen, und ihr ging es ja nur um dieses dumme Café. Deswegen hat sie es überhaupt nur mit dir ausgehalten – nicht etwa, weil sie dich mag. Und dann fing auch noch deine Mutter an, überall im Haus herumzuschnüffeln, um dieses verdammte Ding zu finden. Diese Frau kriegt immer, was sie will. Wie ihr alle. Ich wusste, dass eine von euch früher oder später das Buch finden würde. Also musste ich handeln.«

Curtis war also der mysteriöse Einbrecher gewesen, der die Graffiti auf das Fenster und die Redwood-Platte gesprüht hatte! Natürlich. Er war der Einzige, der wissen konnte, wie sehr diese Worte Annie treffen würden. Seit Monaten versuchte er, einen Keil zwischen uns zu treiben. Meinem Vater die Uhr zu stehlen war eine Sache, aber Hausfriedensbruch? Mutwillige Zerstörung? Wüste Drohungen? Und das Entsetzlichste von allem – Curtis war schuld an Lucias Tod. *Das ist nicht der Mann, den ich zu kennen glaubte.* Ein eiskalter Schauer lief mir über den Rücken. *Was hat er heute Abend im Treat getan?*

»Du irrst dich, Curtis«, sagte ich so ruhig wie möglich. »Ich habe Lucias Tagebuch nicht. Deswegen bin ich nicht gekommen. Außerdem«, sagte ich einer Eingebung folgend, »würde das auch nichts ändern. Das mit Lucia war eindeutig ein Unfall. Und die Sachen meines Vaters – das ist alles ein großes Missverständnis. Ich glaube, mein Vater wusste die ganze Zeit über Bescheid. Er wollte, dass du die Sachen behältst. Sie waren als Geschenk gedacht.«

Curtis warf mir einen jammervollen Blick zu. »Meinst du wirklich?«, fragte er. Gleich darauf verdüsterte sich seine Miene. »Du lügst.«

Er stand auf, schwankte kurz und machte dann einen Schritt auf mich zu. Ich rutschte auf dem Sofa zurück und ging instinktiv in Abwehr- oder Angriffshaltung – was von beidem, wusste ich selbst nicht. In diesem Augenblick trommelte draußen jemand an die Tür. Curtis streckte sofort den Arm nach dem Lichtschalter aus und auf einmal war es stockdunkel im Wohnzimmer. Ich schnappte erschrocken

nach Luft.

»Runter«, zischte er, durchquerte blitzschnell den Raum und drückte mich mit dem Gesicht nach unten auf das Sofapolster. Seine Hände bohrten sich so fest in meine Schultern, dass ich mich nicht rühren konnte, während das Klopfen an der Tür immer lauter wurde. Einige Sekunden später schien Curtis es sich jedoch anders zu überlegen und ließ mich los.

»Bleib liegen«, flüsterte er. Sein saurer Atem streifte mein Gesicht. Er ging zurück zum Lichtschalter und knipste das Licht wieder an. Vor mir stand der alte, vertraute Curtis mit der stoischen Miene und den dunklen, eingesunkenen Augen, die ins Leere blickten, aber nicht unfreundlich wirkten. »Es war ein Unfall, wie du gesagt hast«, sagte er leise. »Also rühr dich nicht, okay?«

Ich nickte stumm und blieb halb zusammengerollt auf dem Sofa liegen. Er nickte zurück und ließ ein dankbares Lächeln aufblitzen. Dann ging er hinaus. Ich hörte, wie er den Flur durchquerte und die Tür öffnete. Von draußen drang die Stimme eines Mannes herein. Sie kam mir irgendwoher bekannt vor, aber ich konnte sie nicht zuordnen. Der Mann schlug einen barschen Ton an; Curtis antwortete ihm langsam und gleichgültig. Ich setzte mich auf und rieb mir die schmerzende Schulter.

Was zum Teufel mache ich eigentlich noch hier?

Ich stand auf und tappte auf Zehenspitzen in die Küche, die nach hinten hinaus lag. Mein Herz machte einen Satz, als ich die Hintertür sah. Plötzlich war es mir egal, ob ich Lärm machte oder nicht – ich wollte nur noch weg. Ich rannte zur Tür, stieß sie auf, sog kurz die kalte Nachtluft ein und stürzte dann die kleine Treppe hinunter. Ein langer, schmaler Weg führte um das Haus herum in den Vorgarten. Hätte ich die Einsatzwagen der Polizei nicht gesehen, wäre ich wohl weiter bis nach Pacific Heights gerannt. Geschafft hätte ich es, schließlich hatte ich jahrelang für einen solchen Marathonlauf trainiert. Doch an der Straße vor Curtis' Haus standen drei Polizeiautos. Ich blieb stehen und warf einen Blick zur Haustür. Inspector Ramirez legte Curtis gerade Handschellen an, und Curtis sah mit ausdruckslosem Gesicht auf die Straße hinaus.

Ich fuhr zusammen, als sich ein Polizist neben mir räusperte.

»Alles in Ordnung, Miss?«, fragte er.

Ich drehte mich um und sah Wes auf mich zustürzen, dicht gefolgt von meinen Eltern und Annie. »Ja«, sagte ich atemlos und rannte meiner Familie entgegen. *Jetzt ist alles in Ordnung.*

Mai

31 – Annie

Als Julia St. Clair und Wesley Trehorn sich das Jawort gaben, krönte ein flammend roter Sonnenuntergang einen herrlich milden, mückenlosen Frühlingstag – wie man sich das eben vorzustellen hat, wenn ein Paar wie Julia St. Clair und Wesley Trehorn sich das Jawort gibt. Ich war den ganzen Nachmittag lang auf dem riesigen Weingut hin und her gehetzt, um Lolly, der Hochzeitskoordinatorin, und ihrem Heer von Lieferanten so weit wie möglich behilflich zu sein, ohne mein zartrosa Brautjungfernkleid mit Schweißflecken zu verschandeln. Kein Witz: Julia hatte mich gebeten, ihre Trauzeugin zu sein. Und ich trug Rosa.

In den vergangenen Wochen hatte ich endlich den perfekten Julia-St.-Clair-Hochzeits-Cupcake gefunden: ein klassischer Zitronenkuchen mit der kühnen Maracuja-Füllung meiner Mutter, einem Berg von Julias Lieblings-Vanillecreme und garniert mit edel kandierte Zitronenschalenstreifen. Am Vorabend hatte das gesamte Treat-Küchenteam noch bis spät in die Nacht geschuftet, um die dreihundertfünzig Cupcakes zu backen, die nach dem Dinner auf einer riesigen Etage in das Festzelt gerollt werden sollten. Am liebsten hätte ich das Arrangement meiner Cupcakes auf diesem gefährlich hohen Turm höchstpersönlich beaufsichtigt, doch Julia war offenbar der Meinung, dass es ihr gutes Recht als Braut war, mich an diesem Tag völlig für ihre Zwecke in Beschlag zu nehmen. Seit ihrer Aussprache mit Wes zu Beginn des Jahres hatte sie eine radikale Kehrtwende vollzogen, was ihren Eifer bei den Hochzeitsvorbereitungen anging, und so konnte ich nur hin und wieder in der Küche vorbeischaun, um nachzusehen, ob auch bei keinem Cupcake die Cremehaube eingedrückt oder die kandierte Zitronenstreifen verrutscht waren. Den Rest der Zeit war ich damit beschäftigt, die Ausrichtung der Menükarten auf den Tellern zu überprüfen (»Ja, Julia, sie liegen alle hundertprozentig gerade. *Ehrlich*.«), das richtige Verhältnis von Pfingstrosen zu Ranunkeln und Gartenrosen in den Tischgestecken zu kontrollieren (»Drei zu zwei zu einer, Julia. Ja, ich habe überall nachgezählt.«) und die dunkelbraunen Chiavari-Stühle

millimetergenau in Reih und Glied zu rücken (»Sie stehen *pfeilgerade*, Julia. Ja, ich habe es nachgemessen«).

Ich wollte mich gerade wieder in die Küche stehlen, als Julia auf dem langen, steinernen Flur auf mich zukam. Sie trug immer noch ihren weißen Frottee-Jogginganzug mit dem »Mrs. Trehorn«-Schriftzug aus glitzernden Swarovski-Steinen auf dem Rücken. Ihr blondes Haar war zu einer glamourösen Wellenfrisur im Old-Hollywood-Look gestylt, und ihr Make-up setzte dramatischere Akzente als sonst, so dass nicht einmal der alberne Jogginganzug über ihre Ähnlichkeit zu Grace Kelly hinwegtäuschen konnte – eine Ähnlichkeit, die sie mit Sicherheit genauso sorgfältig kultivierte wie ein Gärtner seine wertvollen Rosensträucher.

»Julia!«, rief ich aus. »Warum bist du denn noch nicht umgezogen?« Ich sah auf meine Uhr. »In weniger als einer Stunde geht es los!«

Julia kniff ihre schimmernden Lippen zusammen und starrte demonstrativ auf meine überdimensional große Männeruhr. Ich hatte bewusst vergessen, dass sie mir eingeschärft hatte, keinen Schmuck zu tragen. Natürlich abgesehen von den funkelnden Diamantohrringen (*Blut-Schweiß-und-Tränen-Diamanten*, hatte ich Becca gegenüber gewitzelt), die sie mir zum Dank dafür geschenkt hatte, dass ich mich endlich mit meiner Rolle als ihre bescheidene Dienerin einverstanden erklärte. Trauzeugin, wollte ich sagen. Egal. Ich bedeckte die Uhr mit der Hand, und ihr Blick wanderte zu meinem Gesicht.

»Ich muss mit dir sprechen«, sagte sie feierlich.

»Na klar, gern« sagte ich und spähte zur Küchentür. »Kann ich vorher vielleicht noch schnell...«

»Annie! Ich heirate in weniger als einer Stunde!«

»Stimmt. Das Argument leuchtet mir ein. Die Cupcakes kann ich auch später kontrollieren. Sag mir ruhig, was du auf dem Herzen hast.« Schon seit Wochen wickelte sie mich mit dem »Ich heirate demnächst!«-Argument um den Finger, da musste ich nicht ausgerechnet heute rebellieren.

Ich folgte ihr über den Flur in das Schlafzimmer, das sie zu ihrem Hochzeits-Hauptquartier auserkoren hatte. Ihr prächtiges Seidenkleid hing an der Tür eines antiken Kleiderschranks, und der hauchdünne, ellenbogenlange Brautschleier war sorgsam über die graue Samthuse eines Stuhls in der Ecke gebreitet.

»Setz dich«, kommandierte sie. Ich ließ mich auf das Bett plumpsen, wobei mein Kleid vernehmlich knisterte. Julia verzog den Mund. »Vielleicht solltest du besser stehen bleiben. Ich dachte, ich hätte dir erklärt, wie man sich hinsetzt, ohne den Rock zu verknittern?«

»Hast du«, sagte ich mit Grabesstimme. »Aber ich habe es noch nicht verinnerlicht. Und zum Üben ist jetzt wohl keine Zeit mehr.« Ich stand auf und stellte mich etwas linkisch vor den Nachttisch.

»Ha, ha. Also, hör zu.« Plötzlich rang Julia die Hände – eine Geste, die ich noch nie an ihr gesehen hatte. »Wie du weißt, habe ich mich in letzter Zeit viel mit meinem ... Innenleben beschäftigt.« Das Wort schien sie große Überwindung zu kosten. »Und dabei hatte ich mit einigen Überlegungen zu kämpfen, die ich einfach nicht abschütteln kann.«

Vor diesem Augenblick hatte ich mich gefürchtet. Ich sah mich im Zimmer um, als könnte ich nur durch die Kraft meines Willens eine andere, bessere, erfahrenere Trauzeugin für Julia heraufbeschwören. Aber leider bestand das Gefolge der Braut nur aus mir. »Ach, Julia«, seufzte ich. »Du weißt doch, dass ich mich weder mit der Ehe noch mit allen anderen zwischenmenschlichen Beziehungen sonderlich gut auskenne. Ich habe allerdings gehört, dass es ganz normal ist, kurz vor der Hochzeit kalte Füße zu bekommen. Denk einfach daran, wie sehr du Wes liebst. Das ist das Wichtigste.«

Da fing Julia plötzlich an zu lachen. »Du bist echt schräg«, sagte sie mit einem liebevollen Grinsen auf ihrem professionell geschminkten Gesicht. »Natürlich liebe ich Wes. Sonst würde ich ihn ja nicht heiraten, du Dussel. Ich spreche vom Treat.«

Ich atmete auf. »Ach so? Na Gott sei Dank.« Dann blinzelte ich. »Moment mal, was? Warum? Du heiratest in weniger als einer Stunde!«

Nach dem Brand hatten wir das Cupcake-Café so schnell wie möglich renovieren lassen – Julias Behauptung, dass man nur sehr viel Geld zu bieten brauche, um den Leuten, ja sogar Handwerksfirmen Beine zu machen, erwies sich auch diesmal als zutreffend. Schon nach zwei Monaten konnten wir den Betrieb wieder aufnehmen. In der Zwischenzeit hatten wir größere Bestellungen in der Küche der St. Clairs erledigt und das Treat auf diese Weise im Gespräch gehalten, was den Hype um unsere Cupcakes bis zur großen

Wiedereröffnungsparty eher noch steigerte. Als ich im April endlich wieder in meiner kleinen Küche herumwerkeln konnte, während Julia vorne im Laden munter wie eh und je mit den Kunden schäkerte, die Kasse unaufhörlich klingelte und der süße Duft der Cupcakes die Luft erfüllte, hatte ich das Gefühl, als fiele alles an seinen Platz. Der feuchte, brenzlige Geruch von Löschwasser, Ruß und Asche war bald nur noch eine ferne Erinnerung. Als ich an jenem ersten Tag nach der Wiedereröffnung zusammen mit Julia über die Schwelle unseres Cafés trat, wurde mir schlagartig klar, dass dieser Ort alle Mühen, Schrecken und Ängste der vergangenen Monate wert gewesen war. Hier gehörte ich hin, und dieses Gefühl war durch nichts auf der Welt zu ersetzen.

Julia schnaubte. »Die Welt hört sich ja nicht auf zu drehen, nur weil ich heirate, oder?« Ich beäugte sie misstrauisch. Sollte das eine Fangfrage sein? »Seit das Treat wieder geöffnet hat, brummt das Geschäft«, fuhr sie fort. »Jede Menge Zeitungen haben Berichte über uns gebracht, und nächste Woche erscheint dieser Artikel über die neuesten Cupcake-Trends im *Food & Wine*. Außerdem erwähnen wir das Café in unserer Hochzeitsanzeige, die morgen in der *Times* veröffentlicht wird. Wir sind also gut unterwegs, meinst du nicht?«

Ich nickte. Ich hatte keinen blassen Schimmer, worauf sie hinauswollte oder wohin das Treat ihrer Ansicht nach unterwegs war, doch so wie ich Julia kannte, hatte sie Großes im Sinn.

Sie stemmte die Hände in die Hüften und grinste. »Mit anderen Worten, ich sehe den perfekten Zeitpunkt gekommen, in andere Städte zu expandieren. Los Angeles, New York ... findest du nicht auch, dass eine Treat-Filiale genau das ist, was in den hübschen kleinen Gassen von Nolita noch gefehlt hat? Unfassbar, dass noch niemand auf die Idee gekommen ist, dort ein Cupcake-Café aufzumachen!«

Bis jetzt hatte ich noch nicht einmal gewusst, dass es in New York ein Viertel namens Nolita gab, aber ich beschloss, stillschweigend über diese Bildungslücke hinwegzugehen. »Schön und gut, Julia«, sagte ich leise, »aber du bist dann doch nicht mehr dabei. Du hast immer gesagt, dass du nur Starthilfe für das Treat leisten willst und nach der Hochzeit

wieder dein eigenes Ding machst. Das ist auch völlig in Ordnung. Mir ist schon klar, dass du dir als ehrgeizig netzwerkende BWL-Studentin unter einer steilen Karriere etwas anderes vorgestellt hast, als ein Cupcake-Café zu betreiben. Aber allein kriege ich eine Expansion nicht gebacken, wenn ich das mal so sagen darf. Diese eine Küche zu managen ist schwer genug, da wäre ich mit einer Filiale am anderen Ende des Landes absolut überfordert. Außerdem bin ich ganz glücklich damit, einfach nur mein eigenes kleines Café zu haben. Mit einem Cupcake-Imperium kann ich nichts anfangen.«

Julia zog den Reißverschluss ihrer Sweatjacke auf und zu und räusperte sich. »Na ja, ich schon«, sagte sie.

»Wie meinst du das?«

»Also wenn ich Lust hätte, dabeizubleiben und dieses Imperium mit aufzubauen«, sagte sie, »würdest du es weiter mit mir aushalten?«

Ich registrierte erst nach einer kurzen Pause, was sie mich gerade gefragt hatte, und spürte eine Welle der Erleichterung in mir aufsteigen. »Aber natürlich!«, sagte ich schnell. Bis zu diesem Moment war mir selbst nicht klar gewesen, wie sehr mich die Vorstellung belastet hatte, bald alleinige Geschäftsführerin des Treat zu sein und ohne Julia auskommen zu müssen. »Es ist *unser* Unternehmen. Wir haben es zusammen aufgebaut. Und wir stecken immer noch mittendrin.«

Julia schüttelte den Kopf. »Nein, es ist dein Unternehmen.« Ihr Ton machte deutlich, dass sie keine Widerrede duldete. »So haben wir das vereinbart. Mit dem heutigen Tag gehört das Treat dir.« Sie fingerte wieder an ihrem Reißverschluss herum und schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Ich weiß, unter welchen Bedingungen du damals in das Projekt eingewilligt hast. Du wolltest ein eigenes Café, und meine Beteiligung an der Sache war nur ein Mittel zum Zweck.« Ich versuchte, sie zu unterbrechen, doch sie hob abwehrend die Hand und lächelte. »Das ist okay! Das ist okay. Ich weiß, dass du mich heute mit anderen Augen siehst als vor einem Jahr. Aber ich würde es verstehen, wenn du an dem Vertrag festhalten willst. Wirklich. Ich weiß, wie es ist, einen Traum zu haben. Und du hast Recht – ich habe nie von einem Cupcake-Café geträumt. Ich habe mir diesen Traum nur geliehen, weil

ich etwas brauchte, das mich von meinen Sorgen ablenkte. Zumindest war das am Anfang so. Jetzt ist alles anders, aber ich möchte nicht, dass du dich davon überrollt fühlst. Das ist ganz allein deine Entscheidung – persönlich und von Rechts wegen.«

Ich lachte. »Hör mir bloß auf, Julia. Von Rechts wegen? Ich glaube, wir haben im letzten Jahr genug durchgemacht, um uns jetzt nicht auf Vertragsklauseln berufen zu müssen. Das Treat gehört uns. Das ist eine Tatsache, die ich gar nicht ausblenden könnte, selbst wenn ich wollte. Und ehrlich gesagt wäre es eine Riesenerleichterung für mich, wenn du meine Partnerin bleibst. Du weißt, dass ich mich viel lieber um ausgewogene Geschmackskompositionen kümmere als um ausgeglichene Geschäftsbilanzen. Außerdem«, sagte ich mit einem Achselzucken, »hat die Erfahrung gezeigt, dass wir ein gutes Team sind.«

Julia traten Tränen in die Augen. »Nicht wahr?«

»Oh nein. Heul jetzt bloß nicht los!«, befahl ich. »Die Visagistin ist schon weg, und wenn ich dich neu schminken muss, siehst du vor dem Traualtar aus wie eine Kreuzung aus Tammy Faye Bakker und Lady Gaga.«

Julia zog eine Grimasse und wedelte mit den Händen an ihren Augenwinkeln herum, um die Tränen zu trocknen. »Ich wünschte nur, deine Mom wäre heute auch hier«, seufzte sie.

Ich nahm ihre Hand und drückte sie sacht. »Ich auch.«

Dass Curtis – ob absichtlich oder nicht – den Tod meiner Mutter verursacht hatte, schmerzte mich immer noch so tief wie in der Nacht, als ich ihren letzten Tagebucheintrag gelesen hatte. Ihre schöne runde Handschrift war immer fahriger geworden, während sie schilderte, wie sie Curtis auf die Diebstähle angesprochen und er sie gegen die Wand gestoßen hatte. *Mein Kopf*, stand da, *tut immer noch weh*. Diesen Satz schrieb sie drei Tage, bevor sie in der Küche der St. Clairs zusammenbrach. Ich konnte noch nicht absehen, ob der Stachel, den mir diese Offenbarung ins Herz getrieben hatte, jemals wieder verschwinden würde – und vielleicht wollte ich das auch gar nicht. Dass Curtis jetzt wegen Brandstiftung im Gefängnis saß, und das vermutlich für lange Zeit, versöhnte mich jedenfalls nicht mit dem, was geschehen war. Es war mir selbst ein Rätsel, warum ein Teil von mir noch

immer jenem Curtis nachtrauerte, den ich mein Leben lang gekannt und geliebt hatte, während ich ihn andererseits dafür hasste, was er meiner Mutter angetan hatte, und unendlich froh war, ihn nie mehr wiedersehen zu müssen. Ich sehnte mich zwar danach, die Vergangenheit endlich hinter mir lassen zu können, doch ich wusste, dass ich mich dafür noch stärker von meiner Mutter lösen musste, und ich war mir nicht sicher, ob ich jemals dazu bereit sein würde. Ich wollte sie beim Backen an meiner Seite spüren. Ich wollte mir vorstellen, wie stolz sie auf Julia und mich und unseren florierenden Laden gewesen wäre. Ich wollte die Rezepte in ihrem Buch lesen und dabei ihre Stimme hören, als stünde sie direkt neben mir und erklärte mir alles Wort für Wort. Und ich wusste, dass Mom gewollt hätte, dass Julia an ihrem Hochzeitstag glücklich war.

»Wenigstens sind wir nicht allein«, sagte ich fröhlich. »*Deine* Mom ist hier. Und dein Dad.«

»Und *dein* Dad«, sagte Julia lächelnd.

»Ja«, sagte ich. »Ist das nicht verrückt?«

Nach dem Brand war Miguel zu seinen Kindern nach Ecuador zurückgekehrt, doch ein paar Wochen vor Julias Hochzeit war er wieder nach San Francisco geflogen, damit wir uns besser kennenlernen konnten. Er half mir, an meinem Spanisch zu arbeiten, und je besser ich mich in der Sprache zurecht fand, desto öfter kam ich in den Genuss seines sprühenden Humors und seines lauten, krächzenden Lachens, das er bislang voller Scheu zurückgehalten hatte. Julia hatte ihn so lange bearbeitet, bis er zu meiner Überraschung zugestimmt hatte, noch bis zu ihrer Hochzeit zu bleiben. Ich hatte ihn vom Fenster aus kurz gesehen, als er aus dem Bus stieg, den die St. Clairs für die Gäste aus San Francisco gechartert hatten. Nicht zu fassen, dass dieser in einen schicken grauen Anzug gekleidete Herr mit dem sorgfältig zurückgekämmten Haar Julia und mir einmal solche Angst eingejagt hatte. *Da ist mein Vater*, dachte ich, als ich ihn sah. Selbst unausgesprochen klang dieses Wort noch seltsam; es würde eine Weile dauern, bis ich mich daran gewöhnt hatte, ihn als Vater zu betrachten. Aber ich war auf dem besten Wege dazu. Hin und wieder versuchte er, mich zu einem Besuch in Ecuador zu überreden. *Tja, wie das Leben manchmal so spielt ...* Ich fühlte mich noch nicht bereit, meine übrigen Verwandten zu

treffen, und das Treat würde mich vorerst voll und ganz beanspruchen, doch ich hatte es mir offengelassen. *Vielleicht im Herbst.*

»Und Ogden«, sagte Julia. »Er wird ja auch dabei sein. Hast du ihn schon gesehen?«

»Nein, aber er ist bestimmt irgendwo. Er ist immer früh dran.« Ich verdrehte die Augen. »Typisch Farmer.«

Julia musterte mich abwägend, wobei sie ihrer Mutter einen Augenblick lang erschreckend ähnlich sah. »Er wird dir sagen, dass du wunderschön bist.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich glaube, er sieht mich am liebsten in einer Schürze.«

Diesmal verdrehte Julia die Augen. »Typisch Farmer.«

Da klopfte jemand an die Tür, und Sekunden später steckte Lolly ihren Kopf herein. »Julia St. Clair!«, japste sie. »Warum um alles in der Welt bist du noch nicht umgezogen? Die Gäste haben bereits Platz genommen!«

»Na und? Ohne Julia können sie ja schlecht anfangen«, sagte ich und ging zum Schrank, um Julias Kleid vom Bügel zu streifen.

»Man kann nie wissen«, warnte Lolly und zog die Tür hinter sich zu. »Diese Hochzeit wird jedenfalls nicht mit zwanzig Minuten Verspätung beginnen. Ich habe der Koordinatorin klargemacht, dass wir einen strikten Zeitplan haben. ›Wir St. Clairs sind Planer!‹, habe ich ihr erst heute Morgen eingeschärft. Und das stimmt doch, oder?« Nach einer kurzen Pause merkte ich, dass sie uns beide erwartungsvoll ansah.

Julia und ich warfen uns einen Blick zu, bei dem eine leicht gehobene Braue und die Andeutung eines Lächelns schon alles sagten, und brachen dann in Gelächter aus.

32 – Julia

Ich holte tief Luft, als Annie und meine Mutter mir in das Brautkleid und die Schuhe halfen. Das war der Moment, dem ich seit einem Jahr mit wachsender Nervosität entgegengesehen hatte, doch jetzt, da es tatsächlich so weit war, fühlte ich mich genauso, wie ich es mir für meinen Hochzeitstag immer erhofft hatte: ruhig und voller Selbstvertrauen. Im Spiegel des Kleiderschranks sah ich zu, wie meine Mutter den diamantbesetzten Kamm des Schleiers in meine blonde Haarkrone steckte.

»Oh, Julia«, sagte sie und trat einen Schritt zurück. »Du siehst einfach atemberaubend aus.« Ihr Blick wanderte zwischen Annie und mir hin und her, und ihre blauen Augen begannen feucht zu schimmern. »Ihr seht *beide* wunderschön aus.«

»Ich bin eine Braut«, sagte ich. Ich hörte die sanfte Verträumtheit in meiner Stimme, doch ich ärgerte mich nicht darüber. Allmählich begriff ich, wie gut es tat, auch einmal offen Gefühle zu zeigen und verletzlich sein zu dürfen.

Meine Mutter stellte sich neben mich, sah mich lange im Spiegel an und nahm meine Hand in ihre. Seit der Sache mit Curtis hatten wir ein herzlicheres Verhältnis zueinander. Offenbar machte sie einen ähnlichen Lernprozess durch wie ich und legte ihre Reserviertheit immer mehr ab. Als ich ihr endlich von der Fehlgeburt erzählte, hatte sie sofort angefangen zu weinen.

»Ich will nicht, dass du so etwas je wieder durchmachen musst!«, sagte sie völlig außer sich, und ihre tränennassen Augen blitzten dabei vor Zorn – nicht Zorn auf mich, sondern auf eine Welt, die es wagte, ihrer Tochter so etwas anzutun. »Aber wenn es so sein sollte, dann will ich bei dir sein. Versprich mir, dass du mich an deiner Seite sein lässt.« So heftig hatte ich sie noch nie erlebt; verblüfft, wie ich war, konnte ich nur stumm nicken.

Eines Tages, sagte ich mir in einer Anwendung von freudiger Zuversicht, *werde ich mein eigenes Kind auch so sehr lieben.*

In solchen Momenten wurde mir bewusst, wie sehr Wes'

unerschütterlicher Optimismus auf mich abgefärbt hatte. Unter seinem liebevollen Beistand blühte mein altes Selbstvertrauen wieder auf. Seine aufmerksame Fürsorge hatte mich sogar in den Wochen nach jener schrecklichen Nacht in Curtis' Haus vor der inneren Unruhe und Schlaflosigkeit bewahrt, mit der ich so lange zu kämpfen gehabt hatte. Natürlich konnte ich immer noch nicht vorhersehen, was die Zukunft für uns bereithielt, doch eins wusste ich jetzt mit Sicherheit: Es war besser, dieser ungewissen Zukunft gemeinsam entgegenzugehen.

Interessanterweise schien sich meine Mutter in den Wochen nach dem Brand das Beziehungsverhalten ihres zukünftigen Schwiegersohnes zum Vorbild zu nehmen. Noch bevor ich mir Sorgen machen konnte, wie mein Vater mit dem Verrat und dem Verlust seines langjährigen Freundes zurechtkommen würde, begann meine Mutter, auf ihren morgendlichen Power-Walk zu verzichten, um gemeinsam mit uns zu frühstücken. Von nun an machte sie meinem Vater diesen oder jenen Teil der Zeitung streitig, legte ihm zu jedem Stück Coffee Cake noch drei Scheiben Melone auf den Teller und schockierte uns eines Morgens sogar mit der Ankündigung, nun doch Golfspielen lernen zu wollen. Die Freude im Gesicht meines Vaters, wenn sie am Frühstückstisch erschien, war unbezahlbar. Ich verfolgte das Ganze mit Bewunderung und Erleichterung, und als ich meine Sachen packte, um endgültig von zu Hause ausziehen, tat ich es in dem guten Gefühl, meine Eltern unbesorgt sich selbst überlassen zu können.

In diesem Augenblick begann die große Standuhr in der Diele des Gutshauses zu schlagen. »Showtime!«, tirilierte meine Mutter. »Ich gehe mal nachschauen, ob dein Vater für seinen großen Auftritt bereit ist. Annie, garantierst du mir, dass ihr beide in dreißig Sekunden durch diese Tür seid?«

»Zu Befehl!«, sagte Annie und schlug ihre silbernen Hacken zusammen.

Sobald meine Mutter die Tür hinter sich geschlossen hatte, umarmte ich Annie so stürmisch, dass sie fast unter meinem Schleier erstickte.

»Todesursache: hochzeitlicher Gefühlsüberschwang«, nuschelte sie durch die Tüllschichten hindurch. »Nach diesem Jahr hätte ich das eigentlich kommen sehen müssen.«

»Danke, dass du hier bist«, sagte ich, ohne sie loszulassen.

Sie löste sich aus meinen Armen und sah mich mit vorgerecktem Kinn an. »Wo sollte ich denn sonst sein?« Sie gab mir einen sanften Schubs. »Jetzt aber nichts wie raus hier. Eine gestrenge Mutter wartet auf dich.«

»Und ein gut aussehender Bräutigam«, sagte ich. Mein Kleid raschelte elegant, als ich den Raum durchquerte.

»Und jede Menge Cupcakes!«, fügte Annie hinzu und hielt mir die Tür auf.

»Oh ja.« Bei dem Gedanken lief mir das Wasser im Mund zusammen. »Ich komme.«

Danksagung

Mein ganzer Dank gilt meiner klugen Lektorin und lieben Freundin, Jeanette Perez, die einen Traum wahrgemacht hat. Eine so einfühlsame Lektorin zu haben, die jederzeit bereit ist, ihre Taschenlampe anzuknippen, wenn man auf dem Weg des Schreibens die eigene Hand nicht mehr vor Augen sieht, ist Trost und Luxus zugleich. Außerdem danke ich all jenen bei Harper, die mir helfend zur Seite gestanden haben, unter anderen Carrie Kania, Brittany Hamblin, Eleanor Mikucki, Dalma De Leon und Alberto Rojas.

Von Herzen danke ich auch meinen Eltern, deren Großzügigkeit, leidenschaftliche Wissbegier und Begeisterung für das Leben mich immer inspirieren werden.

Vor allem aber danke ich meinem Mann Phil – meine ewige Liebe, meine Stimme der Vernunft und mein erster Leser – und meinen Kindern für das Geschenk, unendliche Liebe erfahren zu dürfen.